



Panz ist das Leben,  
das bringt die Freude  
Faehnrich.

### B e m e r k u n g.

Die Verschiedenheit der Orthographie auf den Titelblättern dieser „Verhandlungen“ im Rücksicht auf das Wort „Einstich“ und „Schiffstich“ wollen sich die geneigten Leser daraus erklären, daß gegenwärtiges Heft von dem derzeitigen Präsidenten redigirt ist, welcher die letztere Schreibart gebraucht.

# Berhandlungen

der gelehrten

# Estnischen Gesellschaft

zu Dorpat.

Seitlicher Band.

Dorpat,

in Kommission bei E. S. Robert,  
Universitätsbuchhändler.

Gedruckt bei Schumann's Witwe u. C. M.

1862.



Der Druck dieser Schrift wird unter der Bedingung gestattet,  
daß nach Beendigung derselben der Abgetheilten Censor in Dorpat die  
vorschriftmäßige Anzahl von Exemplaren vorge stellt werde.

Dorpat, den 23. December 1852.

Abgetheilter Censor Hofrath de la Croix.

Tartu Ülikool  
Raamatukogu

6-3-606821

## Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

### Erstes Heft.

	Seite.
Bemerkungen über die Wortvorgellehre in der estnischen Sprache. Von Dr. F. R. Fählmann	1
Über die neueste Declinationslehre des Pastor Ahrens und Dr. Fählmann. Von Pastor N. Hollmann,	14
Verteidigung meiner Ansicht von dem Verbum Passivum und von den Hauptcasen in der estnischen Grammatik. Von Propst Heller in Roppin.	23
Die finnischen Wörter für 8 und 9. Von Dr. A. Hansen.	46
Zu einer neuen Ausgabe Heinrich des Letten. Von Dr. A. Hansen	47
Russische Münzen bei Dorpat gefunden. Von Dr. A. Hansen.	84
Bericht der gefährten estnischen Gesellschaft vom 18. Januar 1845 bis zum 18. Januar 1847.	86

### Zweites Heft.

Bemerkungen über den Nominalis, Genitiv und Accusativ im Estnischen. Von Pastor N. Hollmann,	1
Gebildete und ungebildete Sprachen. Von Dr. Hansen	20
Sind die Wörter Jummal und Dorpat phönischen Ursprungs? Von Dr. Hansen.	24
Quintilius Buccius und Ambrosius Weltheus, zwei der ältesten estnischen Schriftsteller. Von Kollegienrath Santo.	25
Auszug aus einer vatikanischen Handschrift. Von Titularrath Pastor V. Hahn.	33

	Seite.
Mittheilung über Volkslieder bei den im Plessischen Gon- ternement angesiedelten Esten, nebst einer Beilage mit Liederproben. Von Dr. Kreuzwald.	43
Freie Uebersetzung eines estnischen Wiegensliedes. Von Ernst von Reinhall	60
Wie war der heidnische Glaube der alten Esten beschaffen? Von Dr. Fählmann.	63
Nachträge zu meinem Aussaße über die Chronologie Heinrich des Letten. Von Dr. Hansen.	69
G. A. Heuntann's Handbemerkungen zu Heinrich dem Letten. Mitgetheilt von Dr. Hansen	73
Orber's Handschrift der Origines Lironiae.	78
Kunstliche Münzen aus dem Estenlande. Von Dr. Hansen.	78
Herr Pastor Ahrens und die estnische Gesellschaft.	80

### Drittes Heft.

Wihof Albert und sein Orden. Von weil. Kollegienrath Dr. Hansen.	1
Ueber den Charakter der estnischen Mythologie. Eine Elegie von Dr. Fried. Kreuzwald	36
Volkslieder und Traditionen aus dem eigentlichen Estlande, bes- onders aus Harrien und der Wief. Von Pastor Bontrig.	50
Der dankbare Fürstensohn. Estnisches Volksmährchen. Von Dr. Fried. Kreuzwald	74

### Viertes Heft.

Dr. Fried. Rob. Fählmann's Leben. Von Dr. Kreuzwald.	1
Ueber estnische Orthographie. Von Dr. Fählmann.	51
Die Sage von Wannemuhne. Von Demselben	72
Eine Ode in Altepiadischen Strophen. Von Demselben	77
Möglichst getreue Uebersetzung derselben. Von Kollegien- rath G. W. Sano	79
Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft in den Jahren 1848—1851. (Vortrag des Präsidenten N. Reinhall, gehalten am Jahresinge 1852.)	80

Verhandlungen  
der gesetzten  
Estonischen Gesellschaft  
zu Dorpat.

## Zweiter Band

### Erstes Heft.

Dorpat,

in Commission bei G. S. Kato.

Leipzig,

In Commission bei G. K. Stöber.

Der Druck ist unter der Bedingung erlaubt, daß die gesetzliche Anzahl  
Exemplare der Censur-Commité abgeliefert werde.

Dorpat, den 4. Septbr. 1817.

Censor Sabmen.

## I.

# Bemerkungen über die Wortwurzel- lehre in der estnischen Sprache.

Von dem Präsidenten der Gesellschaft,  
Dr. K. N. Fahlmann.

Die Wortwurzellehre hat in den Sprachen, zu deren Aufstellung man sie unternommen, noch sehr wenig Nutzen gebracht. Die Sprachen nämlich, in denen man das Bedürfniß einer Wortwurzellehre fühlte, haben schon zu viel Geschichte — sie haben schon zu viel Kata und Katastößen durchgemacht, Fort- und Rückschritte. Man mußte in der Geschichte zurückgehen und kam dennoch nicht auf eine Zeit, wo wenigstens der größte Theil der Wurzeln noch lebendig in der Sprache vorhanden wäre. Man sprach daher den Satz aus: die Wurzel sei auch kein lebender Theil der Sprache und sei es niemals gewesen; man müsse die Wurzel als einen theoretischen Sprachtheil sehen<sup>1)</sup>. Diese Ansicht wurde noch bestätigt durch die Forschungen, die man im Sanscrit versandt. Es war aber damit der Willkür Raum gegeben; man verlor sich in das Unbestimmte

---

1) Schmidhenners in seiner Teutonia I. p. 59, 160 ff. In seiner deutschen Etymologie p. 161 nennt er die Wurzel ideelles Moment. Im Contrast damit steht der Ausdruck J. Grimm's (deutsche Grammatik 1840. I. Einleitung p. 21): „die geschiehte macht uns mit den eigenhümlichkeiten der alten, wie der neuen sprache bekannt. die alte sprache ist rein, voll und wohlbändig in ihren lauten — — — ein außerordentlicher weitererath bietet unabgenugte wurgeln dar in fast vollständiger entfaltung.“ U. s. w.

und Wollige, und was dem Einen recht war, genügte dem Andern noch nicht. Man stieg zu den einfachen Naturlauten, sogar zu den nächsten Wortelementen hinauf und freute sich über ein Phantasienspiel, woran man alle Sprachen gemeinschaftlich Theil nehmen ließ — ohne irgend einen wesentlichen Nutzen für eine fragliche Sprache zu schaffen<sup>1)</sup>.

Bei einem vorläufigen Besuch in der estnischen Sprache fand ich, daß die Wortwurzeln hier sich anders fassen lassen und daß diese Lehre von bedeutendem Nutzen für die estnische Sprache werden könne. Wir finden nämlich im gebräuchlichen Wortschatz Sprachteile, welche die hinständlichen Requisite der Wurzeln haben, nicht an vager Theorie fräufeln und vollkommen geeignet sind, die etymologischen Fragen zu lösen, die wir an die Wortwurzellehre zu richten haben.

Behuß einer estnischen Wortwurzellehre will ich hier einige allgemeine Sätze voranschicken und dann etwas Specielles folgen lassen. Dieses Specielle umfaßt aber nicht das ganze Gebiet der Etymologie — es wäre zu umfangreich für diese Verhandlungen. Ich werde mich hier nur beschränken auf die Ableitung der Verba mit Zubehör von ihren Wurzeln. Dies ist aber auch der wichtigste und noch nicht genug beachtete Theil der estnischen Etymologie — das Uebrige läßt sich leicht hinzufügen.

Wörter, die zu einer etymologischen Familie zusammengehören, stehen in einem Abhängigkeitsverhältniß zu einander, daß sich auch elementarisch zu erkennen giebt, d. h. das elementarisch zusammengefügtere Wort ist vom einfacheren abgeleitet. Gehen wir aber immer zum einfacheren zurück, so gelangen wir endlich zu einem Wort oder einer Form, wovon die übrigen Glieder der Familie alle abgeleitet werden können — zu der Wurzel (v. *primitivum*).<sup>2)</sup> Diese Wurzel pflegt nun der Bedeutung und den Elementen nach das einfachste Glied der Familie zu sein.

1) Eichhof, Vergleichung der Sprachen von Europa und Indien, übersetzt von Raetschmidt, Leipzig 1840. u. 2.

2) Bei dieser Bestimmung des *primitivum* lasse ich das *plus tempore* ganz unberücksichtigt.

Der Mechanismus der Ableitung ist im Estnischen sehr einfach und consequent — die estnische Sprache steht ihrer ursprünglichen Einfachheit näher, als andere, abgeschliffene, Sprachen und hat zähe den äußern Eindrücken widerstanden.

Wenn wir von einer estnischen Wortwurzel alle zu ihrer Familie gehörigen Ableitungsformen bilden wollen; so geschieht dies, indem 1) die Wurzel einem Lautwandel unterworfen wird; 2) nimmt das abgeleitete Wort an Anfang zu, indem Ableitungsteile angefügt werden; 3) ist die Copula zu merken, mittels welcher die Ableitungskette sich anfügen.

1) Der Lautwandel steht im Estnischen unter einfachen aber strengen Gesetzen. Sind die zu dem Lautwandel nothwendigen Elemente und Bedingungen vorhanden, so tritt derselbe an genannten bestimmten Formen constant ein, an andern wieder nicht. Der Lautwandel ist in Sprachen, wo er vorkommt, meistens euphonisches Moment und beschränkt sich meistens nur auf die Ableitungszugaben. Aber im Estnischen ist er nicht bloßes euphonisches Moment, weil starre Formen neben abgewandelten stehen, und er treibt nicht an der Oberfläche sein Wesen, sondern ändert das Wort in seinen Grundelementen, in der Wurzel ab. Die reine Wurzel hat immer die starre, unabgewandelte Elementarform<sup>1)</sup>.

2) Die Ableitungsendungen sind im Estnischen sehr manyschfältig. Seltens wird im Estnischen eine Ableitungsnote vom angezeigt. Raum lässt sich im Estnischen (wie auch in anderen Sprachen) in den Ableitungsentzügen etwas Selbstständiges erkennen, so daß sie abgetrennt eine besondere Bedeutung hätten oder ein selbstständiges Leben führen könnten. Nur die Abhänge der drei inneren Locatcasus lassen sich für Verhältniswoörter (Präpositionen) erkennen (kircikas, kircikasse, kircikast für kirciko sees, siisse, seeñ); die Personalendungen des Verbs im Plural lassen sich auf die Personaleronomina zurückführen (me aitame, te aitata, nad (newmab) aitarvad).

1) Den Lautwandel habe ich wegen seiner Consequenz und wegen ferner tiefen Eingriffs in den Elementarbestand des Worts Elementarfexion genannt (s. dieser Verhandlung I Bd. 2 Heft über Stammflexion). Kyrins nennt ihn in seiner Grammatik Mutation.

3) Die Copula, mittels welcher die Ableitungs- und Flexionsendungen angefügt werden, ist ein Vocal – der Bindervocal<sup>1)</sup>. An die Wurzel (das einfache Nomen) heften sich die Kasusendungen durch einen Vocal (Declinivocal). Aus der Wurzel wird das entsprechende Verb gebildet, indem sich die Verbalendung *ma*<sup>2)</sup> an die Wurzel wieder durch einen Vocal (Conjugivocal) fügt. Der Bindervocal für Declination und Conjugation ist in den meisten Fällen verschieden, wodurch Verwechslungen von Nominal- und Verbalformen verhütet werden. Obgleich der Bindervocal, wenn er einmal aufgetreten ist, sehr constant bleibt; so fehlt er doch wieder in einigen bestimmten Fällen, und diese sind dann wieder eben dadurch bezeichnet.

Über das estnische Wurzelwort und sein Verhältniß zu den Ableitungen läßt sich nun Folgendes bestimmen:

1) Der größte Theil der Wurzelwörter ist in voller Jugendfrische und Ursprünglichkeit im täglichen Gebrauch. In Schriften finden wir sie freilich selten; dies führt aber daher, daß die Schriftsteller nur wenige dieser Wurzelwörter kennen und zu handhaben verstehen. Die Volksprache ist, weil sie dieser Wurzelwörter sich oft bedient, eine energischere und präzisere, als die Schriftsprache. Bei einiger Aufmerksamkeit hören wir oft den Ausdruck im Munde des Volks, den wir theoretisch zu schaffen kaum wagen würden. Ein großer Theil der Volksthumlichkeit der Masingschen Schriften beruht auf der richtigen Benutzung dieser einfachen Wurzelwörter, und ein Theil des Ansloges, den diese Schriften bei der classischen Schule fanden, bestand ebenfalls in dem häufigen Gebrauch derselben.

2) Soll eine solche Wurzel echt sein, so muß sie, nach dem allgemeinen Requisit, so einfach wie möglich sein; die Wurzel

1) Seine besondere Betrachtung wird in einer eigenen Abhandlung folgen.

2) Wenn hier vom Verb im Allgemeinen die Rede ist, so verstehe ich zunächst das nominale verbi (den ersten Infinitiv der älteren Grammatiker, *Utrum* des Verbs bei Uhrens) darunter, welches die wichtigste und für die Conjugation einflußreichste Verbalform ist.

ist, um es kurz zu sagen, einsilbig. Doch will dies zum grammatischen genommen werden.

3) Die reine Wurzel ist im Estnischen ein Nomen, — ein Substantiv, ein Adjektiv, ein Verbaladjektiv (Präposition) oder ein Attribut. Die Präpositionen können fast alle auf Nomina zurückgeführt werden, und die als Wurzelväter auftretenden Attributia sind Declinativörter.

4) Das reine Wurzelwort lässt in seiner Hauptform — im Nominativ — keinen Lautwandel zu, wenn die zu diesem Vorgange nötigen Bedingungen vorhanden sind. Es ist daher ein unrichtiges Verfahren, durch Lautwandel abgeänderte Formen zum Anfangspunkt der Wortforschung zu wählen, wie dies wohl geschehen ist<sup>1)</sup>.

5) Sollen von der reinen einsilbigen Wurzel die Ableitungen gemacht werden, so ist folgendes zu messen:

a. In gewöhnlichen Fällen wird das *verbum immediatum* gebildet, indem die Verbalendung *ma* mittels eines Vocals, (der wie schon erinnert worden, ein anderer zu sein pflegt, als der Declinativocal der Wurzel) an die Wurzel gehestet wird. Das *substantivum und adjективum verbale* dieses Verbs entstehen, indem an den Konjugirvecal *mine* und *ja* angehängt werden. Das *verbum causativum* wird gebildet, indem man an den Bindevocal des verb. *immediat.* die Verbalendung *tama* (die also zugleich ihren eigenen Bindevocal, *e*, hat) anfügt, und *ja* an *substantivum* und *adjективum verbale* hängen ihr *mine* und *ja* an seinen Bindevocals.

*jätk*, g. *jätko*. *jätkama*. *jätkatama*<sup>2)</sup>.

*jätkamine*. *jätkaramine*.

*jätkaja*. *jätkataja*.

*fätk*, g. *fätko*. *fätkama*. *fätkatama*<sup>3)</sup>.

*töpk*, *töpko*. *töppema*. *töppetama*<sup>4)</sup>.

1) In Fällen (s. unten 7. b. und Verhandlungen Bd. I. Heft 2. pag. 1.) ist der Stamm im Genitiv und kann leicht entkleidet werden.

2) Junckte, vergrößern — die Vergrößerung — der Vergrößernde zunehmen lassen — das Junckmentlassen — der das Junckmen veranlaßt.

3) Blühen, wachsen, ergieben. 4) Ende, Beschluß, entzigen neutr. einzigen act.

ism, isma. (Imma. ismutama<sup>7</sup>).

ang, ange. anguma. angutama<sup>8</sup>).

el, ella. ellima. ellitama<sup>9</sup>).

joots, joosso. joossema. joossetama<sup>10</sup>).

sit, sitta. sittuma. sittutama<sup>11</sup>).

b. Hat die Wurzel die Elemente für den lautwandel, so hat das verbum immediativum mit seinen unmittelbaren Ableitungen die starre Form, das verbum causativum mit seinen Ableitungen die abgewandelte.

förb, förvi. förbema. förvetama.<sup>12</sup>)

förkemine. förvetamine.

förbeja. förvetaja.

fig, fige. fikuma. figutama.<sup>13</sup>)

täif, täigi. täifuna. täigitama.<sup>14</sup>)

ulf, ulga. ulfuma. ulgutama.<sup>15</sup>)

till, tilga. tilluma. tilgutama.<sup>16</sup>)

löhf, löhho. löhfuma. löhhuimma.<sup>17</sup>)

puhf, puoho. puuhama. puuhaimma.<sup>18</sup>)

wand, wanno. wanduma. wannutama.<sup>19</sup>)

lend, lenno. lendama. lennatama.<sup>20</sup>)

c. Hat das verbum immediativum keinen Conjugitvocal, so nimmt das verbum causativum, das beide Conjugitvocale hat, das a als ersten Conjugitvocal an.

seis, seiso. seisoma. seisatama.<sup>21</sup>)

möist, möisto. möistma. möistatama.<sup>22</sup>)

taul, taulo. taulma. taulatama.<sup>23</sup>)

fand, fanno und fanna. fandma. fannatama.<sup>24</sup>)

1) West. erscheinen. erscheinen lassen, offenbaren. 2) Schneeberg. erstarren. erstarren lassen. 3) Gott. gott, empfindlich sein. vergötzen, einen empfindlichen Theil schonen. 4) Lauf. laufen. laufen lassen. 5) Unrat. Notdurft verrichten. abhalten. 6) Braun. braun werden. braun machen. 7) Schaukel. schwanken. bewegen. 8) Glanz. glänzen. Glanz verbreiten. 9) Menge. herumschwirren. herumführen. 10) Tropfen. tropfen. tröpfeln. 11) Spalten. spalten n. spalten a. 12) Lauter Zusathmen. verschneien. verschneien lassen. 13) Schware. schwören. schwören lassen, beeidigen. 14) Flug. fliegen. fliegen lassen — lehren. 15) Verstand. verstehen. errathen lassen, ein Röthsel aufgeben. 16) Stand. stehen. zum Stehen bringen. 17) Gesang. singen. (singen lassen) trauen. 18) Baumstumpf, Fußgestell — Feste. tragen. tragen.

d. Ist die einsilbige Wurzel offen, so wird des Wehlaute wegen ein Consonant angehängt, der für die Declination der Wurzel verbleibt, nicht aber in die Ableitungen mit übergeht. Dieser Consonant ist *k* oder *m*; das *m* hat die Wurzel vom nomen verbū entlehnt.

saak, sagi, sama, saatma.<sup>1)</sup> \*)

samine, saatmine.

saaj, saatja.

saik, saigi, saima, saatama.<sup>2)</sup>

löök, lõgi, lõma.<sup>3)</sup>

miieks, miieksi, miinema, misestama?<sup>4)</sup>

soök, soigi und soom, söma, söma, söötma.<sup>5)</sup>

joot, jogi und joom, joma, joma, jootma.<sup>6)</sup>

loom, loma, loma, lootma?<sup>7)</sup>

wödim, wödmo, wöima, wöitma.<sup>8)</sup>

6) Die Wurzel ist scheinbar zweisilbig, wo sie eigentlich durch einen zusammenliegenden Doppelconsonanten geschlossen wird; aber die Aussprache eines solchen Doppelconsonanten ist nur möglich durch die Anhängung eines Vocals. Dieser Vocal ist meistens nur der in den Nominativ aufgenommene Declinationalvocal *a*, *e*, *o*; das *i* ist ein laut gewordenes *j* oder es ist sehr schwach und wird ganz ignoriert.

sulla, sullo, sulfama, sulfatama.<sup>9)</sup>

fullo, fullo, fullumo, fullutama.<sup>10)</sup>

luggo, loo, luggema, loetama.<sup>11)</sup>

1) Gang, Vorheit, erlangen, gelangen, schicken, die Erfolgung, der Erfolgsende, das Schicken, der Sender, Führer. 2) Gang, gehen, gängeln. 3) Schlag, schlagen. 4) Weggang, weg gehen, ehemächtig werden. 5) Speise, essen, füttern. 6) Trank, trinken, tränken. 7) Geschäft, schaffen, hoffen. 8) Macht, können (mächtig sein), besiegen (Macht üben). 9. Flüssig, Thauwetter, schmelzen u. schmeißen a. 10) Verbrauch, sich verbrauchen, verbrauchen, verschleudern. 11) Geschichte, Gesang, Geschicht, lesen, lesen lassen.

\*) Das *verbum causativum* hat hier öfter, statt *toma*, die verkürzte Form *tma*, die auch sonst vorkommt. Einige der hier aufgelisteten *verba causativa* haben ihre eigene selbständige Wurzel: sööt, joot, wödit (Fütterung — Futterpeise, Trank, Sieg).

fari, farja, farjuma, farjutama.<sup>1)</sup>

fuss, fusse, fussemo, fussetama.<sup>2)</sup>

7) Merkwürdig sind die zweiflügigen Quetschwurzeln auf e. Sie sind wohl sinnlich für Ableitungen anzusehen, denn

a. ist in einigen Fällen neben der Form auf e auch noch das eigentliche Wurzelwort vorhanden, und während in diesen Fällen die eigentliche Wurzel mehr allgemeine und abstrakte Bedeutung hat, drückt die zweiflügige Form auf e etwas Beschränktes und Concretes aus.

and anni und anne, ande, andma.<sup>3)</sup>

wand, wann und wanne, manne, wanduma, wan-nutama.<sup>4)</sup>

piddo, pes und piddo, piddeme, piddama.<sup>5)</sup>

wist, wido und wiste, wite, wittma.<sup>6)</sup>

üüb, üe und üe, ue, üüduma.<sup>7)</sup>

murd, muris und murre, murke, murdma.<sup>8)</sup>

b. Dem Lautwandel nach sind viele dieser e-Formen im Nominativ abgewandelt und im Genitiv tritt wieder die starre Urform hervor, daher man zum Behuf der Ableitung die reine Wurzel leicht findet, indem man die Kasusendung des Genitivs abwirft.

fabe, fape, sapima.<sup>9)</sup>

lide, lile, litma.<sup>10)</sup>

lige, lüf-me, lüfuma, ligutama.<sup>11)</sup>

tärge, tärk-me, tärkema.<sup>12)</sup>

ebhe, ehte, ehtina, ehitama.<sup>13)</sup>

turte, turte, turduma, turutama.<sup>14)</sup>

1) Grede. Geschrei erheben. zum Schreien bringen. 2) Parcharnen. abholten. 3) and Gabe, sonst Geschenk. anbeis andma verzeihen, d. h. als Geschenk geben. 4) wand Schwur, Fluch. wann die einer Person vorgelegte Eid schwören, schwören. breibigen. 5) piddo Lage, pidde has Befestigungsmittel, die Handhabe. halten. 6) (rea-) mit Verzögerung. (rea-) wibe Zeitzerteid, Steckenpferd. 7) üüb Ruf, ue ein abgebrochener Laut, Silbe. 8) murd Bruch, murce Dialekt (heute murdma eine neue Sprache erlernen). brechen. 9) Abgeschabtes. schaben. 10) Klebmittel. lächen. (aber auch litu mistema, also auch lit, lido). 11) Getrennt. sich bewegen. bewegen. 12) Reede. einschneiden. 13) Schmud. lieb schmücken. schmücken. 14) Duellmittel für ausgetrocknetes Holzgesägtes. quellen o. quellen a.

In den meisten Fällen erscheinen neben den e-Formen die eigentlichen Wurzeln nicht mehr; diese scheinen von ihnen verdrängt zu sein. Die Ableitungen haben keine Schwierigkeit.

asse, asseme. astama. astutama.<sup>1)</sup>

aste, astme. astuma. astutama.<sup>2)</sup>

iste, istme. istuma. istutama.<sup>3)</sup>

kuse, kuse. kusuma.<sup>4)</sup>

käste, käste. kastma.<sup>5)</sup>

lässe, lässe. lassuma. lassutama.<sup>6)</sup>

wöste, wöste. wötma.<sup>7)</sup>

südde, südeme. südduma.<sup>8)</sup>

nüsse, nüsse. nüstuma. nüstama.<sup>9)</sup>

selge, selge. selguma. sellitama.<sup>10)</sup>

wirge, wirge. wurguma. würtutama.<sup>11)</sup>

firge, firge. firguma. firutama.<sup>12)</sup>

kudde, koe. kudduma.<sup>13)</sup>

Abweichungen von diesem einfachen Verlauf finden statt.

1) Die verba immediativa auf nema. Sie drücken ein allmäßiges Werken aus. nema wird an die Wurzel gehängt, meistens durch einen Vokal; das causativum hat meistens ndama (aus netama zusammengezogen), auch tame.

mäddä. mäddanema. määndama.<sup>14)</sup>

tühhi, ja. tühhenema. tühhendama.<sup>15)</sup>

al. altonema. allandama.<sup>16)</sup>

1) Stelle, Ort. sich irgendwo niederlassen, einrichten, ansiedeln. jemand ansiedeln. 2) Tritt, Schritt. treten, treten lassen. 3) Sig. signieren, verpfänden. 4) Stuf. Einladung. rufen, einladen. 5) Beziehungsmittel, Kunde, Thau. benennen. 6) Geföff. saufen, lecken. tränken, lecken lassen, z. B. persen. 7) Hand voll, wie viel man mit einem Griff erfassen kann. nehmen. 8) Band. binden. 9) feucht. feucht werden. feucht machen. 10) hell. sich aufstellen (der Himmel). hell machen. 11) schnell aus dem Schlaf erwachend. aufwachen. auwicken, Kärm dazu machen; mit dem Bläuel klopfen. 12) gestreckt, gerade. sich strecken. strecken. 13) Webereinschlag. weben. (kudde bei Loich, kudduma loichen). 14) faul. faulen. faulen lassen. 15) leer. leer werden. leer machen. 16) unter, unten. sich erniedrigen, herabsteigen. niedriger machen, herabsetzen.

ülle. üllenema. üllendama.<sup>5)</sup>  
 tagga. tagganema.<sup>6)</sup>  
 ðige. ðignema. ðiendama.<sup>7)</sup>  
 appo. apnema. appatama.<sup>8)</sup>  
 liggo, leo. liggunema. leotama.<sup>9)</sup>  
 liggo, leo. tiggunema. teotama.<sup>10)</sup>  
 pubbo, pudde. puddenema. poetama.<sup>11)</sup> &c.

2) Obgleich die Wurzelwörter vorhanden sind, vertritt eine abgeleitete Form ihre Stelle für die gewöhnlichen Ableitungen.

arm. armas. armastama.<sup>8)</sup>  
 umb. umnis. ummistama.<sup>9)</sup>  
 wille. willis. willistama.<sup>10)</sup>  
 sôbr. sôbrus. sôbrustama.<sup>11)</sup>  
 unni. unnis. unnistama.<sup>12)</sup>  
 walli. wallisus. wallisema.<sup>13)</sup>

Ferner gehören hierher die Substantiva auf -in, die einen ungeregelten Laut über eine ungeregelte Bewegung ausdrücken. Das verbum immediativum entsteht, indem das in des Nomens in isemá sich verwandelt, und das causativum macht aus sema (se)stama. Von den meisten existieren noch die reinen Wurzeln.

follin. follisema. follistama.<sup>14)</sup>  
 torrin. torrisema. torristama.<sup>15)</sup>  
 färrin. färrisema. färristama.<sup>16)</sup>  
 lorrin. lorrifema. lorrictama.<sup>17)</sup>  
 praggin. praggisema. praggistama.<sup>18)</sup>

1) über. steigen, sich erhöhen. erhöhen. 2) hinten. zurücktreten. 3) gerade. gerade werden. gerade machen. 4) sauer. sauit werden. sauern. 5) Weiche, Pfütze. weich werden. weich machen (durch Nässe). 6) Unflatth. zu Unflatth werden. zu Unflatth machen, verlämmen. 7) klein. zerfallen. zerbröckeln u. 8) Liebe. lieb. lieben. 9) geschlossen. zu machen. ummis in der Zusammensetzung ummis = eng, besohnter Schuh. 10) Blöte. pfeifentrule willis = auf Wind = Pfeifloch. 11) Freund. Freundschaft. befreunden. 12) Sicht. trümmern. übersper Trümmer! 13) gewaltig. Herrschaft. herrschen.

14) Gepolter. poltern. Gepolter machen. kol Popang, kollo Möchtetrichter, kolle unheimlich. 15) Gebrumme. brummen. torro Röhre. 16) Geknarr. Knarren. färra Cárm, Getümml. 17) Geplauder. plaudern. 18) Geprassel. prasseln. praggo Riß, Spalte.

räggin. räggisema. räggistama. <sup>1)</sup>  
 forrin. forrisema. forristama. <sup>2)</sup>  
 wärrin. wärrisema. wärristama. <sup>3)</sup>  
 wabbin. wabbisema. wabbistama. <sup>4)</sup>  
 libbin. libbisema. libbistama. <sup>5)</sup> ic.

3) Von einer Wurzel werden Verba mit verschiedenen Conjugativvocalen abgeleitet:

watri. warjuma — warjutama. warjama. <sup>6)</sup>  
 sit. sittuma — sittutama. sittama. <sup>7)</sup>  
 wödie. wöidma. wöiduma. <sup>8)</sup>  
 tuul. tulama. tuulduma — tulutama. <sup>9)</sup>  
 mured. muredma. mureduma. <sup>10)</sup>

feer. ferama. ferima — feritama. feruma. <sup>11)</sup>  
 (fulus). fuhna. fulama. fuluma — fulutoma <sup>12)</sup>

4) Es gibt causativa der Form nach, ohne die entsprechenden immediativa:

abbi. awmitama. <sup>13)</sup>  
 walle. valletama. <sup>14)</sup>  
 wallo. wallutama. <sup>15)</sup>  
 lirjo. lirjutama. <sup>16)</sup>  
 tanje. tanjutama. <sup>17)</sup>

5) Unregelmäßigkeiten sind:

a. Lüddema hat zum verbum causaticum fütma statt förtama. <sup>18)</sup>

1) Geknirs. Knirschen. rägga Geknirsch. 2) der Ton beim Rieseln. rieseln. 3) Schauder. gitzen. schütteln. 4) das Schlottern. schlöttern. 5) das Straucheln. strauchein, gleiten. libbe glatt. 6) Schatten. sich verborgen. beschatten. einen beschänkenden oder Unglückschatten auf etwas werfen: wano zu warjab noort der alte Baum heimt durch seinen Schatten das Wachsen des jungen, willstus warjab meie maaja das Unglück beschatten unter Haus. 7) Mist. müsten. abhalten. düngen. 8) Schmier. beschmieren. schmutzig sein. 9) Wind. windigen. beim Winde ausgesetzt sein — tüsten. 10) Bruch. brechen. brüchig sein. 11) Gebrecht, broß, wenden. sich im Kreise drehen — schroten. drall werden. 12) hören. nachfragen. erdenauten — verlaufen lassen, verklündigen.

13) Hilfe. helfen. 14) Lüge. lügen. 15) Schmerz. schmezen. 16) bunt. schreiben. 17) (stark) steif. steif machen.

18) helfen v. n. heißen v. act.

äcf. ärlama. ärratama. überspringt eine Stufe in der Elementarstetion.<sup>2)</sup>

öpve. öppima. öppelama.<sup>3)</sup> wechselt den Conjugitivocal; eben so

juht. juhtuma — juhhatalama.<sup>4)</sup>

b. wettima — wettama<sup>5)</sup>, füttima — füttitama<sup>6)</sup> (contr. in sütama) fötima<sup>7)</sup> und täitma<sup>8)</sup> werden (nicht von wessi,<sup>9)</sup> süssi,<sup>10)</sup> föis,<sup>11)</sup> täis,<sup>12)</sup> sondern) von den Indefiniten wet, füt, föt, täit gebildet.

c. Von tuggi, toe Stütze, existiert ein vollständiges verb. causativum toetama; vom immediativ ist nur das partizip. tuggew stark mit seinem Comparativ vorhanden und deutet auf ein v. immediat. tuggema.

d. pelgama scheuen, ist nur im Dörpt. Dialekt und pel-lemama scheuchen, nur im Revolischen; pelg, peljo, Furcht, Flucht in beiden.

palla, hize, Brand, nur selten gebräuchlich. Statt des regelschrechten Dörptischen vallama ist im Revolischen pöltemo. pal-law, heiß, brennend, partie. von pallama, ist in beiden Dialekten.

Diese Untersuchungen, so kürz sie zu sein scheinen, können von einem Nutzen in der estnischen Sprache sein. Wie die Etymologie überhaupt eine genauere Einicht in die Ökonomie einer Sprache verschafft und viele Dunkelheiten aufhellt, so gewährt sie auch einen vergleichenden Blick in die verschiedene Sprachlogik der verschiedenen Völker. Hier Folgendes:

1) Bei sonst mangelhaften Verbalformen hat der Este fast überall beim Verb die immediative und causative Beziehung. Aber souveränerweise fällt in den meisten Fällen das nomen verbi causativi und passivi zusammen — woher das? Die bisherigen Erklärungsversuche genügen nicht. Auch das verbum

1) munter, aufwochen, aufwecken. 2) Aufgabe, fernen, lehren. 3) Führer, von ungefähr wohin gelangen, zurecht weisen. 4) In Wörter quellen n. und act. 5) sich entzünden — anzünden. 6) binden. 7) füllen. 8) Wasser. 9) Höhle. 10) Stein. 11) voll.

causativum hat noch sein passivum: luggema — loetama — loetatama, loetataesse ic.

2) Diese Untersuchung bringt Verba, die dem Sprach- und Schriftgebrauch nach sehr verschieden in der Bedeutung sind, in ein immeziatives und causatives Verhältniß zu einander, welches sich auch bei genauerer Betrachtung herausfindet:

saedama fallen, saatama und sajatama fällen, Demandes Fall bewirken — daher verwünschen.

moggama schlafen (maatama, contr. in) matma zum schlafen bringen — daher beerdigen.

taulma singen, taulatama singen lassen — daher trauen (copulieren).

üökuma glauben, usutama einen Glauben beibringen — nach dem Sprachgebrauch: durch Drehen und Schümpfen etwas erlangen (deutsche Sünden!).

tõusema steigen, tõuma heben (contr. aus tõusetama). ic.

3) Manche Ausdrücke und Formen lassen sich leichter erklären:

üüt und üe sind Wurzeln für üüdma rufen. Üüt gilt in der Schriftsprache für Vermögen, Reichthum, in der VolksSprache heißt es Ruf in allgemeiner Bedeutung und guter Ruf.

weid Bill, juunim ist die Wurzel von waidlema disputiren; nad waidlewad, sie wollen einer den andern zum Stillschweigen bringen.

jahho Mehl hat das Verb jahtutama mahlen (aus jahtutatama), und jahhe fühl hat jahtuma fühlt werden und jahtutama fühl machen. :c.

4) Wir hören diesen und jenen ungewöhnlichen Ausdruck im Munde des Volkes und wissen ihn zu deuten:

ode. ta en omme ote, mino ode täna. <sup>1)</sup>

öppre. teinal täna juur öppre peal. <sup>2)</sup>

tutse. kutsje vörerad und lappolised. <sup>3)</sup>

1) Er ist morgen im Barten (holt Badje), mein Barten ist heute. ote, ote die Wurzel zu etama warten. 2) Er hat für heute eine große Bernausgabe. öppre die Wurzel zu öppima fernern. 3) Gefahrene Gäste und ungeladene. kutsje die Wurzel zu kutsuma rufen, nennen, einladen.

fäuse. ma toon fätsel. <sup>1)</sup>

lobe. oh la foera lobe. <sup>2)</sup>

8) Diese Untersuchung könnte endlich eine Anleitung zur vorsichtigen Bildung neuer sprachrichtiger Ausdrücke geben — und wäre zugleich eine Antwort auf den Brief des Puddässer-schen Schulmeisters, werin die Bildung neuer Wörter zur Bereicherung der Sprache vorgeschlagen wird.

---

## II.

### Ueber die neueste estnische Declinationslehre des Pastor Ahrens und Dr. Fählmann.

Vom Pastor N. Hollmann.

---

**D**ie neuesten Erscheinungen im Bereiche des estnischen Sprachgebietes nötigen zum Rückblöde in die jüngere Vergangenheit; das Gewordene muß als aufgegangene Saat einer früheren Zeit begriffen werden. Herren Dr. Fählmann's und Pastor Ahrens Leistungen zum Verständnisse der estnischen Sprache dürfen daher nicht als isolirte — willkürliche Erscheinungen angesehen werden.

Vunge bestand die estnische Grammatik aus ererbten Besprechungen und Vorurtheilen; es schien unzulässig sich von der überkommenen Autorität loszagen zu können, ein Widerspruch gegen Hupels Kasuslehre vor dem älteren Manne unerträglich und erschien bei der jüngeren Generation als jugendlicher Unwille ohne alle Berechtigung. Da geschah es, daß Propst D.

---

1) Ich bringe es als Probe. Käse die Wurzel zu Patjuma versuchen, probiren. 2) O du, womit man den Hund wirst. lobe, lobe die Wurzel zu Iopima werfen, schmeißen.

W. Masing aus Maholm nach Eids versegt wurde und mit ihm auch der von ihm angesammlte Sprachschatz in unsere Provinz und zunächst auch in den Bereich der damaligen akademischen Jugend. Während Masing theils öffentlichen Widerspruch stand, theils privatum in anonymen Briefen über seine reformatorischen Bestrebungen zu Rede gestellt und zurechtgewiesen wurde — sollte ihm die jüngere Generation ungeteilten Beifall, der um so beachtenswerther erscheinen musste, da die von der alten Grammatik noch nicht gefesselli Jugend ein offenes Ohr hatte für den Klang und Rhythmus der VolksSprache, und in Masing's Schriften die VolksSprache in einer Genuinität wiedererkannte, wie sie bis dahin in Druckschriften noch nie zum Vorschein gekommen war und in späteren neueren Schriften auch nicht wiederzufinden ist. Ich hatte Gelegenheit, ihn öfter in mündlicher erinnerter Rede sprechen zu hören. Seine mündliche Rede war schöner und correcter als seine schriftliche; in solchen Augenblicken schien der Sprachgenius in seiner Lebendigkeit die Sprache von Neuem zu schaffen. Ich war Corrector einiger Schriften Masing's und hatte daher auch Gelegenheit, mich über die estnische Sprache von ihm belehren zu lassen. Auf meine Frage, ob wir von ihm eine estnische Grammatik zu erwarten hätten — antwortete Masing, daß dieses Vorhaben zu früh sei; theils wäre der sprachliche Horizont durch Vorurtheile noch zu sehr getrübt und der genuine Sprachschatz den Meisten noch zu wenig zugänglich geworden, theils befände sich die estnische Sprache — nach langer Erstarrung eben jetzt in einem lebendigen Bildungsprocesse, der aber nicht unterbrochen oder durch zu voreilig aufgestellte grammatische Regeln gar gehemmt werden dürfe. Masing gedachte den Matthaüs estnisch zu übersetzen und die Übersetzung mit einem grammatischen Kommentare auszustatten; eine solche Verarbeit, meinte er, könnte am günstigsten sein, die künftige Erscheinung einer genügenden Grammatik vorzubereiten. Leider hat dieselbe aber diese Arbeit nicht ausführen können.

Repräsentirte einerseits Masing die estnische Sprache als eine im lebendigen Bildungsprocesse annoch besangene, so fehlte es andererseits nicht an Männern, welche gleichzeitig mit ihm das grammatische Interesse wach erhielten und ihre Aufmerksamkeit vorzugewieße auf die eigenthümlichen estnischen Sprachformen

richteten, wie sie von Mastig in freier Genialität gehandhabt wurden und auf welche aber auch finnische Sprachforscher ihrerseits schon hingewiesen hatten.

Es waren dieses der Consistorial-Assessor Knüppfer in seiner *Dedicationschrift: Bemerkungen über die Declinations- und Casusformen der Estnischen Sprache 1817*; und sodann der Propst Heller in *Rosenplänters Beiträgen Heft XV* in seinem Versuche über das Wesen und den Gebrauch der estnischen Casus, besonders des sogenannten Nominativs, Genitivs und Accusativs. Beide Männer erfaßten die letzteren genannten Casus in richtiger Würdigung ihrer syntactischen Bedeutung; es stellte sich ihnen klar heraus, daß der Nominativ in der Form des Subjects aber auch beim Imperativ als Object vorkomme; daß der Genitiv als solcher, aber auch als bestimmtes Object gebraucht werde; und endlich, daß der bisherige Accusativ als Partitiv zugleich die Stelle des Subjects und Objects vertreten könne. Durch solche Eigenthümlichkeit dieser Casus wurden beide Grammatiker veranlaßt, sie von den übrigen Casus zu trennen, indem Knüppfer diese durch Suffixe bewerkstelligt. — Heller aber dem Nominativ, Genitiv und Accusativ alle Geltung als Casus abspricht und diese Formen daher mit anderen Namen bezeichnet.

Zum Pluralis der estnischen Declinationen fand sich die Sonderbarkeit, daß sich im Redegebrauch doppelte Formen für die Casus vordanden, da die eine Form vom accusativ, indefinit. singular., die andere aber vom accusativ, indefinit. plural. abgeleitet wurden. Nach Steahlmanns Vorgang statuirte Knüppfer eine doppelte Declination, eine bestimmte und unbestimmte, ohne die Notwendigkeit einer solchen Annahme durch syntactische Erläuterung gerechtfertigt zu haben.

Gegen diese unbestimmte Declination erhoben sich mehrere Stimmen in *Rosenplänters Beiträgen*; vorzüglich aber Propst Heller und mit ihm Andere, welche die doppelten Formen für bloße Varianten der einzigen Casus erklärten, auch den Unterschied der Bedeutung beim Gebrauche beider Casus-Formen nicht anerkannten oder gar die kürzere Form nur dem Dörpischen Dialecte anheimgaben, und dies um so mehr, da der Singularis

der sogenannten unbestimmten Declination nur auf eine Casus-Form beschränkt blieb.

Während sie von Knußler ausgedachte unbestimmte Declination durch diesen Protest nicht zur Anerkennung gelangen konnte, unterlag Hellers Theorie gleichfalls dem Zweifel, da man sich schon darin nicht finden konnte, daß drei wichtige Casus, der Nominativ, Genitiv und Accusativ in der estnischen Sprache gänzlich fehlen sollten, da doch in andern Sprachen, z. B. in der russischen, diese Casus durch je gleiche Endungen vertreten würden, ohne daß dadurch diese Casus als solche unkenntlich geworden und ihr Wesen eingebüßt hätten.

Obgleich diese grammatischen Aluregungen in ihrer chaotischen Unbestimmtheit dahin gestellt zu bleiben schienen, war das sprachliche Bewußtsein immer mehr dahin getrieben, daß man den specifischen Unterschied folgender Formen in ihrer Bedeutung richtig erkannte und sie nicht leicht mehr verwechselte, z. B. im Singularis: *ost a hārg*, kanje diesen Ochsen; *ma ostan hārga*, ich kaufe — gleichzeitig welchen Ochsen; *miina ostan hārja*, ich kaufe eben diesen Ochsen; — *ma teen tööd ja pāwa*, ich arbeite eine Nacht und einen Tag; *ma teen tööd tööd ja pāwa*, ich arbeite Tag und Nacht; — ferner im Plurale; *miina otsin hārgi*, ich kaufte Ochsen, es war mein Geschäft, dieses zu thun; und *miina otsin hārjad*, ich kaufte diese Ochsen, die etwa dort beheimatet stehen und deren Zahl ich kenne.

Rechnet man hinzu, daß der Gebrauch der übrigen Casus-Formen sich auch bestimmter stellte hatte, so darf man dieses als einen Fortschritt anssehen, der sich im Bewußtsein als Allgemeines Gut nicht mehr ignorieren läßt.

Wenn es auch bestimmen mußte, daß in den letzten funfzehn Jahren ein Stillstand eintrat und das Interesse für die estnische Sprache fast ganz in den Hintergrund getreten zu sein schien, so läßt sich diese Zögerrung leicht durch die Schwierigkeit des Gegebenstandes erklären, da allerdings Zeit dazu gehört, den chaotischen Stoff zu kontrollieren und ein Jedes unter das klar erkannte Sprachgesetz zu stellen. So viel aber stellte sich für Jeden klar heraus, daß der künftige Grammatiker sich von den Fesseln der bisherigen Schriftsprache loszumachen und der Volksprache zuzuwenden hätte,

wobei aber die durch Knüppfer und Heller eingeführten Ideen nicht mehr umgangen werden dürfen, da diese in eigenhümlicher Schärfe aufgestellt, jedenfalls das Wesentlichste und Schwierigste in der Declinationslehre berührt haben.

Hast gleichzeitig erschienen endlich die grammatischen Leistungen von Herrn Pastor Ahrens und von Herrn Dr. Hählmann; der Erstere mit einer fertigen Formlehre, der Andere, nach Absolvirung der Conjugation und Declination, mit seiner Arbeit noch im Werden und Schaffen begriffen; Beide aber repräsentiren die von Heller und Knüppfer angeregten Ideen auf eigenhümliche Weise; Beide treffen aber auch bei aller sonstigen Divergenz in wesentlichen Punkten wieder zusammen.

Zudem wir die Divergenz und Uebereinstimmung in diesen beiden neuesten grammatischen Leistungen hervorheben, sei es uns vergönnt, die Declinationslehre beider Grammatiker einer comparativen Darstellung zu unterziehen.

Bei der Declination und Conjugation findet im Estnischen außer der Abwandlung der Endungen auch noch eine Veränderung oder Ausleistung der Konsonanten statt, die — wie im Griechischen — nothwendig früher nachgewiesen werden müssen, bevor man zur Darstellung der Declination und Conjugation schreiten darf. Beide Grammatiker haben diesen Gegenstand mit raukenswerthem Kleine scharfsinnig erledigt.

In der Enfus - Lehre folgt Herr Pastor Ahrens ohne weitere Motivirung der Hellerischen Ansicht. Als leitender Satz muß hier vorausgeschoben werden, daß der Herr Verfaßer mit Propst Heller für jeden Kasus eine besondere Endung verlangt; und daß er — weil der genit. sing. und acc. indef. sing. der Bildung der übrigen Kasus zu Grunde gelegt werden müssen, — eine Scheidung der Kasus in Kleris- und Sufficere-Kasus zum Verständniß der Sprache für nothwendig hält. Erwähnen wir jedoch, daß z. B. die Declinations-Endungen im Lateinischen auch als unveränderbare Abhänge erscheinen, so möchte die Bezeichnung der estnischen Kasus-Endungen durch Suffix noch zu den aus früherer Zeit aus der hebräischen Grammatik ererbten Vorurtheilen gehören; oder man muß sich dazu entschließen, auch die Lateinischen Endungen Suffixe zu nennen.

Während dem Verfaßer im Singulativ, die erst in der

Syntax füglicher zu erklärende mehrfache Bedeutung in den drei Casus-Formen durch die Bezeichnung derselben als Definitivus, Relativus und Indefinitivus festgestellt zu sein schien, bleiben die doppelten Formen im Pluralis ganz unerledigt, oder werden nach §. 102 als bloße Formverschiedenheiten ohne spezifischen Unterschied in der Bedeutung hingestellt.

In der Declination selbst wird §. 45 der Stammvocal eingeführt, ohne Angabe, warum dieser gerade so genannt, oder welche Bedeutung demselben bei der Vollziehung der Declination zugeschrieben wird.

Der Herr Verfasser statuirt nur eine allgemeine Declination, sieht sich aber doch genötigt, sämmtliche Nomina nach ihrer verschiedenen Flexionsweise in 18 Klassen einzuteilen und somit 18 Specialdeclinationen anzunehmen. Als oberster Grund solcher Eintheilung erscheint die Silbenzahl der Wörter, als secundärer die Endung des Nominativs und der sogenannte Stammvocal im Genitiv. Dabei hat es sich nicht vermeiden lassen, wiederum starke Ausnahmen anzunehmen; die ganze zweite Klasse erscheint als eine Ausnahme von der ersten; von der dritten Klasse müssen wieder zahlreiche Nomina zu der ersten Klasse zurückgenommen werden; zur 18ten Klasse gehören nur 15 dreisylbige Wörter, alle anderen dreisylbigen sind auf eine der früheren Klassen zu repartieren und gehören zur 1ten, 6ten, 7ten, 10ten oder 14ten Klasse. Man mag gestehen, daß durch eine solche Klassierung die Übersicht der Declinationen nicht erleichtert sondern erschwert wird, so vermag auch ein scharfes und geübtes Gedächtniß nicht immer diesem Uebelstande abzuholzen, zumal wenn eine Klasse auf negative Weise charakterisiert wird und man z. B. bei der 10ten Klasse im Nominativ nicht an die Endung *e*, auch nicht an die Stammkonsonanten *s* oder einen einfachen Doppelbuchstaben denken darf.

Müssten wir hier gegen die Declinationslehre des Herrn Pastor Ahrens -- wie wir glauben -- nicht unbegründete Anstellungen erheben, so soll dadurch die Verdienstlichkeit seiner Arbeit nicht in Abrede gestellt, sondern willig anerkannt werden. Verdienstlich ist die große Beispielsammlung und die in derselben durchgeführte richtige Formation der wichtigsten Casus; die Sache wesentlich fördernd, sind die für die Bildung des Indefinitivus

- Pluralis §. 50 und des Ingressivs §. 94 richtigen Regeln, wobei wir nur diese eine Ausstellung uns erlauben wollen, daß in §. 50 die Endung *sid* für den Indefinit. Plur. auf ein geringeres Maß hätte beschränkt werden sollen, da bei vielen der angeführten Beispiele die kurze Endung, meist auf *a*, im Munde des Volks sich findet, z. B. *jöhwa*, *seppo*, *üöpa wihska* etc.

Wenden wir uns jetzt zur Fählmann'schen Declinationslehre. Indem Herr Dr. R. den Casus durch jede Formveränderung eines Nomens definiert — verläßt derselbe die bisherige, auch von Knüpffer und Ahrens gebrauchte, Suffixivenbenennung. Mit Beibehaltung des Nom., Gen. und Acc. ordnet der Verfasser die übrigen Casus auf sehr sinnige Weise durch Gruppierung in drei äußere und drei innere Vocal-Casus und behält die usuell gewordenen Benennungen Instrumentalis, Privativus und Facitivus bei. Nachdem Derselbe über die Bedeutung und Benennung der Casus mit sich einig geworden, mußten die doppelsten Formen des Objects im Singular und in den meisten Casus des Plural ihn nötigen, entweder der Casus-Theorie Neuwalt's, Heller's und Ahrens sich anzuschließen — oder nach Stehmann's und Knüpffer's Vorgang eine durch die sprachliche Bedeutung zu rechtfertigende doppelte Declinationsform, bestimmte und unbestimmte Declination anzunehmen. Es ist Fählmann's Verdienst, diese Idee wieder aufgenommen und in §. 5 richtig charakterisiert zu haben. Achten wir auf diesen Gegenstand genauer, so sind diese doppelten Casus-Formen nicht als gleichbedeutend zu fassen, sondern es tritt in ihnen ein spezifischer Unterschied in der Bedeutung hervor, worauß man bisher nur zu wenig aufmerksam gewesen ist. Man versuche nur in Wasing's Schriften die von ihm gewählten kürzeren Formen gegen die längeren zu vertauschen und man wird den Unterschied in der Bedeutung bald einsehen. Auch die von Fählmann pag. 31 gewählten Beispiele sind treffend gewählt und erläutern die Sache, z. B. statt *lähhed päiwile* faun man nicht *päiwadelle* segen; oder statt *subba jassul* etwa *subba jalgadel*. — Weil aber dieser Gegenstand bis jetzt ganz unbeachtet geblieben — ist es dahin gekommen, daß manche Casus der unbestimmten Declination uns nicht gleich gegenwärtig sind und müssen daher in der Volksprache aufgezählt werden. Hier möchte der Dörpt-

sche Dialekt eine reiche Ausbente versprechen, da sich in demselben die Formen der unbestimmtten Declination besser erhalten haben, — während im Neugalilischen diese durch die Schriftsprache mehr verdrängt sind und z. B. der acc. indef. plur. ohne Umstände auf sic gebildet werden, während die genuine Form im Dörptschen noch vorhanden ist. Herrn Dr. Fählmann eigenhümlich und ganz neu ist, was derselbe über den Einfluß der Prosodie zur Aufklärung schwieriger Kasus-Formen und des Declinivocal auf die Declination sagt. Der Declinivocal wird ihm — wie schon früher der Conjugationsvocal bei der Conjugation, — zum fundamentum divisionis für die Declinationen. Vergleicht man die aufgestellten fünf Declinationen mit den von Herrn Pastor Ahrens aufgestellten 18 Klassen, so lassen sich alle 18 Klassen unter die fünf Declinationen Fählmann's unterbringen, woher wir dann auch gestehen, daß wir — schon aus Rücksicht für diejenigen, welche die Sprache erst erlernen wollen — dieser einfacheren Eintheilung in fünf Declinationen den Vorzug einzuräumen müßen. Interessant für uns ist es auch gewesen, daß in §. 9 und 13 dem o und dessen Verwandlung in u sein Recht vindicirt wird, wie dieses schon zu seiner Zeit Probst Masing gethan hatte. Von großer Wichtigkeit sind die über die schwierigsten Kasus-Formen gegebenen Regeln, als über den acc. indef. singl. in §. 16, über den Ingressiv in §. 23 und über den acc. indef. plur. in §. 24, wobei wir nur die Beiterlung einschalten wollen, daß beim Ingressiv (§. 23, 4.) die vorhergehende Sylbe an dem Nachdruck der Endung vorzugsweise Anteil habe.

In §. 22 weiset Dr. Fählmann seine Berechtigung nach, die Vocative in zwei Gruppen zusammenzufassen und entwickelt deren eigenhümliche Bedeutung in einer Weise, wie dieses vorher noch nicht geschehen. Aus der ursprünglichen localen Grundbedeutung entwickelt er auch die Relationen der Zeit, so wie die in anderen Sprachen durch den Dativ und Ablativ vertretenen Verhältnisse, beschreitet aber damit zugleich das Gebiet der Syntax und berechtigt uns zu der Hoffnung, daß dieser noch gar nicht bearbeitete Theil der estnischen Grammatik von ihm werde bearbeitet werden.

Muß der Satz in seiner Richtigkeit anerkannt werden, daß

die Hupel'sche estnische Sprachlehre nichts als eine verschlechterte Auffage der Gutsleß'schen Grammatik ist, so müssen wir beide gleichzeitigen Bearbeitungen der Declinationelehre von Herrn Pastor Ahrens und von Herrn Dr. Höhlmann als einen entschiedenen Fortschritt begrüßen, und — indem wir — wie wir glauben, nicht unberechtigt der Höhlmann'schen Declinationslehre unsere Zustimmung gaben, dürfen wir dem Verfasser nur ein macte esto zutrauen.

Schließlich steht hier das Verzeichniß der Casus, wie sie der verewigte Propst Masing im Jahre 1819 dem Referenten in einem Briefe schriftlich gab:

Nominativ	m a
Gemativ	m a a
Accusativ	m a a d
Vocativ 1.	m a a l
Vocativ 2.	m a l e
Delocativ	m a a l t
Ingressiv	m a a s s e
Häufig	m a a s
Egressiv	m a a s t
Instrumental	m a g a
Factitiv	m a a f s
Privativ	m a t a.

Im August 1844.

## III.

## Bertheidigung meiner Ansicht von dem Verbum Passivum und von den Haupt- casen in der estnischen Grammatik.

Von Preist Heller zu Rappin.

Berontast durch Dr. Fichtmann's „Nachttag zur Declinationslehre“ in Bd. I., Heft 4 dieser „Verhandlungen“, und vorgetragen in der ges. Estn. Gesellschaft am 16. Januar 1847.

**E**s ist nicht Rechthaberei, sondern der Wunsch, zur methodischen rationalen Fassung und Durchführung der estnischen Grammatik etwas beizutragen, wenn ich gegen unsfern in der estnischen Sprachforschung taufensbrechlich thätigen und verdienten Fählmann meine Ansicht von den genannten Gegenständen in Folgendem vertheidige. Also denn:

**Erstens.** Das estnische f. g. Verbum Passivum ist kein Passivum, sondern ein unpersonliches Activum.

Hiergegen sagt Fählmann blos (S. 26): „die von Heller aufgestellte Ansicht über das estnische Passiv ist unrichtig; der Definitiv und Indefinitiv beim Passiv finden ihre naturgemäße Erklärung.“ Datum muss ich zuvorherst die möglichen Einwände mir selbst aufsuchen. Es ist aber eigentlich nur einer zu machen, nämlich der, dass die Participeien und der Infinitiv offenbar passivisch seien: *armasteta* = *amandus*; *armastedu*: *amatus*; *ormastetama*: *amari*.

Was aber die Participien betrifft, so sind diese, wenn die vermeintliche Passivform sich im Uebrigen als eine active erweiset, gleichfalls ohne alle Schwierigkeit active zu nehmen: armastedu, Einer, den man geliebt hat oder liebt; armastes-taw, Einer, den man lieben soll oder zu lieben hat. — Dass man erstes auch passivisch gebraucht (armastedu föbber, ge-liebter Freund), kommt daher, dass das Passiv, seinen hier unentbehrlichen Ausdruck fordern, in Ermangelung einer eigenen Form sich diese Form borgt, wie im Deutschen umgekehrt das passive „geliebt“ dem activen „ich habe, hatte geliebt“ dienen muss.

Gewichtiger kann es scheinen, dass der Infinitiv dieser Form ein dritter activer sein sollte, da ja die Sprache deren schon zwei habe. Und es ist wahr: er ist ziemlich entbehrlich; denn seenda peav tapma heißt ebenso gut: Den muss man schlachten, wie s. v. tappetama. Aber in passiver Bedeutung wäre derselbe ebenso entbehrlich; denn der 2. Activ-Inf. steht oft in solcher. Se om hä tappa, (ganz wie im Deutschen) Det ist gut zu schlachten, d. i. geschlachtet zu werden; ta peap tullemu kaija (saeda), er muss kommen geprüft zu werden; sui sa lab hutada taħħat, wenn du geschieden werden willst; se us taħħop fowwaste finnitommara, diese Thür muss stark angezogen werden. — Ja, auch der 1. active Inf. kommt so vor, dass man sagen kann, er vertrete die Stelle eines Passiv-Inf. Meisse tulleme firjotama, laulatama, wie kommen angeschrieben, getraut zu werden. Wenn aber der vermeintliche Passiv-Inf. passiv fast ebenso wie activ überschüssig ist, die Abwandlung der Form aber für die active Bedeutung spricht: so ist er eher für einen überschüssigen dritten activen Inf., der zumal auch nicht viel gebraucht wird, als für einen Passiv-Inf. zu nehmen. Solche Abundanzen kommen in allen Sprachen vor, während andererseits in allen mehr oder weniger Formen fehlen oder mangelhaft sind.

Einen aus unrichtigem Sprachgebrauch herzunehmenden Einwand werbe ich am Ende berücksichtigen. — Die Gründe für meine Ansicht sind folgende:

1. Wäre die vorliegende impersonale, d. h. ohne ein Subjektwort stehende Verbalform eine passive, so müsste sie ebenso,

wie die active, nach Numeri und Personen Abänderungen, Flexion erleidet; die Personen müßten das Verbum dominieren, d. h. seine Abwandelung nach sich verändern. In dieser estnischen Verbalform aber dominirt ungleich das Verbum die Personen; es hat in jedem Tempus nur eine unveränderliche Form, und in dieser macht es die außerhalb des Verbum stehenden Personen zu direeten Objecten des in ihr stehenden unbestimmten Subjects man oder es. Mo, so, tetta, meid, teid, neid armastas, armastedi, mich, dich, ihn, uns, euch, sie liebt, liebte man; — nicht: ich werde, ward geliebt, du wirst, wardst geliebt u. s. w. Kurz: Schon die Impersonalität dieser Form zeigt, daß das Subject in ihr steht, und daß die außerhalb stehende Person oder Sache ihr Object ist, daß folglich diese Form eine active ist.

Wäre, was man im Estnischen früher Accusativ nannte, ein wirklicher formaler Accusativ, so läge die vermeintliche Passivform als eine Activform auf der Hand; denn ein persönliches Verbum, welches den Accusativ regiert, ist ein Activ.

Den Einwand, daß das estnische Verbum in der Verneinung der Aussage allgemein nur eine stehende, nicht nach den Personen sich verändernde Form habe und der Modus Conditionalis (*ma armastas*, *meise armastasse*, ich möchte, würde, wir möchten, würden lieben) eine nur durch den Numerus veränderte Form, — wird Reiner machen, da ja diese Formen nicht ein unbestimmtes Subject in sich, sondern ein bestimmtes ausdrückliches neben sich haben.

2. Besonders auch, wäre der Infinitiv passivisch, müßte man von dem Volke hören z. B. *Ma pea lutsutama*, ich soll gerufen werden; *sa saat pestama*, du wirst geprügelt werden; *na tullewa laulatetama*, sie kommen getraut zu werden. Man hört aber vielmehr: *Mo pea lutsutama*, man soll mich rufen; *so saat pestama*, man wird dich prügeln; *na tullewa laulatama*, sie kommen zum Trauen.

3. Wäre unsere Verbalform ein Passiv, warum hat sie nur einen Infinitiv und nicht, wie das Activ, deren zwei, — einen ein bestimmt vorgestelltes oder nothwendiges Ziel, und einen eine ungewiß zu erreichende Bestimmung bezeichnenden — ? Man müßte dann doch ebenso gut sagen können: *ma tahha armastas-*

tetaba, ich will geliebt werden, als: m. f. armastada, ich will lieben. Weil aber die in Rede stehende Form schon für ein Unbestimmtes, nämlich das der handelnden Person, gebraucht wird, so konnte der Genius der Sprache nicht noch ein zweites Unbestimmtes, das der nur gewünschten oder blos möglichen Handlung etc., hinzufügen. Darum fehlt dem impers. Activ der 2. Inf.

4. Im estnischen Verbum bezeichnet die eingeschobene Sylbe *ta* etwas Actives; sie macht das Intransitiv zum Transitiv. *Wandma*, schwören: *wannutama*, schwören machen, vereidigen; *kündma* wandeln: *küntama*, gängeln. Diese Sylbe wird der in Rede stehenden Form gegeben, wenn das ordinäre persönl. Activ sie nicht schon hat, z. B. *andma*: *antama*; und wenn das Activ sie schon hat, so bleibt sie ihr nicht blos, sondern wird sogar verdoppelt, z. B. *walmistamaz*: *walmistatama*, wofür der Dörpt-Este, dem die Wiederholung einer Sylbe eine Kasophonie ist, *walmistetama* sagt. — Wie passt nun diese activische Sylbe zu einer passivisch sein sollenden Form? und wie soll sie gerade, die die active oder transitive Form bildet, zugleich das Passiv zu bezeichnen, ja das Activ zum Passiv umschaffen bestimmt sein! Solch einen Missgriff kann der Genius seiner Sprache machen.

5. Endlich scheint der active Charakter der in Rede stehenden Verbalform sich dadurch ganz besonders zu erweisen, dass nicht blos die intransitiven Verben, sondern sogar auch *sama*, werden, und *ollemä*, sein, diese Form annehmen und ganz durchführen. Auf solchen Gebrauch der Intransitiven ist freilich kein Gewicht zu legen; denn man kann z. B. *elletas* für *vivitur*, *mintas* für *itor* nehmen und so die Form als eine passive vertheidigen. Aber wie soll man *olmas*, *olti*, *oltu*, *oltama*, *oltarö* nehmen? — für: es wird, es ward geseint? geseint worden, geseint werden, geseint werbend? Da bringt sich doch unabweglich auf: man ist, man war, was man gewesen, ein allgemeines, keinem bestimmten Subiecte zugeschriebenes, sein und: was allgemein sein soll, — wie auch Sirahmann u. v. Becker in der finnischen Grammatik diese Form überzeugen.

Kurz: das vermeintliche estnische Passiv ist ein besonderes für unbestimmte Subiecte gebildetes Activ; die estn. formale Uns-

terscheidung eines Bestimmtens und Unbestimmten ist auch in das Verbum übergegangen.

Zwar könnte man sagen, daß es auf Eins herauskomme, ob man sich z. B. unter *elletas*, *minnas* denke: man lebt, man geht, oder: *visitur*, *lur*; wie man auch im Deutschen „es wird gelesen, gegangen“ sagen und überhaupt diese Form oft beliebig passivisch übersetzen kann. Aber erstlich ist das für die philosophische Grammatik nicht Einerlei, sondern da muß gründlich unterschieden und Das angenommen werden, was Mehr für sich hat. Und zweitens ist die Unterscheidung und richtige Aussäffung auch für den praktischen Sprachgebrauch wichtig. Denn wenn die Form keine passive ist, so darf man z. B. nicht Redensarten, wie *sedba lastas* (Ummalast für: Das wird von Gottes geschickt, Deutschen, oder Esten, die es von Jenen angenommen haben, nachsprechen, weil „Das schickt Man oder Es von Gottes“ unslogisch wäre.

Im Finnischen ist die vorliegende Form im Ganzen offenbar auch bloß eine impersonal-active. Die Grammatiker nennen sie zwar, v. Becker auch bei *sein*, eine impersonal-passive und bringen in ihren Paradigmen die sämtlichen Verben, nicht bloß die transitiven, auch in eine personale Passiv-Form, so daß z. B. auch „gelassen und gestorben werden“ vorkommt (Strahlemann S. 152); aber v. Becker sagt in seiner (schwedisch geschriebenen) Grammatik S. 98, daß die Passiva mehrentheils unpersonal gebraucht werden und dann aktiv mit *man* oder eigentlich dem *[es]* zu übersetzen seien. Also sind sie dann Activa. Und so tritt das Passiv schon sehr zurück und wird als ein Seitenstück zu dem von Deutschen eingeschwärzten, glücklicherweise aber nur in alten Büchern und wenig vorkommenden dörpts-estnischen persönlichen Passiv, *ma or masteta*, — *teti*, ich werde, ward geliebt, — verdächtig. Vollends aber geht das finnische personale Passiv in die impersonale Aktivform auf, wenn man sieht, daß dieselbe unzweifelhaft impersonal-active Form in dem so genannten persönlichen Passiv unverändert zu allen Personen des Singulärs und Plurals gesetzt wird. *Minua rakastetaan* ist: man liebt mich; und *minä rakastetaan* soll sein: ich werbe geliebt; *minua rakastettäin*: man liebt mich; und *minä rakastettän*: ich wurde geliebt. Da nun „ich man liebt,

du, er man liebt, wir, ihr, sie man liebt" und im Imperfektum „liebte“ an sich Unsinn ist: so könnten die vorgesetzten Verbal-Personen „ich, du, er etc.“ etwa nur zeigen sollen, daß bei der impersonal-activen Verbal-Form die Nomina, deren Stellvertreter die persönlichen Pronomina sind, auch in der Definitivform (dem s. g. Nominativ) stehen können;\*) — was aber unpassend ist, weil ich, du, wenigstens nach dem Finnischen zu urtheilen, nie, sondern nur die dritte Person in der Definitivform accusativisch stehen kann: *ta pantas*, — *ti* man legt, legte ihn. Bei Strahlmann, der noch die *composita Tempora præterita* mit in seine Paradigmen aufgenommen hat, konnte noch ihr Persönliches dazu verleiten, der Gleichförmigkeit wegen auch die *Tempora simplicia personal* hinzustellen, um so vollständige Paradigmen des Passivs zu gewinnen; v. Beck aber, der gut methodisch (wie auch unser Ahrents gehan) sämmtliche mit Hülfe des *verbū copulativū olla*, sein, gebildeten zusammengesetzten Tempora aus den ordinären Conjugationen ausgeschieden und in eine *conjugatio periphrastica* gebracht, also in die ordinären Conjugationen bloß die zwei einfachen Tempora aufgenommen hat (weshalb auch das Verbū copulativū bei ihm erst auf die ordinären Conjugationen folgt) — er hätte gleich einen Schritt weiter gehen und dieses von Früher her erfundene persönliche Passivum weglassen können, trotz Dem, daß die finnische Sprache interessanterweise nach Strahlmann und v. Beck einen wirklich passiven Modus *Conjunctionis* (Conditionalis?) hat, der in beiden Tempora, Präs. und Imperf., in jedem Numerus drei, also für jede Person eine besondere Form hat. Ein Fragment ist und macht kein Ganzes. Dessenhalb z. B., daß sich im Englischen eine Genitivform findet, die zuweilen gebraucht wird, kann die engl. Grammatik nicht anderweitige Behelfe zu Casen machen, um eine vollständige Declination zu haben. Und so darf auch nicht ein passivischer Modus verleiten, die anderen Modi mit um-

\*) Spätere Anmerkung. So ist es aber nicht gemeint, sondern weit bei dieser Verbalform wahrscheinlich im Finnischen ebenso wie im Ostn. der vermeintl. Nominativ auch accusativisch stehen kann (wenn der Gegenstand ein ganz bestimmter ist), so hat man hän tak aitetaan für: er wird geliebt, amatur, genommen, und geglaubt, auch ich, du, wir, ihr vorsehen zu können und zu müssen.

gebürteten Activformen auszufüllen, um eine vollständige Passiv-Conjugation zu gewinnen, welche die finnischen Sprachen nicht haben. Jener finnische Conjunction steht ebenso einzeln da, wie jener englische Genius. — Uebrigens scheint bei v. Becker die Überschrift *Passivum* bloß eine Benennung zu sein, ohne gerade das Wesen des Passivs bezeichnen zu sollen. \*) Sonst würde er doch nicht sogar *tem* bloß von ihm aufgestellten Reflexivverb und dem Verbum *sein* auch ein Passiv gegeben haben, nachdem schon Strahlmann *Das vermieden* und diese Form des Verbum *sein* die unpersönliche genannt hat.

### Erster Nachtrag.

Da mit vor dem Abdruck gegenwärtigen Vortrages die weiter unten (17, Anmerk.) erwähnte neueste finnische Grammatik von Renvall (*Finska Språklära*. Åbo, 1840) zugelassen ist, so kann ich gleich hier noch Folgendes einschalten lassen.

I. Renvall sagt S. 95 (nach nicht hierher Gehörendem): — — „obgleich es sich nicht selten gütigt, daß das finnische Passiv ebenso wie bisweilen das lateinische auf Schwedisch mit dem unbestimmten Personalworte *man* zu übersetzen ist, und dass ebenso die intransit. Activa aus solcher Ursach eine Passivform haben müssten, sowie das lateinische *itur*, *curritur*, *man geht*, *man läuft*.“

und gleich darauf: „Anmerk. I. Weil das finnische Passiv solcher Gestalt zuweilen mit *man* zu übersetzen ist, so haben einige Sprachfreunde es Impersonales Activ benennen wollen. Aber mit demselben Rechte müsste das Passiv auch aus der lateinischen Grammatik verschwinden; denn auch da kann *amor* sowohl mit *ich werde geliebt*, als mit *man liebt mich* gegeben werden.“

Also habe ich auch finnische Sprachfreunde für mich; und Uebrig beweiset nur, wie sehr auch ein Renvall in der latei-

\*) Späterer Anmerkung. v. B. sagt S. 99 seiner Grammatik: „Die sämtlichen jetzt besprochenen ins Schwedische activ zu übersetzenden Passivflektiōnen gehören ebenfalls die verba neutra media (reflexiva), obgleich keins von ihnen, in Betracht stehender Bedeutung, ein Passiv haben kann.“

nischen Grammatik befangen war\*), daß er die Ansicht jener Sprachfreunde aufführen und doch so wenig beachten konnte, daß er sie leichtlich mit einem qui pro quo abgewiesen zu haben glaubte. Die finnische Sprache hat ja kein amor bis amantur und amabat bis amabantur, sondern nur ein *ta kastetaan* und *ta kastettii*, man liebt, liebt (mit dem Zusage: mich, dich, ihn etc.), welche Formen nicht zugleich amor, amaris etc. und amabar, -baris etc. bedeuten und sagen können, wie ich oben gezeigt habe. — Auf das Estnische angewendet: Deshalb weil minno (mo) armastadas (mind armastalse Nevalisch), man liebt mich, im Lateinischen mit amor zu geben ist, kann man nicht in der Grammatik ein minna (ma) armasteta, ich werde geliebt, daraus machen, wie fürs Döretische früher geschehen ist. — Mo, so, tedda, meid ic armastadas aber etwa für: mich, dich, ihn, uns ic. wird geliebt zu nehmen, wie Deutsch-Esten sprechen, weil der Est fein man kennt, geht laut alles Obigen auch nicht an.

Spätere Einschaltung. Eben vor Absendung der Nachträge fällt mir der nächste Vorgänger von Renvall's Grammatik, Wickström's Hörsök till en Finnsk Grammatika. Wasa, 1832. in die Hände. Der Kürze wegen führe ich aus dieser Grammatik für den Schulgebrauch blos an, was W. S. 17 sagt: „Forma act. und pass. sind im Finnischen ungehörige Bezeichnungen. Beide Formen sind gleiche activa (die sich nur als persönlich und unpersönlich unterscheiden. S. 16). Weil der Objects-Casus im Allheits- und Vollendungsbegriff mit dem Subjects-Casus (dem s. g. Nominativ) gleich ist, hat man Verwirrung gemacht und das Object fürs Subject genommen: minä (?) sanotaan, mich (?) sagt man, hat man übersetzt: ich werde gesagt; minua sanotaan zeigt, daß sanotaan (man sagt) ein Activ ist, ebenso wie sanoa (sagen).“ — Abgesehen davon, daß meines Erachtens, nach dem Finnischen und überhaupt, nicht wohl minä sanotaan, sondern wahr-

\* ) — und in dem schwed. Sprachgebrauch, wo z. B. brännes verbrannt werde, wirdt, wird ic. und brändes verbrannt wurde, würdet ic. heißt, dem das im Sing. und Plur. unveränderliche finnische poltetaa und poltettiin, man verbrennt, verbrannte (Etwas), gerzu leicht gleich, nämlich auch passiv zu nehmen und zu gebrauchen, scheinen kann.

scheinlich nur *minna* s. richtig gesagt werden kann, indem *minnä* und *minna* (estnisch: *minna* oder *ma* und *mind* rev., *minno* körptisch) wohl ebenso verschieden sind und nur ebenso gebraucht werden können, wie *je* und *me* im Französischen, — ist hier dasselbe fürs Finnische ausgesprochen, was ich bereits im J. 1821 fürs Estnische behauptet habe. Solche ursprüngliche Übereinstimmung dürfte denn doch in beiden Sprachen guten Grund haben.

II. Den von Strahlmann und v. Becker aufgestellten personalen „Conjunctiv Pass.“ müßte ich oben als ein meiner Ansicht entgegenstehendes, wiewohl darum nicht sie alterierendes Einzelne gelten lassen. Da sagt nun aber Nenvall (der von dem „Conjunctiv“ das sonstige Präsens Subjunctiv und das Imperfekt oder Präteritum (simpler) Optativ nennt, was aber, wenigstens fürs Finnische, ebenso wie Conjunctiv, unpassend ist, indem diese Formen ganz das franz. conditionnel sind, weshalb ich sie Conditionalis 1 und 2 nenne), S. 93: „Zwar sagt Bhael (1753), daß der Subjunctiv des Passivs nicht ohne Personalendungen sei, aber er nimmt sie nicht bei dem Paradigma auf. Strahlmann (1816) eustigiert sowohl den Subjunctiv als den Optativ des Passivs mit Personen, und v. Becker (1824) sagt ebenfalls Personalendungen für den Imperativ hinzu, in der Art: — — Vielleicht werden einige von diesen Personalendungen in Ostfinnland manchmal gebraucht. In Westfinnland habe ich feineren anders als nur die Impersonalform gehört. Und da der Indicativ des Passivs, sowohl Präsens als Präteritum (simpler), welche öfter verkommen, in keinem Dialekte Etwas von Personalendungen wissen, so scheinen die Personalendungen für den Subjunctiv, Optativ und Imperativ des Passivs in der Grammatik ganz und gar unnötig und überflüssig zu sein, sofern sie selten oder nie benötigt werden; denn die Impersonalform müssen jedenfalls und übereinstimmend alle Dialekte daneben (?) beibehalten.“ — (Bei dem „daneben“ hat der Verf. wohl den Indicativ seines Passivs im Sinne gehabt, weil er S. 95 sagt, daß das Passiv immer seine Person vor sich haben müsse.)

III. Über das von v. Becker aufgestellte Reflexivverb äußert Nenvall sich S. 115 folg. so: „Das Ostfinnische hat

eine eigene seltsame Verbalspecies, welche in Hrn. v. Becker's Grammatik Medium heißt, richtiger aber Reflexivum heißen muss. Sie ist im Westfinnischen ungebräuchlich und unbekannt, — noch in unserer Zeit vom Savolax-Finnischen unvollständig aufgestellt und entbehrt die nötige Bestimmung der Unterscheidung. — Diese auf solche Art erwachsene Verbalform geht nachher, mit den gewöhnlichen Verbalendungen, nicht bloß durch alle Biegungen des Aktivs, sondern hat auch ihr Passiv, welches jedoch mit man ins Schwedische übersetzt werden muss. Nach Hrn. v. Becker's Grammatik hat das reflexive Verb folgende Form und Biegungen: Act. — Pass. — Sollten wol alle diese Flexionen wirklich im Gebrauch sein? Oder mag nicht ein Theil singelt sein, um das Verbal-Schema zu completiren? — Das Westfinnische, welches ein solches Reflexivverb nicht hat, vermisst es nicht."

IV. Das unter II. und III. Angezogene findet auch auf das Estnische die Anwendung, dass nicht jeder Formbildung, die man hört, in der Grammatik eine geordnete Stelle zu geben ist und nicht ihr zu liebe ganze Schemata, die man nach der Analogie ausfüllen zu müssen glaubt, aufgestellt werden dürfen. Sondern eine Wortform, welche nicht zu der Grundformation der Sprache passt, oder welche zwar aus ihr hervorgegangen aber erkünftig ist, ist nur nebenher als eine Besonderheit anzuführen. So habe ich nemma pantiwa, tettina, wödeliwa gehört, was sich leicht für: sie wurden gelegt, gemacht, genommen, hören lässt; ferner ta tappeti, röriwas folgitas und bgl. m., was man leicht für: er wurde getötet und: das Zeug wird geslopt, nehmen kann. Auch hörte ich einmal ein Verb in der 1. Pers. Pl. Impf. Pass., habe mir aber die Phrase nicht notirt. Dergl. berechtigt jedoch nicht, wie für den dörer. Dialect früher geschehen ist, ein personales Passiv aufzustellen, wie leicht auch sein Schema auszufüllen ist. Denn damit würde man etwas ganz Falsches thun, indem jene, übrigens in den zuerst angeführten Beispielen sehr seltene Sprechart, auch abgesehen davon, dass sie, in denselben Beispielen, ein Neberkleidsel früherer Sprachverdachung durch die Deutschen in Büchern\*) sein

\*) Nach dieser ward von Deutschen auch ma und sa armasteti, ich wurde, du wurdst geliebt, gesagt, welches 1. und 2. Personal-Pronom der

Iann, sich ganz gut auch impersonal-activ erklären lässt. Erkennt man nämlich den vermeintl. Nominativ richtig als eine auch in *casu objectivo s. accusativo* stehen könnennde Form des definitivus an (s. den zweiten Theil dieser Bertheidigung), so ist sie es, u. nicht ein Nomin. oder Subjectiv, der hier bei dem unpersönl. Activ, dem vermeintl. Passiv steht. Also *tõiwas folgitas* und *ta tappeti* heißt: man klepft das Zeug, und: man oder es tödete ihn; *nemma* ebensowohl wie *neib panti*, *tetti*, *wõeti* heißt: man legte, machte, nahm sie (die bestimmten Gegenstände). (Und so möchte es wohl auch im Finnischen sein, obgleich v. Becker sagt, daß bei der in Rede stehenden Verbal-Form, nämlich wenn sie impersonal gesezt wird, immer der cas. infinitivus, — meine Forma indefinitita — steht, weil, wenn der s. g. Nominativ bei ihr steht, er sie für eine personal-passive nimmt.) Was aber das angehängte *wa* betrifft, so haben einzelne Esten in meiner Gegend die Liebhaberei, diese Sylbe unnöthigerweise Verbalformen, namentlich den Participien Präter. zu mehrer Bezeichnung der 3. Pers. Plur. anzuhängen: *nemma o mma lõnnuwa, te nu wa, tettu wa* ic. ic., so wie Manche, um das Zielende u. Zweckende des 1. Infinitiv noch mehr hervorzuheben, besonders bei zwei-sylbigen Wörtern ein *he* anhängen: *wõtmahe, fandmahe*. (In einer gewissen anderen Gegend hört man besonders oft ein — mit *fama* gebildetes — Futur, was gewiß nicht bloß aus der Büchersprache, sondern mehr von dortigen früheren Predigern herdröhrt, welche mehr als anderwärts ein Futur für unentbehrlich hielten und solches nach dem Deutschen bildeten und häufig gebrauchten.) — All Dergl. ist nicht in die Gramm. als in dem gesammten Sprachgebrauch stehend u. als ihm angemessen aufzunehmen.

V. v. Becker sagt S. 184 in §. 95: „Ein im Schwedischen unbestimmtes Subject des verb. pass. wird mit dem cas. infinitivus ausgedrückt, z. B. — *venitā ierwataan*; Boote werden getheert, oder: man theert Boote. Aber hier wird der cas. infin. mit dem Verb nicht als Subject, sondern als Object construit, obgleich der Sinn derselbe bleibt. Mit dem cas. infin. construit, wird nämlich das Passiv unpersönl. gebraucht.“

Este nimmt zu dem impersonalen Activ in der Definitivform liegen kann.

und es wird dann ein Deponens, d. h. ein Verb, welches mit Passiv-Gerion Aktiv Natur hat, im Folge Dessen es (mit dem Worte man) ins Schwed. übersetzt wird, so wie ein Aktiv den cas. inf. als sein Objekt regiert.“

Und S. 202 Reg. 5: „Die Passivverba werden, indem sie unpersönl. gebraucht werden, Deponentia (S. 93) und nehmen den cas. inf. als unbestimmtes Objekt zu sich, welches auch ins Schwed. wie ein unbestimmtes Subjekt übersetzt werden kann, z. B. — *jo tuotti hevoista*; schon holt man Pferde, oder: schon wurden Pferde geholt.“

Schade, dass Menwall nicht mehr zur Herausgabe des syntact. Theils seiner Grammatik kam! Wie er sich doch, ohne der philosophischen allgemeinen Gramm. zu widersprechen, geholfen haben möchte, um zu erklären, was nun bei Anerkennung des vermeintl. Passivs als eines unpersönl. Aktivs und des vermeintl. Nominales als einer Definitivform, die wenigstens im Estnischen auch accusativisch steht, klar ist? — Dass ein wirkliches Passiv seine eigenhümliche Bedeutung depouiren und in ihr Gelegenheit, in die active Bedeutung verwandeln u. doch ein Passiv bleiben sollte, kann die philosophische Gramm. nicht zugeben. Auch ist damit das neutrische und das von v. Becker angenommene reflexive vermeintl. Passiv garnicht erklärt.

Wegen Dess allen muss ich bei meiner Ansicht von dem vermeintl. estnischen (und finnischen) Passiv bleiben. Möchten auch finnische Sprachforscher sich über sie für das Finnische gründlich erklären!

Ich gehe nun zweitens zu den Casen über, um folgenden von mir in Rosenplänter's Beiträgen, Heft 15 (und 16) v. J. 1822 und 1823 aufgestellten Satz zu vertheidigen:

II. Die estnischen s. g. Casen, Nom., Gen. und Acc. sind nicht Casen, nicht Formen für die Verhältnisse oder Beziehungen der Personen und Sachen gegen Einander in einem Sätze, sondern diese Formen vertreten in eigenthümlicher Weise die Stelle der Artikel oder Bestimmtheitswörter anderer Sprachen.

Nich nicht weiter als unvermeidlich zu wiederholen, beschränke ich mich auf die Fähmannischen Einwürfe, u. bitte

Diejenigen, welche sich für diesen Gegenstand interessieren, möglichst unbeschwert dort in den Beiträgen zur genaueren Kenntniß der estnischen Sprache nachlesen, dabei aber die „Berichtigungen“ hinter dem 16. Heftie beachten, auch einzelnes noch gebliebene Unrichtige und Unzweckmäßige, als vor 25 Jahren (1821) von einem Anfänger in der estn. Sprachforschung, (dem die Sprache von Hause aus ganz fremd gewesen) geschrieben, übersehen und sich nur an das wirklich Beweisende halten zu wollen.

Meine Entgegenungen auf die Einwürfe sind folgende, und zwar

#### A) auf die theoretischen.

1. Man kann die ersten Bezeichnungen der größeren oder geringeren Bestimmtheit der Nomina in einem Saße wol nicht eine außerwesentliche nennen, da mehrere Sprachen sich für dieselbe eigene Wörter, die Artikel oder Bestimmtheitswörter, geschaffen haben. Seda besondere Richtung, welche eine Sprache in ihrer Formirung genommen hat, ist in ihr eine wesentliche, Wiewenig auch oder Garnichts andere Sprachen auf sie geben. Wie wesentlich ist z. B. im Russischen die Unterscheidung der Geschlechter, daß sie so sehr in die Verbalformen eingreift, während die estn. Sprache einen Unterschied der Geschlechter garnicht kennt! Dagegen hat die russ. Sprache die Unterscheidung des Bestimmten und Unbestimmten ebenso wie die latein. bei ihren Nennwörtern garnicht berücksichtigt, während die estnische Sprache mit ihrer finnischen Schwester sie — nicht durch Artikel, sondern auf eine so interessante Weise durch die in Rede stehenden Nominalformen bezeichnet.

2. Allerdings gehören die Beziehungen der Nomina auf Einander zu dem Nothwendigsten in jeder Sprache. Daraus folgt aber nicht, daß, wenn eine Sprache verschiedene Nominalformen hat, diese, wie im Latein., jene Beziehungen bezeichnen und namentlich eine Nom.-, Gen.- und Acc.-Form sein müssen, wenn sie unabreisbar schon ihre andere Bestimmung haben und ebenso unlesbar sehr gemischt in easu nom., gen. et acc. stehen. In einem Casus stehen und ein (formaler) Casus sein ist Zweierlei.

3. Dass nach meiner Theorie „die Declinations-Verhältnisse nur notdürftig aus dem Sinne der Rede hervergehen müssen,

und, wenn in einem Sätze alle drei Formen vorkommen, man ohne Vorherwissen Dessen, was der Erzählende sagen wolle, ungewiss darüber sein könne, welches Nomen in *casu nom.*, *gen.* oder *acc.* stehe," ist keinesweges der Fall. Wenn man im Französl., wo es auch keine formalen Kasus und überhaupt, außer für die Numeri, keine verschiedene Nominalformen gibt, sich ohne Schwierigkeit in die verschiedenen Verhältnisse und Beziehungen der Nomina gegen Einander findet; wie sollte man das nicht im Estnischen können!

4. Allerdings geben fortwährend die Hauptcasus der classischen Sprachen ein Muster, und Fachwerk für die gegenseitigen Verhältnisse und Beziehungen der Nomina in der Rede ab, aber doch nur bei Sprachen, welche für diese Casus Formen haben, und allensfalls, wenn man will, auch wo das nicht ist, aber dann nur, um das Verhältniß eines *Wer.*, *Wess.* und *Wenfalls* zu bezeichnen, und nicht um Formen zu einem *Nom.*, *Gen.* und *Acc.* zu machen, die es in der That nicht sind. In der von den Fesseln der latein. Grammatik befreiten französl. Grammatik deutet jetzt Niemand mehr an diese Casuennamen, weil man mit *Subject* und *Object* oder *Regimen* ganz gut und besser durchkommt; denn z. B. *de la bière* bald *Nom.*, bald *Gen.*, bald *Acc.* zu nennen, während es von Hause aus ablautivisch ist, war doch gar zu unmethodisch. Nur wenn gewisse Formen überall *respective nominativisch*, *genit.* und *accus.* stehen, sei es auch in manchen Fällen sonderbar, kann man sie *Nom.*, *Gen.* und *Acc.* nennen. Das ist aber im Estnischen nicht der Fall.

5. Der Einwurf, dass im Latein. und Griech. der *Nom.* und *Acc.* der *Neutra* gleich sind und doch namentlich unterschieden werden, trifft hier nicht. Wel in allen Sprachen gibt es wegen nicht durchgeführter mangelhafter Formenbildung Casuspaare die einander gleich sind, aber — nur in gewissen Geschlechtern und Declinationen oder in einem Numerus. Wären jener *Nom.* und *Acc.* bei allen Geschlechtern gleich, so würde die philosophische Grammatik sagen: die Formen sind weder ein *Nom.* noch ein *Acc.*, sondern ein *Drittes*. Im Estnischen sind die gleichen Formen, welche man unter zwei alte Casusnamen bringen kann, überall gleich. Zwar vermeidet Fahlmann eine Gleichheit dadurch, dass er im Singular die relative Form, im Plural

dagegen die definitive zum Nominativ und Accusativ macht, um nicht im Singular (seinen sepien Indefinitis mitgerechnet) drei Accusative zu bekommen; aber nicht ohne Gewalt spricht er seinem bestimmten Nominativ (dem neueren Definitiv, *Ahcens*) im Sing. die auch accusativische Geltung ab.

Nun B) auf die Einwürfe aus dem Sprachgebrauch habe ich Folgendes zu entgegenen, indem ich vorsichtig negiere: „Es lasse sich — — nachweisen, dass die estnischen Nominalformen den Casus der eine streng ausgeprägte Declinatio habenen Sprachen *mutatis mutandis* vollkommen entsprechen.“ und glaube, dass meine Ansicht des Sprachgebrauchs sich zwangseiner consequent durchführen lasse.

6. Es ist für die Geltung meiner Theorie nicht nothwendig, dass jede der 3 Formen in beiden Numeri nominativisch, genit. und accus. müsse stehen können; sondern die Sache ist diese: Da die Sprache sich schon von Hause aus drei Nominalformen für die grössere oder geringere Bestimmtheit der Dinge schuf, so brauchte sie zur Bezeichnung der wichtigsten Verhältnisse der Nomina in einem Saaze, Wer, Wessen, Wen, nicht noch besondere Formen zu bilden, sondern dieselben Formen konnten ihr, jede in ihrer Art, auch für diese dienen. Und zwar nahm sie, wie *Ahcens* richtig bemerkst, jede für zwei dieser Verhältnisse in Gebrauch: die definitive sowohl, als die indef. für den Nom. und Acc. und die relative für den Gen. und (doch im Plural nur zum Theil auch für den) Acc.

7. Accusativisch gebracht also die Sprache — ich rede fürs Erste vom Sing. — alle drei Formen, weil beim Objecte dem Eften die Unterscheidung des ganz, halb und nicht Bestimmten wichtig ist. Im Nevalischen wird im Singular *wenigstens*<sup>\*)</sup> beim Imperativ die definitive auch accusativisch gebracht; im Dörpischen, welchen Dialect ich aus dem Munde des Volkes genau kenne, (Den teval. nur aus Büchern, also weniger,) — allgemein, auch bei dem Imperf., wenn der Gegens-

<sup>\*)</sup> Hornung sagt: *praesertim cum Imperativo*. Sollte denn bloß zu seiner Zeit und in seiner Gegend die Definitiva auch anderweitig (im Sing.) accusativisch gebracht worden sein?

stand ein ganz bestimmter ist, trotz Dem, dass die Phrase: *kui ma se naine wötti*, welche ich selbst gebildet hatte, unrichtig war, da hier gerade die Relative *se naise*, diese (meine) f. au, stehen muss.

8. Dagegen ist im Dörptschen Plur. der accus. Gebrauch der Definitiva viel seltener, als im realischen, weil außer bei den Pronomina die Plural-Def. der Singular-Relat. bis auf einen sich in der Rede gar leicht verlierenden geringen Unterschied in der Betonung, gleich ist und Missverstände unvermeidlich wären, was im Rev. nicht der Fall ist, weil die Def. Pl. an die Rel. Sing. ein d hängt. Darum wird im dörpt. Plur. die Indef. auch für die Def. gesetzt und werden, wie im Lat., pronomina demonstrativa zu Hilfe genommen, das besondere Bestimmte von dem allgemeinen Unbestimmten auszuschieden und zu bezeichnen. Doch wo der Plural und zugleich das Bestimmte außer Zweifel ist, da sagt auch der Dörpt.-Esto die Plural-Definitiva, den s. g. Nominativ, in den Acc., z. B. *päiwa sai ta kül*, die Ersagstage bekam er, ein Kirchenvormund, wol.

9. Die halbe oder relative Bestimmtheit ist im Plur. accusativisch nicht zu unterscheiden, weil die Relat. da theils mit der Indef. gleich ist, theils, wenn nicht gleich, nicht accusativisch gesetzt wird. Im Singular aber steht die Relat., wenn das Object relativ dem Erzählenden ein Bestimmtes, dem Andern aber noch ein unbestimmtes Allgemeines oder Jemandwelles ist; daher vorzugswise beim Imperfekt; doch nicht ausschließlich, weil man gleichfalls von auch dem Andern Bestimmten oder allgemein von etwas erzählen kann und dann die Def. oder Indef. sagt.

10. Genitivisch, für das Abhängigkeitsverhältniss, wird bloß die Relat. gebraucht, weil diese Form immer auf einen Vocal ausgeht und sich somit an das stets unmittelbar auf sie folgende Nomen bequem und euphonisch anschliesst: *ramato le hē*, die Blätter des Buchs; *laste wiis*, der Kinder Weise. — Unser Höhlmann schreibt zwar auch S. 28. 29. in fünferlei Fällen dem Indefiniti.-Casus genitivischen Gebrauch zu, aber in keinem derselben mit Grund. Iwar sagt man im ersten Falle im Deutschen manchmal den Genitiv: ein Stück Wege, ein Morgen Landes; wenn aber die deutsche Grammatik noch 1897 (Heyse) verlangte, dass man durchaus auch: ein Stück Brotes, Teuf

Wassers, Huber Holzes, und so bei allen Nomen sogen. solle, so war das, wie manches Andere in derselben pedantisch gegen den lebendigen Gang der Sprache. Was nötigt nun aber im Estn., z. B. in 1) Stos Wasser, 2) zehn Mann, fünf Baum, 3) eins zweit Zehend (v. i. 11), sechs vieri Zehend (56), 4) viel, wenig, voll Wasser, Milch, 5) in einzigen Fällen, die vielmehr hinweisend und illativ zu nehmen wären, anzunehmen, dass die regierte Indefinitiva, die zwar mit ihrem Regens als Subj. oder Obj. stehen kann, aber kein Kasus ist, sondern eben nur überhaupt und allgemein ein Ding nennt, genitivisch steht? zumal da, was im Estn. im genitivischen Verhältnisse steht, soust immer vor und nicht, wie hier Alles, hinter seinem Regens steht. — Kurz, die Indef. steht manchmal (s. folg. Nr. 11) nominativisch und oft accusat., aber nie genitivisch.

11. Nominativisch stehen die Definit. und Indef. Erste als das regierende Subject des ein persönl. Verb. Act. enthaltenden Sages, weil solches, wenn nicht schon an sich, ein bestimmtes ist, doch selbstständig als ein bestimmtes besteht (Ein Mann ging; Menschen sind edler als Thiere; Fleisch näht). Letzte nur bei olema, saama, sein, werden, und bei allen intransitiven oder neutrischen Verben, wenn sie impersonal gebraucht werden, da dann nicht das Verbum vom Subjecte regiert wird, sondern gewissermaßen dieser regiert: Om in aktissi, es ist (giebt) Menschen; saap teek, es wird Weg (Bahn); vahma sattas, es fällt Regen; rahwast tullep, Volk kommt (es kommen Leute). Außerdem steht die Indef. als allgemeine Benennung von Personen und Sachen mit Wörtern, welche eine bestimmte oder unbest. Quantität angeben, im Nominativ, wenn diese im Nout. stehen; denn für sich steht sie da in seinem Kasus, wie auch im Deutschen in: drei Mann, Hand, Kinder, Vof Noggen, Schuh, viel, wenig, etwas Wasser — das Nomen eben nur Name der Gattung ist.

12. Dass die Relativa nicht nominativisch gebraucht wird, thut der aufgestellten Theorie keinen Eintrag, da laut der neuen Grammatik (Ahrens S. 29) jede der drei Formen nur zweien Casen dient, die Relativa aber unbestritten sowohl accusativisch als genit. steht. Einen Nominativ kann sie für den Sing. nicht abgeben, weil sie ursprünglich, wie in dem der Slamen-

sprache näher stehenden dörptschen Dialecten noch jetzt der Fall ist, zugleich im Plural die Definitiva war und im Plural zugleich als Nominativ zu rieben halte und im Dörptschen noch hat. Ist in easu nomin. ein Relatives auszudrücken, so wird im Sing. üts, d. i. ein quidam, hinzugesetzt; und im Plur. hilft sich die estn., ebenso wie andere Sprachen, mit verschiedenen Pronomen.

13. Eher könnte es gegen die Theorie sprechen, dass im Plur. die Relat. nicht auch accusativisch steht, sondern blos genit., außer wenn sie mit der Indef. gleich ist, was als eine Zusätzlichkeit nicht zu rechnen ist. Aber für den Plur. giebt es überhaupt eine formale Unterscheidung nur des Definitiven und Indefinitiven, und wird das Relative formal nicht unterschieden, sondern muss die estn. Spr. sich eben so wie andere Sprachen helfen. Dies ist, wenn man will, ein Mangel, eine Unvollkommenheit in einer Sprache, welche, nach der aufgestellten Theorie, das ganz, halb und nicht Bestimmte durch Flexivformen an seinen Nomina unterscheiden wollte. Allein in welcher Sprache gäbe es nicht unvollkommen verfolgte Richtungen, wie mangelhaft durchgeführte Formbildungungen! Auch durch mangelnde verschiedene Formen wird jene Unterscheidung oft geschwächt, indem in vielen Nomina die Rel. und Indef., und in vielen andern alle drei Formen gleichlautend sind, — sowie es in allen Sprachen, welche formale Casus haben, gleichlautende Casus giebt und man sich mit ihnen nur schon behelfen muss.

14. Dennoch ist im Estnischen jene dreifache Unterscheidung des Bestimmten herrschend und liegt unabwiesbar jenen Formen zum Grunde, die nur nebenher zugleich verschiedenlich in einem und anderem Casus stehen. Das erweiset sich vollkommen dadurch, dass 1) alle drei Formen accusativisch gebraucht werden; 2) dass jede derselben zweien Casen oder Verhältnissfällen dient, mit der einzigen eben unter 13. angeführten Ausnahme, dass im Plural die Relat. blos genitivisch gebraucht wird. — Dass im Nevalischen die Definitivform im Sing. accusativisch nicht anders als bei dem Imperativ vorkomme, muss ich dahingestellt lassen. Wenn aber Fahlmann auch beim Imperativ die Definitiva Sing. nicht accusativisch gelten lassen, sondern als einen Nominativ erklären will (S. 32) so ist Das offensbar eine gar zu erklüste Deutung.

15. Die aufgestellte Theorie hat auch die einzigen echten Grammatiker, Hornung (1693) und Ahrens (1843) ja auch schon einigermaßen Fählmann selbst (durch seine Monographien ebenso wie die Fortsetzung der Grammatik verdient), mit dem neueren finnischen Grammatiker, von Becker (1824), für sich. Fählmann's Ausführung (S. 28) aus Hornung, mit dem ich, ohne seine fast ganz verschwundene Grammatik zu kennen, zusammengetroffen bin, spricht schon für diese Theorie, wenngleich H. den richtig bemerkten Sprachgebrauch nicht zugleich philosophisch auffasste. Denn dass auf die Frage Wen? auch der Wer- und der Weissall stehen könne, ist in sich widersprechend, also unsäglich zu sagen.\*). Da aber H.'s Zeit, noch schon Dass, was er erfahrungswidrig ganz richtig aufstellte und praktisch anwendete, wegen Stahl's Auctorität so verschmäht, wie Ahrens in Hornung's Ehrenrettung nachgewiesen hat: so würden sie ihn vollends gesteinigt haben, wenn er darauf verzählen wäre, die unpassenden Casusnamen abzuschaffen, was jetzt Ahrens gethan hat. Aber auch Fählmann selbst hat jetzt, nach dem Vorgange v. Becker's, oder im Zusammentreffen mit ihm, bereits dem bisherigen Accusativ den Namen Indefinitivus (v. Becker: Infinitivus) gegeben, nur — zugleich, wie Ebendorfselbe, den Genitiv (die Relativform) auch als Accusativ ausgeführt.

16. Wenn ich Ahrens nicht folge und die drei Formen nicht Casus Definitivus etc. nenne, sondern bei Forma Definitiva etc. bleibe, so geschieht Das, weil sie, philosophisch genommen, wie gesagt, nicht Casus, nicht Formen für die Beziehungen auf andere Nomina im Sache sind, sondern Bezeichnungen der Bestimmtheit (Beschränktheit oder Allgemeinheit), mit oder in welcher die Nomina, sedes für sich selbst in der Reihe stehen. Sie passen auch ebenso wenig nach ihrer Formation, als nach ihrer durch die Benennung angegebenen Bedeutung zu den eigentlichen ethnischen Casen. Die Art der Bestimmtheit ver-

\*.) Auch Stahl (1637) muss schon erkannt haben, dass Genitiv und Accusativ nicht durchaus, d. h. ganz durchweg in der Sprache, Eins sein können; sonst würde er nicht die Relativform bloß als Accus. aufgestellt und sonderbarweise den Genitiv (seinen zweiten Ablatio) zugleich zum Genitiv gemacht haben.

Dinge an sich bezeichnet die Sprache an den Wörtern selbst durch die Flexur (wo und wie diese sich nach der elementarischen Beschaffenheit derselben anbringen lässt); die Kasus dagegen oder die gegenseitigen Verhältnisse oder Beziehungen sofern sie nicht schon durch die bloße Stellung des Wortes in seinen Flexionsformen als Nom., Gen. und Acc. sich von selbst ergeben, blos durch stabile Suffixe, wovon es nur bei dem ILLATIV, meinem früheren INGRESSIV, Ausnahmen gibt, weil dessen ursprüngliches Suffix *he* (Beiträge Heft 15, S. 34) sich bei der Abschleifung der Sprache in die INDEF.- oder RELATIVFORM vieler Wörter verloren hat. — So zweifach Verschiedenes zu trennen, scheint mir methodischer.

17. Noch weniger passend scheint mir, dass Fählmann die eine einzige Benennung INDEFINITUS (wie v. Becker im Finnischen: INFINITIVUS) unter die Kasus-Namen ausnimmt. Denn nicht blos, dass ein INDEFINITIVUS unter Nom., Gen., Acc. ic. als ein nicht hingehöriger Fremdling erscheint, sondern, da jedes Ding einen Gegensatz fordert, um in seiner Wesenheit und Bedeutung voll begriffen zu werden, so steht er isolirt ohne allen Gegensatz da. Da war es doch besser, wenigstens weitsläufiger, wie Fählmann, nach Strahlmann im Finnischen, ihn einer besonderen unbestimmten Declination zum Grunde legte (im 3. Heft dieser Verhandlungen), weil selbige eine bestimmte Decl. zum Gegensatz hatte.

Becker's leider schwedisch geschriebene Grammatik mag sonst tiefer in den Bau und Geist der finnischen Sprache eingehen und methodischer sein, als Strahlmann's Grammatik, wie sie das schon äußerlich in typographischer und schematischer Hinsicht ist (allerwohl auch Strahlmann sein gutes Practisches hat). Wenn aber Fählmann in Betriff des vorliegenden Gegenstandes S. 20 sagt: „Auch die Finnen haben eine Zeitlang dieselbe Übergangsansicht gehabt (außer Strahlmann nämlich Renvall, dessen Grammatik von 1840 mir noch nicht zu Gesichte gekommen, und Sjögren in ihren Monographien), wahrscheinlich weil v. Becker durch die Aufstellung seines Kasus INDEFINITIVUS der Sache genug gethan habe: so glaube ich vielmehr, dass weitere Bearbeitung dieser Materie eine Theorie im Estnischen bereitend machen und auch im Finnischen durchführen werde, auf die schon Poenung's Beobachtung des Sprachgebrauchs vor 150 Jahren hätte leiten sollen, und die jetzt bereits (von Ahrens) in die estnische Grammatik aufgenommen ist.“

18. Den Einwand endlich, daß nach der vorliegenden Theorie die Casus aus einem Sahe schwer herauszufinden seien (S. 25), und 2) die Bedeutung der Schwierigkeit, welche die Syntax mit ihr haben werde (S. 25. 26.) kann ich zusammenfassen, und brauche beide nur kurz zu berücksichtigen. Die Def. steht im Nomin., wenn sie das Verbum regiert, — im Acc., wenn sie vom Verbum regiert wird, was namentlich auch bei dem vermeintlichen Passiv, dem unpersönlichen Activ, wenn der Gegenstand ein ganz bestimmter ist, der Fall ist. Die Indef. im Nomin. bei einem unpersönlichen intransitiven Verbum; im Acc., wenn sie von einem persönlichen oder unpersönlichen transitiven und transitiv gebrauchten intransitiven Verbum regiert wird. Die Relat. im Gen., wenn sie von einem Nomen regiert wird, das dann immer unmittelbar auf die Rel. folgt; und im Acc., wenn sie vom Verbum regiert wird, da dann kein von ihr abhängiges Nomen auf sie folgt. — Und was 2) die syntactische Schwierigkeit betrifft, so ist solche bei dieser Theorie nicht größer, als wenn die Syntax zu lehren hat, welcher Casus in jedem Falle zu sehen sei, wann der Nom. oder Gen. für den Acc. oder ein Acc. als Nom. steht! Auch sind schon Vorarbeiten zu der Syntax, selbst von Fahlmann, da. Was er für die Syntax seines jetzigen Casus Indefinitus gehabt (S. 28—31), läßt sich auch für die Forma Def. und Relat. thun.

19. Schließlich: Unsere gelehrte Gesellschaft hat sich vorgesezt, jede auch geringste Antiquität, jede auch geringste historische Notiz und besonders auch jedes noch aufzufindende geistige Product des Estenvolkes zu sammeln, um daraus sein früheres Leben und Weben mehr kennen zu lernen. Nun, seine Sprache ist ein lebendiges Product seines Geistes, und Eigenthümlichkeiten derselben zu klarer Erkenntniß zu fördern, muß uns besonders wichtig sein, da die Kenntniß seiner Sprache zu erweitern auch ein Zweck unserer Gesellschaft ist. Ist es schon überhaupt bei dem Sprachenstudium eben das Interessanteste, den so verschiedenen Richtungen und Bildungen, welche der Gesamtgeist eines Volkes, wunderbarweise ohne Verabredung einer Theorie, für sein Deutzen und für den Austausch seiner Gedanken genommen und geschaffen hat, nachzugehen: so muß uns auch jede Eigenheit der estnischen Sprache gründlichen Erforschens werth und jeder

reine Fund willkommen sein. Darum habe ich geglaubt, diese nähere Aufklärung zweier der interessantesten unter den vielen Eigenhümlichkeiten dieser Sprache der Gesellschaft und dem weisernen Publicum nicht vorzehalten zu dürfen.

## Sweiter Nachfrag.

Rennwall hat zuvörderst, wie v. Becker, den alten Accusativ (*meine forma indefinitiva*) cas. Infinitivus bekannt. — Die Benennung Nominativ hat er gleichfalls „aus der latein. Gramm.“ beibehalten, obgleich er, gewiss ohne meine Theorie gekonnt zu haben, S. 51 sagt, dass diese Form hätte Definitivus heißen sollen. — Also hat auch bei ihm der cas. infin. keinen Gegensatz. — Im Beireff des Genitivs, meiner forma relativa, findet sich zwischen ihm und v. Becker der Unterschied, dass Letzter dieselbe Form zugleich als einen Acc. zum zweiten Male aufgeführt hat, Rennwall aber, die zweimalige Aufführung einer und derselben Form unter verschiedenen Namen nicht passend gefunden und sie bloß als Genitiv hingestellt hat, (wahrscheinlich weil diese Form wol, wie im Estnischen auch im Finnischen im Plural bloß den Dienst eines Genitiv leistet,) wodurch bei ihm auch der Nomin. als Subjectivus keinen Accus. als Objectivus zum Gegensatz hat, während doch seine übrigen Casen (Über die hier nichts Näheres zu sagen ist) zu Einander meist in natürlichen Gegensätzen stehen und ihre Benennungen gewöhnlich einander erläutern\*) — So geräth man aus einem

\*) Wikström, auch, wie Propst Rennwall, schon hingeschrieben, nennt die Definitivform Nominativus und (Accus.) und die Relativa Genit. und (Accus.); der Indefinitiva aber, obgleich ihre Endung ebenso wie die der Relativa eine Veränderung an dem Worte selbst und nicht ein stabiles Gattic ist, hat er, nicht passend, als letztem Sufficcasus ihre Stelle gegeben und sie, wie jeden von diesen nach seinem Suffixe, den a- oder ta-casus genannt, dabei ihre Bedeutung einseitig mit endels (b. i. partial) bezeichnet; wie auch Rennwall S. 42 diesem seinem cas. infinitivus (partial) und dem nominativus (total) beigelegt und in sofern die Bedeutung dieser Formen ta einen, aber nur einseitigen, Gegensatz gestellt hat.

Unpassenden ins andere, wenn man nicht der Sache auf den Grund geht. — Es können so wenig beide Benennungen, Gen. und Acc., als nur eine von beiden bleiben, sondern die gemeinsame einige Form fordert eine dritte ganz andere Benennung. Was man von Kasusform-Gleichheiten in anderen Sprachen hier gegen für die Ausstellung dieser Form unter zwei Kasusnamen anführt, ist gegen diesen estnischen und finnischen Fall, der ohne Ausnahme durch die ganze Sprache geht, Nichts. Auch der, dass im lateinischen Plural der Dativ und Ablativ sich immer gleich sind; denn sie sind das in dem Hauptnumerus, dem Sing. nicht. — (Beständig möge hier auch die Bemerkung stehen, dass, wie die estnischen Bestimmtheitsformen in ihrer Bedeutung, so auch die alleinigen wahren Verhältniss- oder Beziehungs-Casen in Betreff ihrer Bildung nicht mit den lateinischen Casen zu vergleichen sind. Denn während diese in den verschiedenen Declinationen gar verschiedene Endungen haben, von denen obenein mehrere verschiedenen Casen derselben und verschiedener Declinationen zusammen, werden die estnischen Casen durch der Relativform angehängte scharf unterschiedene stabile Laute gebildet, welche, obgleich nur aus einem oder zwei Consonanten oder aus einer ebenso unselbstständigen Sylbe bestehend und vorum Suffixe genannt, wahre Postpräpositionen sind.) —

Hiermit sei auch dieser Gegenstand finnischen und estnischen Sprachforschern zu geneigter gründlicher Beprüfung empfohlen.

---

B. F. Heller.

## IV

## Die finnischen Wörter für 9 und 9.

Von Dr. A. Gansen.

Herr Tycho Mommsen hat versucht (J. 2. S. 261—263 der Höferschen Zeitschrift), die Nachweisung, daß in dem Worte für 9 in vielen Sprachen der Begriff der Neuheit liege (*novem* und *noves*, *kreka* und *reos* u. s. w.), auch auf die finnischen Sprachen auszudehnen, weil im Lappischen *utse* = neu. Hier verhält sich die Sache aber ganz anders. Die Wörter für acht und neu u. sind in den finnischen Sprachen auf gleiche Weise gebildet: bei jenem liegt das Wort für 2, bei diesem das für 1 zum Grunde, so daß wir eine ähnliche Bildung wie *duodecim*, *undecim* vor uns haben. Zwei heißt z. B. im Rевал.-Eston. *kaks* Gen. *kahha*, daher acht *kahkelsa*; so im Dörfl.-Estn. *kaks*: *kaksesa*; eins dort *üks*, hier *üts*; daher neun *ühhelsa* und *üttesa*. Ich habe nicht nötig, alle die andern Dialekte hier durchzugehen; im Lappischen sind die Formen *kakse* und *äkse*; im eigentlich Finnischen *kahderan* und *ühderan*. Im Magyarischen ist es anders. — Einen Versuch, die Endung *ssa*, *sa* in obigen *kahkessa*, *ühhessa* u. s. w. als Rest eines Wortes für 10 zu erklären, so daß diese Wörter genau = *duo de decim* und *un de decim* wären, hat Sjögren zum Syrjanischen gemacht: *Mém. de l'acad. des sc. d. S. P.* 1852 p. 153—159.

## V.

## Zu einer neuen Ausgabe Heinrich des Letten.

von Dr. M. Hansen.

---

Ich hatte schon vor längerer Zeit die Gesellschaft mit meinen Arbeiten über die Origines Livoniae bekannt gemacht und mich erboten sie unter ihren Auspicien neu herauszugeben, als ich die Ankündigung der Scriptores rerum Livonicarum erhielt, welche Herr Ed. Franzen erlich, und gleichzeitig die Auflösung von ihm, mich seinem Unternehmen mit meiner Arbeit anzuschließen. Da die Gesellschaft mich von meiner früheren Verpflichtung dispensirte, so begann ich die Bearbeitung im Sinne der Ankündigung des Herrn Franzen. Sie ist jetzt in allem Wesentlichen fertig und hat versucht, die von dem ersten Herausgeber Gruber gelassenen Lücken in Text und Erklärung auszufüllen, die von ihm angeregten Fragen der Beantwortung näher zu bringen, die Wendtsche Uebersetzung durch eine dem Sinne und der Form nach glänztere, sich möglichst nahe an das Original holdende zu erschaffen.

Zuerst wird die Frage nach dem Verfasser der Origines da wieder aufgenommen, wo Gruber sie vor hundert Jahren gelassen hatte; was er mit sicherem Tacte vermuhtet hatte, wird aus einer Stelle, in welcher der öster genannte Heinrich der Lette sich als identisch mit dem Verfasser des Buches verhält, gesichert; dabei war es nicht schwer, über den Lebensgang Heinrichs, seinen Bildungsstand, die Gesinnung welche er an den Tag legt, die ganze Anlage und Natur seines Werkes, aus diesem geschöpft, Näheres beizubringen.

In einem Punkte allein hat Gruber seine Meisterschaft nicht bewahrt; die Chronologie, genauer die Zählung der Jahre, welche er dem Werke zuschreibt, stimmt weder mit Gruber's eignem Ausgangspункte, noch mit den Angaben des Werkes völlig überein und wird durch die Berichte gleichzeitiger Geschichtschreiber, besonders aber durch eine Reihe von Urkunden als durchgängig irrig erwiesen. Was z. B. Dahlmann an „dem Livländischen Chronisten“ in diesem Punkte auszusehen findet, ist nicht Heinrichs sondern Gruber's Fehler: vom dritten bis zum letzten Hauptstücke ist Gruber um ein Jahr hinter der wirklichen Jahreszählung zurückgeblieben.

Dieses Stück schien mir so wichtig, daß ich schon zeitig dem gelehrten Publicum davon Mittheilung zu machen mich gedrungen fühlte. Mein Aufsatz (im Inhalte 1846, Nr. 47) weiset nach 1) daß Gruber sich getriert habe 2) wie er dazu gekommen 3) welcher Jahresanfang in Heinrichs Werke gelte 4) wie durch Annahme des 25. März als ersten Tages alle Schwierigkeiten schwinden. Die durchgreifende Wichtigkeit dieses Gegenstandes wird es rechtfertigen, wenn ich dieselbe Abhandlung (hier und da verbessert) auch unsern weiter verbreiteten Verhantlungen hier einverleihe.

Die Origines Livoniae zerfallen in 30 Hauptstücke. Das erste erzählt die Geschichte Meinhardis, den Inhalt des zweiten bildet Bertold; die folgenden 28 beschäftigen sich nur mit Albert und sind so geheilt, daß jedes mit der Angabe des Jahres seiner Bischofswürde beginnt, und die Jahre sich ohne Unterbrechung vom ersten bis zum acht und zwanzigsten folgen.

Die erste bestimmte Zeitangabe finden wir beim Tode Bertolds (II. 6.) IX Kai. Aug. (= 24. Juli) 1198. In demselben Jahre noch wird nach III. 1. Albert geweiht. Danach hat Gruber den Hauptstücken die Jahreszahlen übergeschrieben, indem er, die Wahl Albertis in die letzten Monate des J. 1198 setzt, jedes Jahr Albertis an 2 unserer Jahre knüpfen mußte, z. B. das erste vom Herbst 1198 bis zum Herbst 1199, also das leichterwähnte 20. von 1225 bis 1226. Vgl. seine Num. c. zu III. 1.

Nicht lange nach der Nachricht von Bertolds gewaltsamem Tode haben wir II. 10. proxima quadragesima (in den nächsten Faschen), und mit vollem Rechte bemerkt Gruber (Num. m.): d. h. nach der gewöhnlichen Rechnung im J. 1199. In dasselbe

Jahr gehören ebenso auch die ersten Reisen Alberts nach Gotland und Dänemark, die er (nach III. 2. 3) post consecrationem aestate proxima macht (im Sommer nach seiner Weihe); eben dahin auch die Rückreise nach Deutschland, sein Erscheinen in Magdeburg zu Weihnachten vor König Philipp um Pilger zu sammeln. Eine Anerkennung hat Gruber hier nicht gemacht, aber in der Überschrift der §§. sagt er ausdrücklich zu §. 4: Magdeburgi plures milites colligit 1199. Wie kann aber, wenn Weihnacht zu 1199 gehört, der nächste Sommer vorher unter 1198 stehen? Und was ebenso sonderbar ist, wie kann, wenn am Ende des Capitels von Alberts erstem Jahre Weihnacht 1199 ist, das folgende Jahr mit 1199—1200 bezeichnet werden? Wie viel bleibt denn von 1199 nach Weihnacht übrig, da noch dazu das nächste Capitel mit dem Frühlinge beginnt? Doch bezeichnet Gruber das zweite Jahr mit 1199—1200. Und so durch das ganze Werk weiter zählt er bis zum 28sten Jahre = 1225—1226. Die ganze Reihe der Begebenheiten aus der Regierung Alberts ist bei Gruber um ein Jahr zu früh angezeigt.

Dazu kommt ein Verssehen des Druckers. Gruber beabsichtigte, die 2 Jahre der Überschrift auch in gerader Folge am Rande anzubringen, aber nur die erste erscheint durch je ein ganzes Capitel, und das hat verursacht, daß manche Ereignisse aus Heinrichs Schrift in neuern Büchern selbst um 2 Jahre zu früh angegeben sind.

Ein so gewissenhafter und gelehrter Herausgeber wie Gruber, ohne welchen Heinrich noch bis auf Napier's glückliche Seiten hätte warten können, muß auch für einen Irrthum Gründe gehabt haben, zumal für einen, der so auf der Hand liegt wie der erwähnte. Und da die Überschrift des Cap. III. und die Anmerk. m. zu Cap. II. zeigen, daß er daran war, ihn zu vermeiden, so muß er bei Durchführung dieser Rechnung Schwierigkeiten gefunden haben, die ihm unüberwindlich schienen, die ihn bestrogen, stillschweigend von dem eingeschlagenen Wege abzuweichen und im Frühjahr nach Weihnacht 1199 wieder 1199 zu zählen.

Irrt ich nicht, so läßt sich dieses Schwanken Gruber's aus Heinrich selbst erklären. Hier und da führt Heinrich zu einem Jahre Alberts einmal auch ein Jahr Christi an; geweihte

wurde Al. nach ihm 1198, da beginnt also sein erstes Jahr, nun sagt Heinrich zum 7ten Jahre Alberts 1204, zum 13ten 1210, zum 14. 1211, zum 27ten 1224. Hätte nun Gruber das 4te Cap. (das zweite Jahr Alberts) mit 1200 begonnen, so wäre ja das 7te Jahr Alberts nicht 1204, sondern 1205, das 27te nicht 1224, sondern 1225 u. s. w. Kurz Gruber sah, daß er bei consequenter Durchführung obiger Zählung immer um ein Jahr vor den Jahren, die Heinrich nennt, voraus kam, glaubte sich selbst deshalb im Irrthume, zumal da eine von Heinrich im Winter des 8ten Jahres Alberts erwähnte Sonnenfinsterniß sich bei Godesr. Colou. am 28. Februar 1206 findet, was, wenn man die Zahl der Ueberschrift des Capitels (nicht die falsche am Rande) berücksichtigt, völlig mit Gruber stimmt.

Aus diesen Ursachen, denke ich mir, schloß sich Gruber an die Angaben Heinrichs, ohne die erforderliche Untersuchung anzustellen, von wo ab Heinrich das Jahr Alberts, welches seiner ganzen Chronologischen Reihenfolge zum Grunde liegt, und das Jahr Christi, welches gelegentlich vorkommt, rechnete. Nach den oben erwähnten Stellen gedenkt Gruber der laufenden Chronologie nicht wieder, außer durch die einem jeden Capitel übergelegten Jahreszahlen.

Aber wenn Heinrich das Lateranconcil Innocenz III. im 17ten Jahre Alberts mit 1215 bezeichnet (es begann 1. Novbr.) so mußte doch die Frage entstehen, wie kann denn das 7. Jahr mit 1204, das 27te mit 1224 bezeichnet werden? Und doch thut Heinrich das. Ist das nicht ein entschiedener Widerspruch desselben gegen sich selbst?

Es ist immer dieselbe Differenz von einem Jahre, auf welche wir treffen. Nicht anders geht es, wenn wir von Heinrich ab auf andre Zeugnisse blicken. Da hat, was Gruber in 1205 sagt, das Chron. Sialand. in 1206, ein Ereigniß aus 1216 Grubers erzählt Albertus Stad. 1217, zu dem berühmten Feldzuge Waldemars II. hat Gruber das Jahr 1218, Chron. Sial. und Nicol. chron. ep. Lund. 1219. Nach Grubers Rechnung besucht B. Albert schon im Jahre 1219, spätestens 1220 im Frühjahr Friedrich II. tunc noviter ad Imperium sublimatum. Und doch wurde Friedrich erst 22. Novbr. 1220 gekrönt (Böhmer regesta s. l. a.) Und was vor allem laut

spricht, das sind die Urkunden des päpstlichen Legaten, welche der Index corp. hist. dipl. Liv. unter Nr. 3287, 20, 21, 23 bis 28, 253, 3289 aufführt, besonders die vom März bis zum Mai (also am Anfang des Jahres) aus Riga und Dänamände, wo Gruber in der Ueberschrift und am Rande wieder 1225, die Urkunden selbst aber 1226 haben.\* Also wieder die Differenz eines Jahres.

In dem 24sten Jahre Alberts, welches Gruber = 1221 bis 1222 segt, gegen das Ende, in unserm neuen Jahre, also nach Grubers Ansicht 1222, hat Heinrich einen 4ten Sonntag nach Epiphanias, und das Evangelium des Tages (ascendente Ihesu in nasiculum ecce! motus magnus u. s. w.; Da Jesus in das Schiff stieg u. s. w. Matth. 8, 23. ff.) welches er zufügt, ist Bürge, daß wir an der Zahl nicht zu ändern haben. In obigem Jahre 1222 nun war Ostern den 5. April, war der 30. Januar schon Sonntag Septuages., folglich gab es im J. 1222 keinen 4ten Sonntag nach Epiphanias. Aber wohl im J. 1223, wohin nach obigen Erörterungen das Cap. gehört. In diesem Jahre war Ostern den 23. April, also Sonntag Septuages. den 19. Februar, demnach bis zu dem Freitag, auf welchen Epiphanias fiel, mehr Sonntage als wir brauchen (12. 5. Febr. 23. 22. 15. 8. Januar), von denen also der am 29. Januar hier bezeichnete 4te Sonntag ist.

Auch von dieser Seite werden wir getrieben anzuerkennen, daß Gruber die Begebenheiten in Heinrichs Werke um ein Jahr zu früh angezeigt hat.

Aber man glanke nicht, daß damit die Sache abgemacht sei; wir bemerkten schon, daß 4 Jahresangaben Heinrichs nach Christi Geburt doch mit Grubers falscher Rechnung stimmen, und dazu die Sonnenfinsterniß (28. Febr.) 1206.

Allzuhellend ist dabei freilich, daß diese Sonnenfinsterniß, trotz Godesr. Coloni., in den Verzeichnissen der Finsternisse im Jahre 1207 am 28. Febr. steht, also auch ein Jahr später.

Und während Gruber die Weihe Alberts zum Bischofe in den letzten Theil unsres Jahres segt, und danach die Capitale Heinrichs auf je zwei Jahre, vom Herbste bis zum Herbste, ver-

\* Vgl. Monum. Liv. tom. IV. p. CXLI. Nr. 5—15.

Iheilt, wie kommt es, müssen wir fragen, daß Heinrich fogleich das erste Jahr Alberts bis Weihnacht führt, und wo irgend sichere Zeitbestimmungen gegeben sind, die Capitel mit der Frühlings-schiffahrt beginnt? Woher also die Sicherheit Grubers, daß Albert in den letzten Monaten des Jahres 1198 gewählt ward, anders als aus Heinrich selbst? der Bericht Ende Juli 1198 sterben und Albert noch im Jahre 1198 weißen läßt. Aber die ganze Vertheilung der Jahresszenen auf die Capitel ist dagegen.

Was auch in dem Puncte kaum ich Gruber nicht bestimmen: die Capitelansänge weisen durchaus für den Anfang des Jahres Alberts nicht auf die letzten, sondern auf die ersten Monate unsrer Jahrerechnung. Und das um so mehr, da H. das Capitel des 8ten Jahres mit den genaueren Worten: *anno octavo inchoante*, und das Capitel des 14ten Jahres mit *antisitatis anni initium decimi quarti eröffnet*, während es sonst ohne weiteres heißt: *anno* . Wie die Weihe Alberts auch erst in die letzten zwei Wochen unsres Jahres, so mühten die Capitel um Weihnacht anfangen und schließen: aber so oft auch Weih-nacht erwähnt wird, das ist nicht ein einziges Mal der Fall.

Unser Jahresanfang vom 1. Jan. ist noch nicht seit lange so verbreitet wie jetzt. Heinrich nimmt nie Rücksicht auf ihn, selbst wo wir ihn nach Weihnacht fast Tag für Tag begleiten können, wie am Ende des 15ten Jahres Alb. Cap. 15. Eben so wenig tritt Weihnacht in dieser Beziehung hervor. Ein sehr gewöhnlicher Jahresanfang war aber der 25. März (Maria Verkündigung *incarnatio, conceptionis*), und nehmen wir den für Heinrich an, so sind wir auf dem Neuen mit jener Sonnenfinsterniß wie mit den übrigen Daten. Beginnt Heinrich das Jahr Chr. mit 25. Mär., so gehören fast drei Monate unsres Jahres bei ihm noch zu dem vorhergehenden, wie schreiben schon 1199, 1203, 1207, 1211, 1212, 1225, während Heinrich noch fast 5 Monate in 1198, 1204, 1206, 1210, 1211, 1224 zählt; z. B. die Sonnenfinsterniß vom Winter 1206 nach Heintz. (28. Febr. Godesr. Colon.) ist nach unsrer Rechnung 28. Febr. 1207, weshin die astronom. Verzeichnisse sie legen; eben so erhalten sie Kaiserkrönung, die Abreise Wilhelms von Modena dieselbe Stelle welche ihnen anderswoher gesichert ist.

Wenn nun die Weihe Alberts zum B. ebenfalls in die Zeit zwischen dem 1. Jan. und 25. März fällt, so gehört sie nach Heinrich ebenfalls noch zum Jahre 1198, nach unserer Zählungsweise schon in 1199. Am schlagendsten sind die erwähnten Stellen C. 10 und 16, wo ausdrücklich das Capitel als im Anfange des Jahres Alberts beginnend bezeichnet wird. Von selbst versteht sich dann, daß ein Ereigniß aus dem Theile des Jahres vom 25. März bis 31. Dechr. bei Heinrich und uns die gleiche Zahl haben muß, wie das Conc. Later. (C. 19.) 1215 (1 Nov.) bestätigt.

Man wird mir zugeben, daß die Sache sich so verhalte. Aber verhehlen will ich nicht, daß doch noch einige Fragen zu lösen bleiben. Wir haben die Weihe Alberts aus dem Ende unsres Jahres 1198 in den Anfang unsres Jahres 1199 gerückt, genaueres aber festzusehen bietet Heinrich die Mittel nicht. Ich nehme den Februar an, da sie nach obigen Erörterungen noch vor den 23. März, als Heinrichs Jahresanfang, fallen mußte. Hier und da schlicht wohl ein Capitel bei Abwesenheit Alberts mitten in einer Unternehmung im Winter, was uns glauben machen muß, daß ein chronologisches Datum ihn zu der Unterbrechung trieb, z. B. die erste Eroberung Fellsins 3. Abb. 12 und 13 = C. 14 und 15 u. das Unternehmen gegen Rosenhusen Cap. 11. und 12. Wäre das öfter so, so könnten wir vielleicht bis auf eine Woche genau den Zeitpunkt bestimmen, mit welchem das erste Jahr Alberts begann.

Ferner während Heinrich zwar in der Regel seine Abschnitte um Ostern, öfter vor als nach, anfängt, ohne daß wir freilich einen Monatstag daraus entnehmen könnten oder ein Fest als sichere Grenze, ist dennoch auch hierin einige Willkür ersichtlich. Wenigstens scheint es so, wenn denn doch einmal auch ein Jahrescapitel circa quadragesimum (um die Fasten) anfängt oder mitten im Winter wie C. 9 und 15.

Indes läßt sich zur Erklärung einiges sagen. Die Kriegerjäge in unsern Landschaften wurden der damals noch weiter ausgebreiteten Sümpfe und Seen wegen im Winter, zuweilen auch im Sommer gemöcht. Heinrichs Erzählung liefert den Beweis, er macht selbst darauf aufmerksam Cap. 9, s. circa quadragesimum, quo magis illae gentes suas exercere solent expeditiones; 10, 14. eo quod via illo autumnali tempore non erret,

per quam Letthones venire possent. 29. 7. post festum Epiphaniae, cum propter nives et gelu via sit in frigidis terris illis melior ad eundum. Vgl. 23. 8. post festum nativitatis Dni. expeditionem indicunt contra gentem in Mesothen; sed a ventis australibus et pluviosis impeditur. Da nun Kriegs- und Raubzüge den Hauptinhalt von Heinrichs Werke bilden, so ist wohl zu erläutern, warum die Begebenheiten von Weihnachten bis gegen die Mitte des März sich drängen, während die nächstveraufgehende und die nächstfolgende Zeit, ehe „Schnee die Erde bedeckt und Eis die Wessen, und die Oberfläche des Abgrundes fest wird und die Wasser hart werden“ in Posenland wie Steine, und wird Eis und der Berg ist besser auf dem Wasser als auf dem Lande“ (XXX. 3.), und wenn das Eis wieder aufgeht oder aufzugehen drohet, besonders arm sein müssen an Begebenheiten. Also von der Mitte des März bis gegen Ostern ist wenig aber sehr selten etwas zu erzählen. Daher kommt es, daß das erste Ereigniß, welches Heinrich in seinen Capiteln berichtet, in der Regel die Ankunft der Frühlingsschiffe in der Düna ist, mit denen neue Pilger, meist auch Bischof Albert, ankommen, und die Abfahrt dorer, die ihr Jahr ausgedient. So finden wir es in den meisten Hauptstücken: 4—8, 11—14, 16—23, 25, 27, 28, 30. Die ersten drei haben wir ihres Inhalts wegen hier bei Seite zu lassen; von den andern hier nicht genannten Hauptstücken enthalten 24, 26, 29 überhaupt bis tief hinein keine Zeitbestimmungen, die wir so ohne Weiteres hinstellen könnten; im 10ten Capitel ist zwar §. 2 sogleich von der Abreise der Pilger des vorigen Jahres die Rede, aber es geht doch schon eine Sendung nach Polozk voraus, und daß der Bischof von dort Nachricht erhalten: was den Anfang des Capitels immer um einige Wochen vor die Eröffnung der Frühlingsschiffahrt zurückziehen muß. Aber wir sehen nicht, wie weit.

In 21 Capiteln also gegen 23, die in Betracht kommen können von den 30 des Werkes, finden wir einen regelmäßigen Anfang mit der Eröffnung der Frühlingsschiffahrt, welche auch Albert zurück- oder nach Deutschland wegführt. Aber diese zwei beginnen ungewöhnlich früh. Es sind Capitel 9 und 15.

Cap. 9 beginnt wörtlich *Anno VII. pontificatus Epi. Alberti, qui erat Dni. 1204, circa quadragessimum.*

Cap. 15 hat zu Anfang keine so bestimmte Zeitangabe, als daß noch Eis und Schnee war. Allein da das vorhergehende Capitel mitten in der Unternehmung gegen Hellin schließt und mit der Ausführung derselben das neue beginnt, so ist zwischen 14 und 15 keine Unterbrechung, die Zeitbestimmungen dort müssen hier aushelfen und können es, da sie reichlich vorhanden sind, und da im Anfang des neuen Capitels nach der Eroberung Hellsins *post hoc in paschali solemnitate* gesagt wird. Die veranschuldigenden Zeitangaben sind Weihnacht und rauher Winter, die Berufung der Liven zu einem Raubzuge nach Estland in die Strandgegenden; der Feldzug wird glücklich beendet, quarto die gemäßliche Rückkehr nach Livland. Nun folgen zwei Zeitbestimmungen, die bei Heinrich nicht wieder vorkommen und unerklärt sind, denn die chronologischen Bücher und auch Ducange geben keine genügende Auskunft. Nämlich *sequenti lunatione* neue Versammlung der Rigis, mit Liven und Letten am Aßgerwe, Flucht eines Estenheeres, Rückzug der Christen vor einem neuen Estenheere, welches Metsepole ausplündert, aber vor den sich sammelnden Christen wieder hinzieht. *Tertia lunatione* bereiten sich die Rigischen zur Belagerung Hellsins, ziehen nach Saccala. Das Capitel schließt hier, das neue erzählt die Ankunft der Christen vor Hellin. Eroberung in etwa sechs Tagen, während noch Eis und Schnee ist.

Ein Gewicht haben wir hier auf die genaue Festlegung der Bedeutung dieses Wortes nicht zu legen. Wir können uns mit dem allgemeinen Eindrucke begnügen, daß etliche Wochen nach Weihnacht noch im Winter das Jahr schließt, noch einige Zeit vor Ostern Hellin erobert wird. Dazu kommt, daß eine Sendung des Bischofs über Preußen kommt, auf dem Landwege, also ehe die Schifffahrt eröffnet ist; er selbst folgt sogleich, offenbar gleich nach Ostern, da die Kaufleute, statt zu Ostern nach Gotland abzufegen, ihn und die Pilger noch erwarten. Und hier wiederholt Heinrich im Capitel die sonst nur zu Anfang eines solchen gebräuchliche Bemerkung, anhui erat prae-*solis XIII.*

So auffallend diese Sorgfalt unseres Verf. hier ist, eben so ungewöhnlich wird man die obigen zwei Angaben der Jahre nach Christi Geb. finden. Von den höchst sparsamen Jahres-

bezeichnungen dieser Art finden sich 2 grade bei Jahren, deren Anfang sich als eine chronologische Merkwürdigkeit auswies. Sollte das Zufall sein, Wüßt für Heinrichs, grade zu diesen zwei Capiteln, welche nicht wie die übrigen mit der Frühlingsfahrt beginnen, sondern im Winter beginnen, deren zweites sogar bei der Ankunft des Bischofs das schon angegebene Jahr seiner Weihe wiederholt, grade zu diesen Capiteln das Jahr Christi zu notiren? Denn mit den drei übrigen ist es doch anders. Dass er §. 1, das Jahr 1188 nennt, in welchem Albert geweihet ward, hat in der Wichtigkeit dieses Ereignisses eben sowohl seinen Grund, wie Cap. 19 in der Mittle die Bemerkung zu dem Conc. Later., welches ja die ganze Christenheit des Morgens und Abendlandes in Bewegung setzte. Dagegen tritt die Bezeichnung Cap. 29, 2 wieder in die Reihe obiger Bezeichnungen; auch dieses Capitel ist bis zum Herbste ganz ohne chronologische Bestimmungen und beginnt dafür nach etlichen allgemeinen Angaben, die §. 1 enthält, im §. 2 mit den Worten *etod. anno, qui fuit a Chr. n. 1224.* Nur eine Jahreszahl bleibt übrig, die sich auf den ersten Blick nicht so einordnen lassen will: Capitel 16. beginnt: *Annus erat Dni 1211, sed antistitis initium decimi quarti, de cuius adveniu cum peregrinis gaudebat ecclesia Livoniensis.* Wie haben hier die gewöhnliche Anfangsweise eines Capitels, die Ankunft der Frühlingsfahrt mit den Pilgern und dem Bischofe und doch daneben ein Jahr nach Christi Geb.

Aber gerade dieser Capitelaufang wird uns weiter führen. Es ist nicht ganz die gewöhnliche Weise: *anno* oder *annus erat*, sondern *antistitis initium XIV.* Eine ähnliche Bezeichnung findet sich nur noch Cap. 10, 1. *anno octavo inchoante.* Im Beginn dieses Capitels war der Bischof in Riga (vgl. §. 2.) und stande eine Botschaft nach Veloz: so hatte Heinrich schon vor der Eröffnung der Frühlingsfahrt etwas zu erzählen, was dem Anfange des Jahres seines Bischofs dadurch näher kam als die gewöhnlichen ersten Gegebenheiten eines Cap.

Und dass es sich mit *initium XIVti* grade so verhälte, können wir erweisen. Einmal fiel Ostern in dem entsprechenden Jahre 1212 besonders früh (am 25. März). Und etwas anderes muss dazu gekommen sein, ein früher Eisgang nämlich und damit eine frühe Eröffnung der Schiffahrt; denn ganz unge-

wöhnlich läßt Heinrich am Schluße des vorhergehenden Capitels 13 §. 12 die Pilger von Riga abreisen: *post hoc, resoluta glacie maris et Dunæ reversi sunt in Teutonium Episc. Werdensis et Episc. Pathehornensis cum peregrinis suis.*

So sehen wir, daß die seltenen Bezeichnungen *anno Epi-*  
*inchoante* und *anno Epi. initium* an den drei Stellen, wo sie  
sich finden, nicht zufällig sind, sondern mit andern Sclienheiten,  
namentlich jedesmal mit einem besonders frühen Anfange eines  
Capitels zusammentreffen. Das führt uns zum Ziele: die Aus-  
gabe des Jahres nach Christi Geb. will, wo sie vorkommt, eben  
sagen, daß die zuerst erzählten Ereignisse noch einem Jahre  
Christi angehören, dessen Hauptheit in dem jedesmal vorausge-  
henden Hauptstücke schon erzählt ist; es liegt darin eine Warnung  
für den Leser, daß er sich im Beginne des neuen Capitels noch  
nicht in ein neues Jahr u. Chr. (nach Heinrichs Rechnung vom  
26. März) versetzen soll.

Dagegen, wenn die Pilger wegen frühen Eisgangs später  
aus der Düna fuhren als gewöhnlich, kann es kommen, daß wie  
Ostern auch am Ende eines Capitels finden. Cap. 24 §. 7  
macht er selbst aufmerksam, indem er zu *post pascha iest sequenti anno*. Cap. 18 könnten wir §. 8, da er ganz unzusammenhängend  
steht, wegen Palmsonntags u. Ostern als eine nachträgliche Anekdote  
aufsehen und ebenso den folgenden Schlusssatz, in welchem  
die Düna bei Gercife offen erscheint, aber durch Vergleich mit  
den §§. 3 u. 4 werden wir doch veranlaßt, die Ordnung der  
Erzählung auch als die chronologische anzuerkennen u. zuzugestehen,  
daß Heinrich sich einmal an den Ablauf eines Jahres nicht ge-  
lehrt hat. Das ist bei diesem ganz ohne Zusammenhang mit  
dem nächst Erzählten weniger zu entschuldigen, als Cap. 19. §.  
10 und Cap. 11. §. 8, wo er den Zusammenhang der Sachen  
nicht durch die zwischenliegenden Ereignisse unterbrechen wollte,  
die er dann nachholte.

Indeh geben wir Gruber zu viel zu, wenn wir jedes  
Capitel gerade ein Jahr des Bischofs umfassen lassen. Die obigen  
Nachweisungen ergaben schon, daß Heinrich es damit so genau  
nicht nimmt, wie Grubers Nebenschriften voraussehen. Denn  
da Heinrich nur im Anfange zweier Hauptstücke ausdrücklich  
bemerkt, daß er mit dem Anfange der entsprechenden Jahre des

Bischofs beginne, so müssen wir ihm, wo er das nicht thut, sondern *anno Episc.*, *annus iam erat u. dgl.* sezt, doch wohl zugestehen, daß er das Capitel nach seiner Bequemlichkeit schliche und ein neues ansänge, daß er am Schluß eines Capitels erzähle, was bei streng genommenem Anfange des Jahres Alberts in das folgende gehören würde. Wer kann aber jedesmal nachweisen, warumemand etwas bequem ist oder unbequem? Denn da die Ankunft der Pilger, insbesondere des Bischofs, die Bedingung des Bestehens der Kirche und der deutschen Stiftungen im Lande, das große Ereigniß in jedem neuen Jahre war, von welchem zunächst auch die kriegerischen Unternehmungen des Jahres abhingen, so erinnert ihu diese in der Regel erst daran, daß ein solches schon begonnen, daß er seine Gränze überschritten hat.

Sowiel bleibt demnach fest, daß 1) eben durch dieses wichtige jährlich wiederkehrende Frühlingereigniß ein sehr regelmäßiger Capitelanfang gebildet wird, denn nicht ein einzigesmal steht die Ankunft der Frühlingapilger und Alberts (vergl. Cap. 11. §. 9 und Cap. 12 §. 1.) am Ende eines Capitels; selbst nicht Cap. 15 §. 12, wo doch die Abreise derselben von Livland erzählt ist; die Ankunft der neuen steht erst Cap. 16. §. 1), 2) daß dieser Capitelanfang ziemlich zusammentraf mit der Zeit, in welcher Albert zum Bischof geweiht war, daß daher 3) die Weiße nicht mit Greuber in das Späťjahr unserer Rechnung gesetzt werden könne, zumal da Heinrich an den zwei Stellen, an welchen er entschieden früher ansängt, diesen Zeitpunkt in den Fasen und im Winter, und an den zwei Stellen, wo er vom Anfange des Jahres des Bischofs spricht, kurz vor Eröffnung der Schiffahrt hat, endlich, daß 4) hiermit und mit der Anerkennung des 25. März als Jahresanfang nach Christo und in Heinrichs Zählung alle Schwierigkeiten wegfallen, sich in eben so viele Proben für die Richtigkeit unserer Annahme verwandeln.\*)

\* ) Nur beiläufig bemerkte ich, daß Heinrich sein Jahr Christi meistens so nennt, wie es nach dem Anfangstage (*dies incarnationis*. Brindmier S. 13 ob.) heißen müßte: *anno incarnationis Dominicae 1210*, *annus erat Dominicae incarnationis 1211*, *anno Dominicæ incarnationis 1215*. Sonst heißt es einmal *a Christo nato 1224*, und *anno VII. Pontificis, qui erat Domini 1204*. Gewißt kann ich darauf nicht legen, weil bei Du Cange u. v. *annus* diese Bezeichnung auch für andere Jahresanfänge vor kommt. Vgl. Brindmier S. 14 unt.

Damit aber müssen wir uns begnügen. Einen Tag für die Weihe Alberts festzusegen, hat Heinrich uns die Mittel nicht geliefert. Nur so viel ergiebt sich aus obigem, daß sie nicht weit vor dem Ende des Jahres u. Chr. liegen kann, wie Heinrich es rechnet, d. h. nicht viel nach dem Anfange unseres Jahres, frühestens also in den letzten Wochen des Februar, spätestens in den ersten Wochen des März. Die Hauptprobe dieser neuen Rechnungsart, eine Uebersicht der Ereignisse, welche Heinrich erzählt, nebst genauer Zusammenstellung darauf bezüglicher Data aus ihm und den sonst sicherer Quellen, gebe ich auf den folgenden Seiten. Das erste Jahr Alberts beginnt nun gegen Ende des Winters 1199, die Gründung Riga's fällt in den Sommer 1201,\* ) die Eroberung Dorpat in den Spätsommer 1224, der räppil. Pegat reiste im Frühjahr 1226 ab, Ösel ward im Anfang Februars 1227 erobert. Das ist das letzte Ereignis, welches Heinrich berichtet. Natürlich schen alle diese Gegebenheiten bei Gruber 1 Jahr früher, die letztere hat am Rande 1225 neben sich.

Grubers Verdienste sind zu groß, als daß Jemand einfallen könnte, sie zu schmälern. Aus Rücksicht vor ihm habe ichs mit se schreer gemacht.

\* ) Unabhängig von der Hauptfrage ist die Bestimmung einiger Angaben im 8ten Cap. (1. S. Alberts), und darnach die Stiftung der Schwerdtbrüder. In diesem Jahre hatte Alberts Bruder Engelbert die ersten Bürger nach Riga geföhrt und die Brüder vom Stifte der h. Jungfrau in Riga wählten ihn zu ihrem Propste. Das veranlaßt Heinrich, die Gründung des Stiftes in Werküll durch Meinhard zu erwähnen und zu bemerken, daß es von Albert tertio anno consecrationis anno nach Riga verlegt sei. Unmittelbar daran schließt sich die Stiftung des Klosters in Dünamünde, die Ernennung Theoderichs zum Abtei desselben und eodem tempore — Albertus cum abbate fratre Theodoro — fratres quosdam militiae Christi instituit. Ich würde kein Bedenken tragen, diese Stiftung ins 4. Jahr Alberths zu setzen, eodem tempore also auf den Anfang des Capitels, nicht auf die aus dem 3. Jahre nachgeholte Verlegung des Stiftes zu beziehen. Aber eine Schwierigkeit ist dabei; es heißt Albertus cum abbate fratre Theodoro. Sie waren also zusammen; folglich, da Albert eben nach Deutschland abgereist war, beide im Auslande. Auch Theoderich war draußen? Abgesehen wirklich im 2. Jahr Alberts. (IV. 6), aber er scheint mit Engelbert zurückgekommen zu sein (VI. 1) und reist sicher (VII. 5. mit Taupo) aus Livland nach Deutschland und Italien. Ich überlasse dem Leser, die Folgen zu suchen und die Schwierigkeit zu lösen.

Capitel und  
Alberts Jahr.

Heinrichs Zeitangaben nebst den zugehörenden  
Begebenheiten.

**Reinard.**

**XXIX. § 9.** per annos LXVII. practeritos, ex quibus primo inventus est a mercatoribus Bremensibus portus Lironicus.

**XXIX. § 1.** in securitate magna, quam ad quadraginta annos ante sperte non habebant, eo quod Letthones et aliae gentes tam ante praedicationem verbi quam post baptismum eorum nunquam dederunt eis quietem et securitatem.

**I. § 5.** proxima hieme verherrten Ritauer Violant.

**§ 6.** aestate proxima wird die Burg Herkull erbauet, eo tempore vergeblicher Angriff der Sengalen.

**§ 7.** Auch die von Holm begehrten eine Burg.

**§ 8.** Inter duorum praedictorum castrorum constructionem Reinard von dem Bremer OB. Hartwich zum Bischofe geweiht.

**§. 10.** Sonnenfestenmig in die Joannis Baptiste.

**§ 11.** Die Schiffe wollen in Pascha nach Gotland: Reinard lässt sich bewegen, zu bleiben, sendet Theoderich nach Rom.

**§ 12.** Kreuzpredigt.

**§ 13.** Schon früher Feldzug cum Duce Sueciae Theotonici et Gothis.

**§ 14.** Reinard stirbt.

**Berthold.**

**II. § 1.** Berthold macht anfangs Schwierigkeiten, kommt dann ohne Heer nach Holm; fehlt um; erhält päpstliche Vollmacht, kommt mit Kreuzfahrtern;

**§ 6.** Berthold fällt IX. Kal. Aug. 1198. — Stillstand.

**§ 9.** mense peracto Friedensbruch vor Seite der Liven.

**§. 10.** proxima quadragesima Beschluß der Liven, jeden Geistlichen, der post Pascha bleibe, zu tödten; für reisen.

**Albert.**

**III. §. 1.** Anno Domini 1198 Albert zum Bischofe geweiht.  
**§ 2.** aestate proxima post consecrationem Albert nach Gotland und über Dänemark zurück nach Deutschland.

Zahre Chr.b. Geirr.	Fremde Zeugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
		1224 ob. 1252 -67=1157.8	1226 - 67 = 1159
		1224 - 40 = 1184	1226 - 40 = 1186
			Winter. Sommer.
	a. 1191 mense Junio. Godefr. Colou. 1191. 25. Juni bei Brindemeier.		
	(Grabschrift 1. 8 not. k.)	(1196)	(1196)
			(1197)
1198		1198	24. Juli 1198
		1199	1199. Josten. Frühjahr.
1198		1198 Ende	1199. Anfang. Sommer.

Capitel und  
Alberts Soht.

Heinrichs Zeitangaben nebst den zugehörenden  
Vorgebenheiten.

§ 4.

in natali Domini Albert in Magdeburg vor König Philipp.

Mib. J. 2.  
IV. § 1.

Albert mit Pilgeru in Begleitung vott 23 Schiffen nach Livland. Kämpfe mit den Liven — segetea Livonum verbrannt — Frieden; Geiseln; Rückreise; Theoderich zu Innocenz.

§ 4.  
8.

Alberts Rückfahrt nach Livland mit Pilgern. eadem aestate Riga zu bauen angefangen. Das Stift von Uexküll nach Riga.

VI. § 4.

Hieme subsequenti vollen die Litauer Semgallen angreifen.

4.

VI. § 1. 2.

Albert nach Deutschland; sein Bruder Engelbert mit den ersten Bürgern in Riga. Propst; — Esterzienkloster Dünemünde; Theoderich Abt. — eadem tempore Stiftung der Schwerdibrüder\*). deinde verbrennen die Semgallen die Kirche in Holm.

5.

VII. § 1. 2.

Alberts Rückfahrt. Treffen mit estnischen Seeräubern unterwegs. — Die bestreiten Gefangenen an EB. Andreas von Lund gefaßt.

§ 5.

post haec Br. Theoderich mit Caupo zu Innocenz III. eadem aestate der König von Polozk vor Uexküll, der von Gericke bis Riga.

6.

VIII. § 1.

Albert nach Deutschland. Litauer u. Liven vor Riga. hieme instante Rückreise der Pilger qui tam seculo remanserant annuo. Abfahrt ante nativitatem b. Mariae virginis; begegnen Theoderich und Caupo; werden nach Estland vertrieben; kommen in vigilia Andreae Apostoli nach Wissby, ihr Schiff friert ein.

7.

IX. § 1.

circa quadragesimum 1204, quo magis illae gentes suas exercere solent expeditiones 2000 Litauer nach Estland an Riga vorbei; post dies non nullus Westhard, der Semgalle, und die Rigischen Louern ihnen auf dem Rückwege auf, nivis profunditas nivis, tödten 1200.

§ 2. 3.

Albert mit seinem Bruder Rothmar nach Riga.

\* ) Siehe die Anmerk. auf S. 59.

Jahre Chr. b. Heint.	Fremde Zeugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
	(Urkunde bei Böhmer Regesten.)	1199.	Weihnacht.
		1199—1200.	1200 (Frühling.)
			Sommer. Herbst?
		1200—1201	1201. Frühling. Sommer.
			Winter.
		1201—1202	1202. (Frühling.)
			(Winter?)
		1202—1203	1203.
			Sommer.
		1203—1204	1204. gegen den Winter. vor 8. September. 30. November.
1204	1204—1205	1205. Frühzeit.	
			noch Winter. offenes Meer.

Capitel und Alberts Jahr.	Heinrichs Zeitangaben mit den zugehörenden Begebenheiten.
§ 8.	Cistercienserklöster in Dünomünde; Theoderich Abt. (Schon VI. 5.)
§ 9 — 11.	Zug die Düna hinauf bis nahe Rosenhusen; Konrad besiegt Vertull; seine Leute mähen segnetes Lai-vonum iam matures;
§ 12.	brevi transacto tempore werden sie dabei überfallen.
§ 14.	Eadem hyeme ludus prophetarum Rigae.
Ab. 3. a.	
X. § 1.	Anno octavo inchoante Abt Theoderich nach Poloz;
	aber auch Eben sind da; allgemeine Versammlung
§ 3.	in Livland berufen ad III. Kal. Jul. an den Fluss
§ 7.	Dogene; Albert bleibt weg; seine Anhänger zu Tode
§ 10.	gequält; Empörung der Holmischen; die Deutschen
§ 11.	greifen Holm an die XV post Pentecosten.
§ 12.	post haec Zug gegen Caupos Schloß.
§ 13.	post haec Albert nach Deutschland.
§ 14.	post haec Vladimir von Poloz zu Schiffen ge-
§ 15.	gen Riga auf und nach Haufe.
	eadem tempore der König von Dänemark in Dessel;
	feiert heim; G.B. Adreas und B. Nicolaus nach
§ 14.	Riga, wo sie totato hyemem mit gottseligen Be-
§ 15.	trothungen u. s. w. hinbringen. Auf des G.B. Rath
§ 16.	Priester ausgesandt — autumnali tempore
§ 17.	Einführung der Advocatia.
	eadem hyeme Sonnenblüterniß.
	Albrecht bereist Niederdeutschland; besucht K. Philipp.
b.	
XI. § 1.	G.B. Adreas in d. palinarum nach Gotthland; ist
	ad pascha zu Haufe. Albert aus Deutschland zurück
	nach Riga in Pentecoste.
§ 5.	Heilung des Ebenlandes zwischen Bischof u. Orden.
§ 6.	Kraubzug der Ritter: in vigilia nativitatis Do-
§ 6.	mini per Treiden — in ipso die nativitatis in
	Gubbezel — Rückzug; Niederlage an der Düna.
§ 7.	Danach Angriff auf Selburg.
§ 7.	eadem tempore Albrand in Ungarnien, gerinnt
	auf dem Rückwege die Letten an der Imer.
§ 8.	in hoc tempore der K. v. Rosenhusen gefangen;
§ 9.	nach Riga gebracht; seitet Östern mit dem Bischofe,
	begleitet ihn nach Dünomünde; wird entlassen;
	treulos; flieht nach Rügenland; Albert läßt 300 Pil-
	ger zurück.

Jahre Chr. d. Gebur.	Freunde Bezeugte.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Bezeichnung.
Sommer.			
		1205—1206	1206 im Anfange.
		29. Juni (muß heißen Mai.) Pfingsten.	29. Mai, also (§ 4. rd. 5. Juni).
Chron. Sialand. a. 1206.			
	Matth. a. 1207. (Gr. het. o.)	Winter auf 1207.	Herbst 1206.
	Godefr. Col. 1206. 28. Febr. Beindmier 1207. 28. Febr.	1207. 28. Febr.	
1206—1207			
		Palms. 15. April.	Ostern 22. April.
		Pfingsten 10. Juni.	
			Beihnaftabend.
			Beihnaftstag.
			1208 (gleich n. Neuj.)
Osteru. 6. April.			

## D. Mib. 10.

- XII. § 1. Albert nach Deutschland. — Kokenhusen verbrannt; Zug nach Litauen mit Westhard; Regengüsse; Unfälle; eodem tempore neue Pilger.  
 § 2. Gefördertshafst der Lettenältesten nach Ungarnien;  
 § 3. Raubzug bis Odenpäh; Rache der Ungarnier —  
 § 4. gelu maximum; dominica Gaude. — Stillstand auf 1 Jahr.

## 11.

- XIII. § 1. Albert zurück mit Pilgern; Kokenhusen besetzt;  
 § 2. Wigbert ermordet den Meister Winno; Wolquin Nachfolger.  
 § 3. eodem anno stirbt Engelbert. Johannes Nachfolger.  
 § 4. Cum iam dies autumnales appropinquarent Zug  
 gegen Gericke, Eroberung; ein Bosall.  
 § 5. Der Ordensbruder Bertold von Weiden post haec  
 in Ungarnien nach Ablauf des Stillstandes.

## 12.

- XIV. § 1. Albert auf dem Rückwege nach Deutschland leidet durch  
 lucische Seeräuber (nach einigen Jahren gestraft. § 3.).  
 § 2. eodem tempore Kriegen von Pšlow vor Odenpäh.  
 § 3. Albert nach Deutschland, gewinnt 5 Bischöfe für  
 das folgende Jahr.  
 § 4. Angriff der Esten auf Riga. Rettung die 6. Mar-  
 garetha.  
 § 5. post haec erobert Berthold Odenpäh.  
 § 6. § 7. Rudolf von Jericho auf dem Wege nach Polozk findet  
 § 8. Esten vor Weiden; Kampf an der Umer. Arnold  
 § 9. nach Polozk.  
 § 10. adveniente nativitatis Dominicæ solemnitate et  
 hyemis asperitate insalescente Ausruf zu einem  
 Rache- und Raubzuge gegen die Esten -- Zug --  
 glacies maris -- langjährer Rückzug.  
 — sequenti lunatione neuer Raubzug.  
 — tertia lunatione Vorbereitungen zur Belage-  
 rung Feltins.

## 13.

- XV. § 1. Anno incarnationis Dominicæ 1210, Preesulnis  
 Alberti XIII. erste Belagerung und Eroberung von  
 Feltin — Ignis a Livonibus et Leithis glacie  
 et nixe extinguitur.  
 -- post haec in paschali solemnitate verschie-  
 ben die Kaufleute die Abfahrt nach Gotland bis  
 zur Ankunft der Pilger. Aug. Angriff auf Livland.

Jahre Chr.-b. Heine.	Freimde Beugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
		<b>1207—1208</b>	(Herbit?) Winter. 3. Advent, damals 13. December.
		<b>1208—1209</b>	1209. Schiffahrt.
			Herbit.
		<b>1209—1210</b>	1210. Schiffahrt.
			12. Juli.
			Winter?
			Weihnacht.
			1211. Kusang.
<b>1210</b>		<b>1210—1211</b>	noch Winter.
			Dütern 3. April.

Capitel und Alberts Jahr.	Heinrichs Zeitangaben nebst den zugehörenden Begebenheiten.
§ 2.	hoc tempore Albert mit Volquin in Rom sendet die Briefe über die vom Papste bestätigte Theilung Livlands und Lettlands zu Lande über Preußen nach Livland; kommt selbst mit den drei Bischöfen. — Döbler auf der Wa.
§ 3.	
§ 4.	Wt. Theoderich zum Bischof über die Esten geweiht, Bernhard von der Lippe zum Wt.
§ 6.	Albert nach Deutschland zurück.
§ 7.	Saccolaner und Ungannier in Lettland — Nachzug unter Goupo u. s. w. Pest. Celebrata vero Dominicue nativitatis solennitate, cum frigoris instaret maxima asperitas et viarum ac pratorum congelatae essent profunditates. Zug nach Estland.
§ 8 - 11.	Celebrata Epiphania nach Ungarnien u. s. w. — sequenti die — 3 diebus — quarto die post triduum Rückkehr.
§ 12.	Feldzüge hin und her. Frieden. Ende des Pest.
§ 13.	post hoc resoluta glacie maris et Dunae Rückkehr der Bischöfe nach Deutschland, mit Ausnahme Philipp's von Riga, welcher usque in quartum annum in Livland bleibt. (XIX. 5.)
I. Abt. § 1.	
XVI. § 1.	Anno erat Dominicæ incarnationis 1211, sed antistitis initium decimi quarti; Rückkehr Alberti; Verhandlungen über Erneuerung des Friedens mit den Esten auf drei Jahre.
§ 2.	Zusammenkunft mit Wladimir von Polozk in Ger- cile; post reversionem Strir zwischen dem Orden und den Letten; die Unzufriedenen wollen sich ecclesiæ frugibus in ihre Schlösser zurückziehen. — Kampf. Russen fällt. Frieden. — Tausch über Rosenhusen und Antine.
§ 3.	
§ 6. 7.	Litauer bitten um Durchzug nach Estland.
§ 8.	
16.	
XVII. § 1.	Albert nach Deutschland; Philipp Stellvertreter.
§ 2.	Litauer plündern bis zu die Umer.
§ 3.	Kaufleute auf der Duna unter Volquins Geleite.
§ 6.	hieme sequenti kam der russ. Fürst Wladimir wieder nach Riga.
16.	
XVIII. § 1.	Albert zurück mit Pilgern, aber bald wieder nach Deutschland ut facilius ad consilium Romanum

Zahre Chr. b. Ecknt.	Gremde Zeugniſte.	Jahre Christi nach Gruber.	Unſere Beſtechnung.
	Urkunde vom XIII. Kal. Nov. ab. 13. Innoc.		(Frucht?)
			nach Weihnaſt. 1212.
			nach h. 3 Könige.
			Eidgang.
1211		1211—1212	
			um die Grünbtzeit.
			(Winter?)
		1212—1213 1213. Schiffahrt.	
			Winter auf 1214.
		1213—1214	1214. Schiffahrt.

Capitel und  
Alberts Jahr.

Heinrichs Zeitangaben nebst den zugehörenden  
Begebenheiten.

- 17.**
- XIX. § 1 ff.
- § 5. venire posset in sequenti anno, quod erat  
iam dnobus annis indictum.
- § 6. tertius annus erat et pax cum Estonibus facta  
(1212) finem accepit. Neuer Raubzug nach Est-  
land — in glacie maris; quarto die Raubzug.  
§ 7. post hoc in quadragesima großer Brand in Riga.  
§ 8. in quadragesima neuer Zug angefangt.  
§ 9. dies Palmarum — Dominicae resurrectionia so-  
lennitas gefeiert — Deiseler mit Schiffen an der Dvina.  
Die Ritter von Kolenhusen greifen Getrige an; die  
Düna ist frei von Eis. Unfall durch die Litauer.
- § 5. 6. Allgemeine Erhebung gegen Riga und die Verbün-  
deten der Deutschen. — Tholbold getötet. Rache-  
jüge seines Sohnes; eadem acestate neunt Jüge.  
Bischof Philipp von Rigaburg und Bischof Theodo-  
rich von Estland wollen noch Rom — festinan-  
tes ad concilium Romanum mit den ausgedien-  
ten Pilgern; Gefahren bei Dösel; in vigilia Ma-  
riae Magdalena wird der Wind günstig; sequenti  
mane sind sie in Gotland. — B. Philipp stirbt.  
anno incarnationis Dominicæ 1215 großes Con-  
cil in Rom; B. Albert und Theoderich zugegen.
- § 7. festo nativitatis Dominicæ peracto Zug gegen  
Rotalien in glacie maris. Unterwerfung des  
castrum Sontagana: Kampf diebus novem —  
Übergabe die iam vicesimo.
- § 8. post diernum paucorum pausationem Zug gegen  
Dösel in glacie maris; heftiger Frost.
- § 9. transacta Dominicæ resurrectionis solennitate  
Verabredung der Esten mit Vladimic von Poloz;  
der König stirbt plötzlich intraturus navem.
- § 10. Wachtenschiff an der Mündung der Düna; Raubzug  
der Esten auf der Salis.
- 18.
- XX. § 1. Albert von Rom zurück besucht unterwegs König  
Friedrich in Hagenau; kommt mit Theoderich und  
Pilgern nach Livland.
- § 2. post haec Theilung über Estland nicht von  
Dauer; in assumptione Mariae Virginis Einsiedel  
in Harrien; Heinrich dabei.
- § 3. post haec Pleslawer in Ungarnien;
- § 4. tunc neue Theilung über Estland.
- § 5. iterum bitten die Ungarnier um Hilfe in Riga;

Jahre Chr.-b. Heinc.	Scenische Bezeugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
	Ep. Innoc. III. ap. Ray- nald. so. 1213. n. 7. d. III. Kal. Mai. lobet jum f. Ror. 1215.		1215. Winters An- fang. Festzeit.
			Palmsonntag 12. Apr. Oster 13. Apr.
		1214—1215	Sommer.
			21.—22. Juli.
1215 Kat. Nov. 1215. Ray- nald.			1. Novbr. nach Weihnacht.
			1216. (Januar?)
			(Februar?)
			nach Oster (10. Apr.)
Bgl. Böhmer's Regessen.	1215.—1216		
			15. August.

Capitel und  
Alberts Jahr.

Heinrichs Zeitangaben nebst den zugehörenden  
Vorgebnissen.

- §. 6.** in festo Epiphaniae Raubzug nach Nowgorod.  
**§. 7.** post festum Epiphaniae Zug nach Wierland  
 in quadragesima Rüßen vor Olsmpe; vertreiben  
 die Deutschen. Friedensschluß.
- §. 10.**
- XXI. § 1.** Boten des Bischofs nach Saccata und Nowgorod,  
 ohne Erfolg; Albert mit den rückkehrenden Pilgern  
 nach Deutschland. — Albert von Lauenburg und  
 Abt Bernhard nach Livland.  
**§. 2.** König Wenceslaus von Nowgorod im Kriege mit  
 Ungarn wegen Galicien.  
**§. 4.** Canpo fällt in die Matthei Apostoli. Friede  
 mit Sarca.  
**§. 5.** eadem hyeme östere Versammlung des Heeres;  
 endlich in quadragesima Zug in die Strandpro-  
 vinzen.  
**§. 7.** hoc ipso tempore Deseler in Metzepole u. s. w.
- 20.**
- XXII. § 1.** Albert Theoderich und Bernhard, welcher eodem  
 anno zum Bischofe von Semgallen geweiht wor-  
 den, nach Pänenagel, Hülfe zu bitten in futurum  
 annum. Alberts Stellvertreter der Dean von  
 Halberstadt, der mit Heinrich Burwin nach Liv-  
 land gesommen.
- §. 2.** post festum assumptionis b. Mariae virg. Zug  
 nach Dorrien.  
**§. 3—8.** Raubzüge der Pleßauer, Letten, Deseler.  
**§. 9.** Circa quadragesimae initium in glacie maris  
 Versammlung an der Salis zum Zuge nach Est-  
 land; heftige Kälte.
- 21.**
- XXIII. § 1.** Albert von Deutschland zurück mit vielen Pilgern.  
**§. 2.** Waldemar II., OSB. Andreas u. a. nach Estland.  
 Bischof Theoderich getötet; Burchelinus von Wal-  
 demar ernannt.
- §. 3—4.** Albert in Semgallen; Kämpfe um Weserien.  
**§. 5—7.** Kämpfe in Estland u. s. w.
- §. 8.** Post festum nativitatis Dominicar. Zug gegen  
 Wesoten angesagt, durch Süwwinde und weiches  
 Wetter gehindert; erst celebrata purificationis  
 b. Virginis solennitatu Großerung.
- §. 9.** Zug nach Estland, nachdem sie duabus hebdo-  
 madis gerubet; Schnee.

Jāre Chr.-b. Heint.	Fremde Bezeugte.	Jāre Christi nach Gruber.	Unjere Zeitrechnung.
			1217. 6. Jan. (Epiph.) nach 6. Jan.
			1216—1217
Albert. Stad. so. 1217			(Grübl.?) Schiffahrt.
			21. Sept. Winter.
			1218. Fasten.
		1217—1218	Schiffahrt.
Ucl. von Heinrich Büren in in Rüb. Wrf.			nach 15. Aug.
			1219. Anfang der Fasten.
		1218—1219	Schiffahrt.
Chron. Sialand. Nicol. Chron. ep. Lund. so. 1219.			
Cont. Sax. Gr. 1928. Bgl. Dahlgren 1. S. 369. 5.			nach Weihnacht.
			1220. Anfang.
			nach Lichtmeß 2. Febr.
			Ende Februar.

Capitel und Alberts Jahr.	Heinrichs Beiträge mit den zugehörigen Vorberichten.
<b>§ 11.</b>	Eodem anno erkennt Albert seinen Bruder Hermann zum Bischofe von Östland. — Waldemar hindert die Reise ad aliquot annos.
<b>J. Alb. 22. XXIV. § 1.</b>	Raufen im Östenlande, Streit mit den Dänen; Albert nach Rom. — eadem aestate 9 Roubjüge in Ternow.
<b>§ 2.</b>	König Johann von Schweden segt sich in Rotalien fest, lässt seinen Bruder Karl in Raval; dieser kommt um.
<b>§ 3.</b>	Albert heimlich aus Lübeck, geht nach Rom zu Honorius III. Dagegen dänische Gesandte. Keine Hilfe; von da ad Imperatorem Fridericum tunc noviter ad Imperium sublimatum. — Albert mit Hermann zu Waldemar; sie fügen sich: et mortua est eodem tempore regina, uxor videlicet regis Daniae in partu.
<b>§ 5. 6. (§ 7.)</b>	Medio tempore Raufen im Östenlande. Eodem tempore Dominito durch Kreuzfahrer genommen.) statim sequenti anno post Pascha vergeblicher Angriff der Deßler auf Raval.
<b>23.</b>	
<b>XXV. § 1.</b>	Albert zurück; erhält von Erzbischof Andreas die Befreiung Livlands zugesagt. Der dänische Vogt zurückgesandt.
<b>§ 2.</b>	
<b>§ 3.</b>	Pleskauer mit Litauern gegen Livland, zerstören annonam et quae iam collecta erant in campis.
<b>§ 4.</b>	Die Deutschen lassenn den Litauern auf, deshalb gehen diese nach Pleskau und bleiben bei den Russen per totum meusem; während die Deutschen sie erwarten tribus hebdomadibus, darauf einige nach Hause; die anderen suchen sie auf septem diebus, treffen und schlagen sie, die Flüchtlinge cum esset tam tempore hyemali prae difficultate transitus Dunae ertrinken in der Duno. circa medium hyemem Roubzug der Ungarnier nach Ingermannland.
<b>24.</b>	
<b>XXVI. § 1.</b>	Eodem anno die Kettoren im Lande der Balven, in Russland, große Schlacht. Friede zwischen Riga und Smolensk und Pleskau.
<b>§ 2.</b>	Der König Waldemar in Deßel; lässt Livland frei.

Jahre Chr. d. Reinc.	Fremde Beugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Bezeichnung.
		1219—1220	Sommer.
	8. Aug. 1220. Gr. Rom. i.		
	Friedrich zum Kaiser gekrönt 22. Nov. 1220. bis Dechr. nahe bei Rom. S. Böhmers Regesten.		Winter.
	1220. Allen. Zaf. 7.		
	(eben 5. Novbr. 1219!)	1221. nach Ostern (11. Apr.)	
		1220—1221	Frühjahr?
			Winters Anfang. die Düna noch nicht fest.
		1222. Mitten im Winter.	
		1221—1222	
	Alt. Stad. so. 1222.		

Capitel und  
Alberts Jahr.

Heinrichs Zeitangaben nebst den zugehörenden  
Begebenheiten.

§ 3. 4.

§ 6—11.

§ 12. 13.

25.  
XXVII. § 1.

§ 2.

§ 3.

§ 6.

26.

XXVIII. § 1.

§ 2.

§. 5—6.

§ 7—9.

27.

XXIX. § 1.

§ 2.

§ 3.

§ 4.

§ 5.

§ 6.

Erhebung der Defeler gegen die Dänen.

Die übrigen Esten folgen. — Blutbad in Fellin  
*daminica IV. post Epiph. cum legeretur Evan-*

*geliūm : ascendentē Ihesu in nātem.*  
Rückzüge. — Übereinkunft zwischen Albert und  
dem Orden über Ostland.

Bischof Bernhard mit Pilgern zurück. Rückzüge  
der Esten; Niederlage derselben an der Umer.

Rückzüge gegen Fellin; Belagerung in Augusto  
von *vīnula Petri* bis *assumptio b. Virginis.*  
Übergabe; weitere Züge.

Russische Hülfe in Saccala; zu spät; sieht gegen  
Reval, belagert es 4 Wochen vergeblich; Abzug.

Celebrata Dominicæ nativitatis solennitate Ab-  
sicht Dorpat zu belagern; man zieht gegen Lode;  
Belagerung hebdomadibus pene duabus; dann  
kleinere Burgen genommen.

Samos um Dorpat post Pascha quinque diebus.  
Unterdess Albert mit Hermann bei dem gefangen-  
nen Könige Waldemar; Hermann zugelassen. —  
Theilung Ostlands.

Belagerung von Dorpat begonnen in die *assum-  
ptionis b. Virginis.* eodem quippe die anno  
*practerito castrum Viliende captum est.*

Allgemeine Friedensgesuche.

Allgemeine Ruhe.

eodem anno qui fuit a Christo nato 1224  
misera Episcopus Mauritium sacerdotem in  
Curiam Romanam petere — Legatum\*). Et  
annuit Honorius III. — non Romae sed Ba-  
tione et misit u. s. w.

Wilhelm von Modena kommt in der Düna an;  
schreibt nach Rom; bereiset Livland, Ostland, Let-  
land — Zurück nach Riga — Besuche von allen  
Seiten.

Brode Reise längs der Düna bis Stokenhufen. Rück-  
kehr nach Riga.

Reverso Legato sedis Apostolicae Rigam

\*.) Die Ablösung offenbar aus dem früheren Jahre nachgeholt, da  
der Legat jetzt schon ankommst.

Jahre Chr. b. Heint.	Fremde Beignüte.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
			1223. 4. Sonnt. nach Epiph., damals 29. Jan.
		1222--1223	Schiffahrt.
	Waldemar II. von Heinrich von Schweden gefangen am 5. Mai 1223.		1. bis 15. Aug.
			Herbst? Winter? nach Weih.
			1224. Anfang.
		1223--1224	nach Ostern (14. Apr.)
	f. ob.		15. Aug.
		1224--1225	
1224			1225.
	Conorius III. in Bari Raynald, ab. 1223 n. Chr.		Schiffahrt.
			Sommer.

- machen sich die Deutschen von Odempe auf nach Wierland tempore autumnali; die streitigen Landesfosten unter päpstlicher Aufsicht.  
**§ 7.** Post festum Epiphaniae, cum propter nives et gelu via sit in frigidis terris illis melior ad eundum neue Reise, bis Reval. — Rückkehr nach Riga.  
**§ 8.** In quadragesima Gonit in Riga.  
<sup>28.</sup>  
**XXX. § 1.** Wilhelm von Modena an der See wartet lange auf günstigen Wind; sieht Däselische Seeräuber mit ihrer Beute aus Schweden; predigt in Gotland das Kreuz gegen Däsel.  
**§ 2.** hoc anno verwaltet Magister Johannes Wierland u. s. w. Plünderungen, Feindseligkeiten und Verhandlungen darüber.  
**§ 3.** Consummatio festis Natalis et Epiphaniae Domini nix legit terras u. s. w. Feldzug gegen Däsel; Fabiani et Sebastiani festo peractio Versammlung.  
**§ 4.** Die nona vor Mone; Belagerung; postquam sextus dies illuxit, prima videlicet post festum purificationis, ne ipsa dies purificationis fieret non pura, Sturm, Eroberung.  
**§ 6. 7.** Däsel ergiebt sich; Zause. — Rückkehr der Sieger.

Den Text habe ich so viel wie möglich ungefört gelassen. Grammatische und stilistische Varianten können bei einem Schriftsteller wie Heinrich unberücksichtigt bleiben; der Sinn aber erforderte hier und da Änderungen. Mir standen nur wenige Mittel zu Gebote: erstens Arndt's Varianten aus den zwei Handschriften, die er die Revalische und Rigische nennt; zweitens eine vollständige Abschrift der Origines von 1660 in einem Convolute, dem Herrn Pastor Knüppfer gehörend, welcher unter andern Schriften, die die Landesgeschichte betreffen, auch den M. Brandis enthält. Verhälst selten weicht diese Handschrift von der ab, welche dem Gruberschen Texte zum Grunde liegt; selbst in offensiblen Schreibfehlern kommen sie oft überein; dennoch enthält diese Handschrift Knüppfer's einige dankenswerthe Beiträge zur Herstellung des Textes. Namentlich C. 11, 3: Bei der Theilung des Livienlandes erhielten die Ritter ein Drittheil und über-

Jahre Chr. b. Heintz.	Freunde Beugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Bezeichnung.
	Urf. 19. Decbr. 1225.		Herbst.
	Urkunden in den Monumen- ta Bd. IV. Nr. 20. Id. Mart. N. 21. XVII. Kal. Apr. N. 23. ej. d. N. 24. III. Id. Apr. N. 25. X. Kal. Mai. 1226. aus Riga. N. 26. Non. Mai. 1226 aus Düna- münde. N. 27. ej. d. si- ne I. N. 28. X. Kal. Jun. Dünamünde. ej. N. 29.	1225—1226	Rath heil. 3 Rön. 6. Jan.
			Fastenzeit.
			Schiffahrt.
			Rath Weihnacht (1226) und h. 3. Rön. 1227. Rath 20. Jan. 29. Januar.
			3. Februar.

lichen dem Bischofe zwei: *De provinciis autem sive praediis aliis ipsi per omnia recompensationem in aliis postea receperunt.* Dass hier etwas fehlt hat Heintz bemerkt; er legt in Klammern nach aliis „die nachher erobert wurden.“ Es ließe sich denken; aber K. Hdsch. giebt die Lösung durch die Worte: *iam dudum in beneficio praestitis.* Die Ordensbrüder hatten schon Güter erhalten, aber sporadisch; sie wollten ein zusammenhängendes Gebiet, wollten Landesherren sein und nicht bloß Gutsbesitzer, und erhielten dann Entschädigung für die aufgegebenen Güter. So erhielten sie später noch  $\frac{1}{2}$  von Kokenhüsen (13, 1) und hernach, um sich zu arcondieren, liehen sie sich dafür Antine geben. (16, 7)\*).

\* ) Meine Cäte beglichen sich auf die Capitel (und Photographien). Zieht man von der Capitelzahl 2 ab, so hat man das Jahr Alberts, nach welchem die Überschriften bei Gruber und Heintz.

Einige der bedeutendsten Veränderungen, welche ich gemacht oder vorgeschlagen habe, sind folgende:

Mit Hülfe Arndt's (II. S. 8. Ann. b.) habe ich das unverständliche Albertus Strenuanta noster (Origg. Alh. ann. 17. Cap. 19. § 5.) in Albertus Sluc nauta noster verwandelt, auch mit Rücksicht auf das vollständige Vorkommen dieses Namens in den Lübeckischen Ueksunden (s. den Index dazu).

Ganz auf eigene Rechnung habe ich Cap. 22. § 2. (Jahr Alh. 20) eine Aenderung vorgeschlagen. Dort steht in Gruber's Text: Quo auditio (nämlich exercitum magnum regum Ruthenorum in erastiu de Ungannia venientem et in Livoniam euntem) statim reversus est exercitus Livoniensis eadem via qua venerat, et sequenti die via preuidisse versus Unganniam in occursum Ruthenis abierunt. Schon Gruber hat sich damit beschäftigt, hat vorgeschlagen via brevissima zu lesen. Das liegt sehr weit ab. Arndt bemerkt nur „bei mir heigt's via praevidisse, so ebenfalls keinen Verstand hat.“ Ebenso hat Knüffler's Manuscript. Von denselben Dertlichkeiten handelt Cap. 27. § 3. Et venerunt (Nogardenses) in Unganniam prope Tarbatum . et abiit rex in Odempe . et post hoc convertit exercitum suum versus Livoniam in Pnydise (Kn. Pnydisse). Ich zweifle nicht, daß jenes premidisse aus diesem Pnydisse entstellt ist und schlage deshalb vor, demgemäß zu ändern. Nur ist ein altnischer Name Pnydisse eine reine Unmöglichkeit; noch eine Aenderung ist nothwendig, am nächsten liegt Puydisse. — XV. 1. habe ich mit Kn. aus clam ore gemacht clamore. — XXIII. 4. Therneteno muß nach Ueksunden Theretene heißen.

Einer Verbesserung bedürftig sind unter andern noch folgende Stellen:

Cap. 21. 4. Idem autistes praedicatores in Estoniam mittere sollicitus; cuius instantia sollicitudo semper omnium ecclesiarum illum detinuit, misit itaque Alobrandum sacerdotem et Ludovicum in Saccalam.

So steht, so weit ich sehe, überall: Gruber's und Arndt's Conjecturen führen zu nichts. Eine leichte Veränderung weiß ich auch nicht vorzuschlagen.

Ganz übersehen haben beide folgende Stellen:

**Cap. 11, 9.** Regi Magno Woldemaro in Moschowiam militantur spolia Teutonicorum. Ich will nicht sagen, daß Moschowia = Moskau hier eine völlige Unmöglichkeit sei, daß es durchaus in Plescoviam oder einen ähnlichen Namen verwandelt werden müsse, aber als Aufenthaltsort eines Großfürsten im J. 1207 ist es mir unwahrscheinlich.edenfalls geändert werden muß

**Cap. 58, 5.** Die Deutschen belagern Dorpat: et inter eos erat Fredericus dux et Fredehelmus dux et advocatus peregrinorum nobilis et dives, qui dicebat, oportet, inquit u. s. w. In der That wundert sich Gruber über zwei Herzoge, Friedrich und Friedehelm, und könnte Recht haben, daß er hier keinen Ehrentitel, sondern einen Familiennamen sieht. Aber die Sache ist damit nicht aus; es ist ja offenbar nur von Einer Person hier die Rede: entweder Fredericus dux oder Fredehelmus dux, nur Einer kann hier stehen. Wozu zwei aufgeführt, da doch nur Einer handelt und spricht? Ich lasse Fredericus dux aus und sehe darin einen Schreibfehler, der zu dem richtigen, aber selteneren Namen in den Text gekommen ist. Gassen wir dux als Familienname, so muß et wegfallen. Aber nötig ist das nun nicht mehr: Fredehelmus dux et advocatus peregrinorum erklärt sich ohne Annahme eines Herzogs.

Einigemale sind Letthi und Letthones verwechselt, einmal Letthonia und Livonia.

In dem Namen Saccalania C. 11, 5 liegt offenbar ein Fehler. Es ist die Theilung des Livenlandes, von der die Rede ist. Die Ordensbrüder machen 3 Theile; der Bischof nimmt davon das Treidensche Gebiet Cuuros und Metsepole; der Orden erhält Saccalaniam ex altera parte Goive. Welche Bezeichnung! 1) Saccalanien, d. h. das Gebiet von Hellen und Oberpalen auf der andern Seite der Na! Und 2) als Theil Livlands! Wo findet sich, daß Saccala von Liven bewohnt war? Endlich trittens Saccala war noch nicht erobert, der Name kommt hier zum ersten Male, später so oft vor (aber nie wieder Saccalanis), und ausdrückliche Abmachung vor der Theilung war: de terris nondum acquisitis et conversis (beides erst 4 Jahre später 15, 1 ff.) sicut nec dare potuit quod non

habuit, sic rationabiliter contradixit. Rn. Hdsch. hat Saeulariam partem, als weltlicher Theil gegen den geistlichen?

Dagegen habe ich zuweilen den handschriftlichen Text gegen Arndt in Schutz nehmen müssen: E. 2, 9 wird sich ad ducentos martyres sehr gut halten lassen, ohne Umschreibung in metetas mit oder ohne Veränderung in martures = Marsdenselle als Werthbestimmung. Eben so wenig ist E. 14, 3 post annos aliquot in post 7 annas (d. h. septimanas) aliquot zu verwandeln. E. 19, 6 hat A. durch Interpunction zu helfen gesucht: „ungern verzichtete der Bischof Philipp von Raesburg auf der See auf die Reiter der Messe: licet tamen alternis diebus infra dominicum officium communicaret. Hier sagt Arndt ein Comma nach dominicum und glaubt nun übersehen zu können: „ob er gleich auch zwei Tage vor dem Sonntage Messe hielte.“ Infra ist Adverbium = unten, in seiner Kasüte: „doch communicierte er unten einen Tag um den andern.“ Vergl. § 5 evocarimus Episcopum de camerula sua, in qua erat orans die ae nocte.

Meine neue Ausgabe der Origines schließt mit einer Übersicht des Inhalts derselben nach den Sachen geordnet mit steter Verweisung auf die Quelle. Sie ist möglichst kurz, einfach, trocken; sie will nichts, als in bestimmter Ordnung nachweisen, was in dem Buche wirklich steht, gehört also ganz streng auch nur zu dem Buche. Die Nothwendigkeit einer solchen dünnen Zusammenstellung wird jedem einleuchten, der Zeit und Gelegenheit gehabt hat, die Bücher über livländische Geschichte mit Heinrich zu vergleichen. Nicht Voigt's Vergleicherungen und Vermittelungen haben schon andre gefragt. Sollte man glauben, daß noch heutiges Tages Plozk an der Düna, Heinrich's Bioscze, verwechselt wird mit Plozk an der Weichsel in Masowien? Und die am 5. Febr. 1847 ausgegebene Einladung zur Subscription auf vierundzwanzig Bücher der Geschichte Livlands introductirt sich in der Inhaltsübersicht unter einer Reihe Curiositäten anderer Art mit I. 41. Meinhard und der Fürst von Plozk, und II. 21. Albrechts Vertrag mit dem Fürsten von Plozk. Ja mehr noch! Plozk mag Druckfehler sein, oder der Schreiber mag Plozk verstanden haben; was soll man aber dazu sagen, wenn andere den falschen Namen amplifizieren? Dahlmann, Geschichte

von Dänemark I. S. 367 u. l. „Doch aber begannen auch schon die Streitigkeiten mit dem Herzoge von Masowien, der eine Zinsbarkeit der Liven in Anspruch nahm.“ Und Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern II. 361 unten: „Aber bald brachen Zwistigkeiten aus zwischen dem Bischofe, dem Werkzeuge der Eroberung, den Rittern und dem Herzoge von Masowien, welcher Livland für sich ansprach.“ Ich denke, das ist stark genug.

Nicht besser geht Neander in seiner Kirchengeschichte Bd. V. mit unserer Geschichte um. Letten und Litauer sind da ganz identisch! Und man lese, was aus dem Mirakel C. 7. § 9 geworden ist\*).

So ist das Vorkommen des Flusses Galis (Saletsa bei Heinrich) bis jetzt übersiehen; auch noch in Bunge's Archiv V. 2. S. 157. Num. 52, wo der verdiente und scharfe Verfasser des Aufsatzes sagt: „Heinrich der Lette nennt den Fluss nirgends, wohl aber die hither gehörnde Provinz Saletsa, die mit Sattesele nicht identisch zu sein scheint.“ Wozu die letztere Bemerkung und woher? Wie denn scheint? Einmal (C. 16, 3) kommt Sattesele und dann Satteselenses vor, aber in ganz anderer Sage, bei Segewolde (Sygewalde). Und Saletsa heißt meines Wissens nirgends provincia, vergl. 18, 6; 19, 11; 21, 7; 22, 9. Da aber 19, 11 Saletsa ganz entschieden der Fluss ist (denn die Däsenet fahren hinauf und landen in der Gegend des Astigerne — Buetneckschen Sees —, aus welchem ja die Galis kommt), so nehme ich Saletsa überall für den Fluss Galis und warte auf den Gegenbeweis, nämlich, daß Saletsa irgendwo Provinz sein muß. — Aehnlich ist es mit Itaupia.

Gleichlich bemerkte ich, daß Dr. Dr. Pauli in seiner neusten trefflichen Schrift über Meinhardt aus revalischen Handschriften einige sehr zu beachtende Varianten liefert. I. 2 fehlt paulo ante. I. 5 heißt es statt idem praedicator Meinardus cum Ykescolensibus in silvis contra hostes Lettones praelium committit, wie Gruber, Arndt, Knüppfer haben, nach seinen 3 Handschriften idem praedicator cum Ykesentensibus sylvis committitur mit Hjärn S. 60; und Pauli zieht das mit Recht vor.

\* So wird bei ihm aus Biechin's Geburtsorte Quarnhameln (b. h. Mühlhameln, Hameln an der Weser), ein Dorf Luetheim.

## VI.

### Russische Münzen bei Dorpat gefunden.

---

**S**n den ersten Tagen dieses Jahres bemerkte ich in den Händen eines hiesigen Handwerkers beim Ausgeben kleinen Geldes zwei russische Münzen und kaufte sie von ihm. Auf genauere Nachfrage erfuhr ich, es seien deren noch mehr gefunden, ein ganzer Topf voll. Unser thätiger Secretair, Dr. Sachssenbach, übernahm es, die Spuren zu dem Fundorte weiter zu verfolgen. Sie führten nach Warrol, etwa 18 Werst von hier. Das Ergebnis der Nachforschung aber war, daß die zwei Münzen der letzte Rest eines vor Jahren gemachten reicherem Hundes waren, desselben, aus welchem der größte Theil der Münzen stammte, welche ich in dem Progratuum des hiesigen Gymnasiums (Weihnacht 1838) Recensio XLIII numorum arabicorum, quorum maior pars in agro Dorpatensi reperta est, beschrieben habe. Vergl. Bullet. scient. de l'acad. Imp. des sc. de S. P. N. 212. 213. (T. IX. N. 20. 21.) p. 328.

Die zwei Münzen, welche ich diesmal erworben habe, sind silberne :

- 1) ein sehr gewöhnlicher Samaniden Dirhem, rohen Gepräges, von dem Samaniden Naçr, dem Sohne Ahmeds unter dem Chalifen Râchi billah, geprägt in Samarqand im J. 326 der Hidsch = 938 nach Chr.

Desto merkwürdiger als Münzcuriosität (so viel ich weiß, noch ganz unbekannt), wenn auch an historischer Wichtigkeit den beiden Dukatenen, die ich bekannt gemacht habe (Vergl. Bull. scient. T. III. N. 15. 16. p. 246. und Köhne's Zeitschr. für Münz-, Siegel- und Wappenkunde 1847. S. 1.) bei weitem nicht gleich zu stellen, ist

2) ein Buiden Dirhem. Er enthält auf der Vorderseite außer dem bekannten „lein Gott ist außer Allah, er ist einzige und keiner ihm gleich“, den Namen Ali Bujehs Sohn. — Die innere Umschrift lautet: Im Namen Allahs! (Geprägt ward dieser Dirhem in) Ahwas im J. 534 (Der Flucht = 945 oder 946 n. Chr.). — Der äußere Rand zeigt Spuren von dem gewöhnlichen Spruche „Gott herrscht und wird herrschen“ u. s. w. — Die Rückseite giebt nach dem gewöhnlichen „Gott (zum Preis) Muhammed der Prophet Allahs“, den Namen des Chalifen Almutesekli Illah (sic), und darunter den andern Buiden: Ahmed Sohn Bujehs. Die Umschrift die gewöhnliche: Muhammed ist der Gesandte Gottes u. s. w.

Buidenmünzen giebt es schon in bedeutender Zahl, auch aus obigem Jahre, auch aus Ahwas, aber merkwürdig und mir noch nicht vorgekommen ist 1) die einfache Benennung der Buidenbrüder, weder Abu'l Hasan und Abu'l Hosein steht dabei, noch die Titel: Emād el daulah und Muīz el daulah, die sie sonst führen. 2) Der Name des Prägorts Ahwas zieht die Aufmerksamkeit auf sich: a) wegen ungewöhnlicher Form des h, und b) wegen des vorangehenden, nur unvollständig erhaltenen Wortes. Wohl findet sich Schalipur Ahwas auf Münzen, aber ich sehe kein Mittel, die übergebliebenen Schlußzeichen des Wortes so zu lesen. Auch Ritter's Zusammenstellungen (Erdkunde IX. S. 219 ff.) geben keine Auskunft.

Dr. A. Hansen.

**Bericht**  
**der gelehrten estnischen Gesellschaft**  
vom 18. Jan. 1845 bis zum 18. Jan. 1847.

**D**ie gemeinsamen Arbeiten und Unternehmungen der gelehrt en estnischen Gesellschaft in den beiden letzverflossenen Jahren bezogen sich hauptsächlich auf die estnische Sprache in allen ihren Zweigen und Richtungen, und auf die Geschichte des vom Estenvolke bewohnten Landes.

Die grammatischen Formen suchte man festzustellen und hiebei tauchten neue Ansichten und Theorien auf, welche vielfach durchgesprochen und durchgesucht wurden, wovon das Resultat zu seiner Zeit vorgelegt werden wird. Ferner wurde die Orthographie mehrfacher Berücksichtigung unterworfen. Die estnische Orthographie, wie sie jetzt noch für gewöhnlich gebraucht wird, ist älter als 100 Jahre; obgleich nun in dieser Zwischenzeit die Sprachkenntniß sich sehr erweitert hat und obgleich oft und nachdrücklich auf die vielfachen Mängel und Inconsequenzen der üblichen Schreibweise aufmerksam gemacht worden ist, so hat sich doch nichts Besseres allgemein machen können. Einigen genügt das Alle, noch Andere lassen sich durch die freilich oft unpraktischen Vorschläge von Neuerungen abschrecken. Auch in unserer Gesellschaft sind die Ansichten über diesen Gegenstand getheilt gewesen und die Urheber derselben haben das Publicum zum Richter aufgefordert. Es sind nämlich die Aussäge im Anhange zu unserm Volkskalender in der verschiedensten Orthographie ge-

druckt worden. Obgleich nach der Meinung der meisten Mitglieder der Gesellschaft sich einige Säze der finnischen Orthographie auf die estnische Schrift gut anwenden ließen, und dadurch ein großer Theil der Mängel und Inconsequenzen wegsäubern würde; so hat sich doch der größte Theil der Prediger entschieden dagegen erklärt, wenn auch die Esten selbst mit dieser Neuerung ziemlich zustiesen sind. Der poetische Theil der Sprache hat ebenfalls seine Bearbeiter gefunden. Ueber die Metrik wurden von Verschiedenen sehr verschiedene Ansichten aufgestellt; mit den trügsten Gründen wurde die verfochten, daß die estnische Sprache, gleich den übrigen neuern europäischen, kein Zeitmaß, sondern nur ein Accentmaß habe. Um den Beweis praktisch zu führen, versuchte man sich in mannigfaltigeren Versarten, besonders in antiken, in der Art, wie in andern Sprachen Nachbildungungen geschehen sind. Ein längerer Versuch dieser Art, in Hexametern und Pentametern, liegt ebenfalls im Kalender vor. Das Zeitmaß hat auch seine Vertreter gefunden, aber die praktischen Nachweise haben nicht gut gelingen wollen. Dennoch muß zugesgeben werden, daß ein Zeitmaß sich einzermassen in der estnischen Metrik doch geltend macht.

Die Geschichte des Landes wurde eifrig bearbeitet. Herr Staatorath Prof. Kruse gab ein weitläufiges Werk über die vorchristliche Geschichte der Ostseeprovinzen heraus. Herr Archivar Thrämer wird nächstens eine Topographie des alten Dorpat's mit Plänen und Charten herausgeben. Herr Hofrat Hansen bereitet eine neue Ausgabe der *Origines Livoniae* vor, mit einer Uebersetzung, den erforderlichen Erläuterungen, Anmerkungen und Ereursen.

Ferner hat die Gesellschaft durch den Druck erscheinen lassen:

1. u. 2. Den estnischen Volkskalender für 1846 u. 1847.
3. Das vierte Heft der Verhandlungen, womit der erste Band geschlossen ist.
4. Die letzten Lebensstunden des Dr. M. Luther, nach Dr. Jonas, ins Estnische übertragen und für das Eisenwolf bearbeitet vom Candid. Ja sonn.
5. Gratulationschrift zur 50jährigen Amtsjubelfeier des Herrn Consistorialaths und Pastors Körber in Wendau, enthaltend Erläuterungen über alte Metallbecken, die in

Wöbbes in Estland gefunden worden, als Separatabdruck aus dem vierten Bande der Verhandlungen.

Eine beabstüttigte landwirtschaftliche Zeitschrift hat wegen ungünstiger Verhältnisse nicht erscheinen können. Es war nämlich von Predigern und aufgestellten Nationalen der Wunsch ausgesprochen worden, dem Volke durch eine periodische Schrift auch eine andere geistige Nahrung zu reichen, als welche in den zur Erbauung dienenden Schriften enthalten ist. Es sollte besonders darin besprochen werden, was sich auf die besonderen Lebensverhältnisse des Esten, seine Haus- und Feldwirtschaft bezieht. Die Fortschritte in den Naturwissenschaften, namentlich in der Landwirtschaft bieten so manches Brauchbare auch für den Bauern in seinen ärmlichen und beschränkten Verhältnissen. Das ähnliche Zwecken dienende Blatt des verstorbenen, um die Bildung des estnischen Volkes hochverdienten Propstes Wasing, marathowā nādbala-leit wird noch jetzt mit Interesse gelesen. Obgleich die Herbeischaffung des Materials gesichert war, so stellten sich diesem Unternehmen zur Zeit doch noch so große Hindernisse entgegen, daß es auf eine günstigere Zeit hat verschoben werden müssen.

Literarische Verbindungen, die der Gesellschaft im Inn- und Auslande angeboten wurden, hat sie willig angenommen. Wenn diese Verbindungen auch wenig Nutzen bringen können zur Förderung der Literatur und Sprachkenntniß, so werden sie doch besonders in historischer und archäologischer Hinsicht wichtig werden können. Es ist unsere Gesellschaft nämlich in Verbindung getreten mit dem historischen Vereine zu Bamberg in Oberfranken, mit der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Zürich, dem Vereine für Hamburg'sche Geschichte, der archäologisch-numismatischen Gesellschaft in St. Petersburg, der finnisch-literarischen Gesellschaft in Viburg, dem Vereine für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin, der Friesischen Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde zu Leunwarden, und dem naturforschenden Vereine in Riga.

Die Thätigkeit der Gesellschaft äußerte sich zunächst in den nach den Statuten festgesetzten monatlichen Sitzungen. Es sind in diesen beiden Jahren 24 Sitzungen, mit Einschluß der Generalversammlungen, gehalten worden, in denen verschiedene Gegen-

stände, welche die von der Gesellschaft zu verfolgenden Zwecke bestrafen, abgehandelt wurden. 44 besondere Vorträge sind gehalten worden, briefliche Mittheilungen sc. nicht mit eingerechnet; diese waren:

Herr Dr. Fählmann las:

- 1) über die Feststellung der Kasusformen in der estnischen Sprache;
- 2) über die Eigenthümlichkeit der Wurzelwörter in der estnischen Sprache und ihre Bedeutung für's Lernen;
- 3) über den Bindervocal in der estnischen Sprache.

Herr Consistorialrath Pastor Krüger:

- 4) Topographie des Schlosses und der Stadt Weissenstein;
- 5) Beschreibung des Schlosses Neuhäuser in Livland;
- 6) das feierliche Leichenbegängniß des russischen Admiralen Greigh in Reval, von einem Augenzeugen beschrieben;
- 7) über einige Strafgebräuche des Mittelalters;
- 8) Einiges über den Bernstein und seine Entstehung;
- 9) kurze Beschreibung und Erzählung der Begebenheiten und Unglücksfälle, welche die Geschwister und Freunde des Saarepatschen Hauses in Moskau 1812 erduldet haben, von einem Augenzeugen.

Herr Staatsrath Prof. Dr. Kruse:

- 10) Einiges über den Bernsteinhandel der Alten, ferner
- 11) Einiges über die vorchristliche Zeit der Ostseeprovinzen, und
- 12) über die antiquarisch-historischen Ergebnisse seiner letzten Reise nach Deutschland;
- 13) über einen Kallewi- oder Linna mäggi bei Torma auf dem Gute Terrastfer;
- 14) Bemerkungen über Nehnlichkeit und Verschiedenheit hiesiger und am Rheine befindlicher Alterthümer, verglichen mit den in St. Petersburg aufbewahrten Funden von Kerfsch;
- 15) ergänzender Vortrag über die ältesten Revalischen Urkunden mit Beziehung auf Hurter's Leben Innocenz III.

Herr Pastor Boubrig:

- 16) Volksagen und Traditionen eines erzählenden estnischen Kreises aus dem eigenlichen Estland, und
- 17) Fortsetzung zu den eben erwähnten Volksagen u. Traditionen.

Herr Propst Heller zu Rappin:

- 18) über gewisse Sprachformen, welche die estnische Sprache

einerseits hat, anderseits nicht hat, und welche auf einen eigenhümlichen Geist des Volkes hinweisen;

- 19) über seine in Rosenblätter's Beiträgen abgedruckte Declinationslehre.

Herr Pastor Reinthal:

- 20) über die estnische Orthographie. I. Abtheilung, die eigenhümlichen Laute durch leicht erkennbare Zeichen darzustellen und in der Schrift zu unterscheiden; ferner
- 21) über die estnische Orthographie II. Abtheilung;
- 22) über die Verdoppelung der Consonanten in der estnischen Schrift.
- 23) Herr Caud. phil. Moriz: Das Labyrinth bei Dorpat (zum Theil gegründet auf Angaben eines in dessen Nähe seit 60 Jahren ansässigen Bauern, zugleich mit Rücksicht auf die schon gedruckten Mittheilungen).

Von Hrn. Dr. Kreuzwald in Werro:

- 24) ein estnisches Lied historischen Inhalts aus dem Munde eines Esten;
- 25) das freiherrliche Geschlecht von der Pahlen in der estnischen Volksage;
- 26) Notizen über die Höhlen bei Torgel;
- 27) die Felsenwanderung, eine estnische Volksage;
- 28) die Himmelsgänger, eine historische Skizze aus dem Volksleben der Esten;
- 29) Skizzen und Genrebilder aus dem Volksleben der Esten.  
I. Vieserung. Einige Teufelsgeschichten der Esten;
- 30) über einen Münz- und Antiquitätenfund bei dem Gute Hohenhaide im Raugeschen Kirchspiel.

Herr Hofrat Dr. Hansen:

- 31) Nachträge zu seinem Werke „Osteuropa nach Herodot“;
- 32) über die Notwendigkeit einer neuen kritischen Ausgabe der Origines Litoniae (Text, Uebersetzung und Noten) und gekürzt an Heinrich des Letten Bericht über Theoderich, Bischof von Estland, Andeutungen über einige Mängel in den ersten Capiteln;
- 33) Nachrichten über das Leben und den Bildungsstand Heinrich des Letten;

- 34) zur Erinnerung an seinen verstorbenen Freund, Mitglieder der Gesellschaft, Herrn Prof.-Adj. P. Preis;
- 35) eine Abhandlung über die Chronologie Heinrich des Letten;
- 36) Conjecturen und Anmerkungen zu zwei verdorbenen Stellen Heinrich des Letten;
- 37) kurze Anmerkungen über Heinrich den Letten.
- 38) Von Hrn. Georg von Sivers zu Heimthal: Die kleinen und die großen Fische, ein estnisches Sagengärtchen.
- 39) Von Hrn. Consistorialrath Dr. von Jannau: Betrachtungen über agronomische Verhältnisse Livlands 1846.
- 40) Herr Bezirks-Inspector E. von Reinthal verlas eine deutsche Übersetzung eines estnischen Gedichts im estnischen Kalender 1846 (Püppo jut).
- 41) Derselbe trug den Anfang einer dramatischen Arbeit vor.
- 42) Von Hrn. Coll.-Ass. von Schmitz eingesandt: „Viruta, die Tochter Widym und d'ö, eine litauische Volksfage.“
- 43) Herr Hofrathe Santo verlas einen poetischen Nachruf an L. von Maydell.
- 44) Herr Titularrath Victor B. Hehn hielt Auszüge aus den in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom befindlichen Berichten des Jesuiten Anton Possevin über Restauration des Catholicismus in Livland mit.

Über die Verwaltung der Angelegenheiten der Gesellschaft ist nichts Besonderes zu berichten. Herr Dr. Fahlmann wurde durch einstimmige Wahl zum 3. und 4. Mal zum Präsidenten erwählt, sowie die Secretariatsgeschäfte wiederum dem Herrn freipräcte. Ärzte Emil Sachsendahl sowohl für 1845 wie für 1846 anvertraut wurden.

Der Personalbestand betrug nach dem Generalberichte am 16. Jan. 1847 80 Mitglieder, von denen 11 Ehrenmitglieder, 13 correspondirende, 56 ordentliche Mitglieder sind. Es wohnen 25 in, 57 außerhalb Dorpat; von letzteren gehören 5 zum Personale der Universität.

Es kann hier nicht unerwähnt bleiben, daß die Gesellschaft den Verlust von 4 Mitgliedern betrübt, die ihr durch den Tod entzogen wurden. Es sind erstens 2 Mitglieder der Gesellschaft J. A. Schubbe, Prediger zu Talskof, der auf vielfache Weise seine Theilnahme an den Zwecken der Gesellschaft zeigte, durch

Umwände und Verhältnisse aber gezwungen war, seine Thätigkeit zu zersplittern, und der Prof.-Adj. Peter Preis in St. Petersburg. (S. ob. Nr. 34.) An Herren von Maybell verlor die Gesellschaft ein sehr thätiges Mitglied. Seinem erfinderischen Geiste, seiner schaffenden und bildenden Kunst haben wir so manche gelungene Illustration, so manches schöne plastische Kunstwerk zu danken. Durch seine radikalen Blätter zur ältern Geschichte Livlands hat er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt. (Vgl. ob. Nr. 43.) In Johann Heinrich Rosenplänter, Prediger der estn. Gemeinde in Perinau, Ehrenmitglied unserer Gesellschaft, entriss uns der Tod einen eifrigeren und unermüdlich thätigen Forscher und Sammler. Bis zum letzten Augenblick seines Lebens war er beschäftigt, schwierige Thesen der Sprache zu bearbeiten. Sehr zu wünschen wäre es, daß seine lexicalischen Arbeiten und seine beträchtliche Bibliothek estnischer Druckschriften und Manuskripte für die Wissenschaft nicht verloren gingen. Sein bleibendes und ehrenvolles Denkmal sind seine Beiträge zur Kenntniß der estnischen Sprache, die reichste und vielfach benutzte Fundgrube für das Studium der estnischen Sprache.

Die Sammlungen der Gesellschaft sind theils durch Ankauß, theils durch Geschenke wissenschaftlicher Vereine oder der Herren Mitglieder um ein Bedeutendes vergrößert worden, und namentlich enthielt die Bibliothek nach dem Generalsberichte vom 16. Jan. 1847 750 Werke in 972 Bänden, theils sprachlichen, theils geschichtlichen Inhalts. Das Museum und zwar dessen numismatischer Theil besteht im Ganzen aus 1638 Nummern; darunter sind 250 inländische, 750 ausländische Münzen, mit 638 Doubletten, theils Gold-, theils Silber-, theils Kupfermünzen. Der archäologische Theil hat jetzt 177 Nummern Antiquitäten, die Nörbergsche Sammlung noch nicht mit eingerechnet, der graphische und plastische Theil im Ganzen 70 Nummern.

Die Einnahme der Gesellschaft für das Jahr 1846 mit dem Saldo des vorigen Jahres betrug 394 R. 59 R. S.; die Ausgaben 257 R. 83 R. S.; bleibt also zum fünfjährigen Gesellschaftsjahre 1847 ein Saldo von 156 R. 76 R. S.



Verzeichniß  
der gegenwärtigen Mitglieder der Gesellschaft  
bis zum 18. Januar 1847.

---

**I. Ehrenmitglieder.**

- 1.** Karl Gustav Masing, Pastor in Neuhausen.
- 2.** G. Fr. von Böningh, finnländischer Agent und Consul in Neval.
- 3.** Dr. Carl Helwig Merkel zu Döpchinshof.
- 4.** Dr. A. F. Pott, Professor in Halle.
- 5.** Dr. Wilhelm Schott, Professor in Berlin.
- 6.** Th. Glaström, Prediger zu St. Michaelis.
- 7.** Dr. Carl Morgenstern, emerit. Professor, Staatsrath und Ritter, in Dorpat.
- 8.** Dr. Paul Joseph Schasarik, R. R. Custos der Bibliothek in Prag, Mitglied der Wiener Akad. der W. u. s. w.
- 9.** Dr. Elias Lönntot, Kreisarzt in Rajana, in Finnland
- 10.** Eduard Ahrens, Prediger zu Rusal, in Estland.
- 11.** Eduard Philipp Körber, Consistorialrat und emerit. Pastor, in Dorpat.

**II. Correspondirende Mitglieder.**

- 12.** Bernhard Elsingf, Coll.-Ass. u. Ritter, in Taganrog.
- 13.** Dr. H. von der Gabeleng, Regierungsrath in Altenburg.
- 14.** Dr. Stubendorff, in Ransl.
- 15.** Alexander Sotnikow.
- 16.** Peter Verschow, Oberlehrter.
- 17.** Alexander von Schrend, Candidat u. Ritter, in Dorpat.

18. Dr. Ernst Hoffmann, Obrist u. Ritter, in St. Petersburg.
19. Dr. Peter von Köppen, Akademiker und wissl. Staatsrath, in St. Petersburg.
20. Carl von Schmitz, Coll.-Ass., in Cröttingen bei Pelangen.
21. Dr. Gabriel Rein, Professor, d. z. Präsident der finnisch-literarischen Gesellschaft in Helsingfors.
22. Dr. Bernhard Röhne, Coll.-Ass., Inspector bei der Erzmairie in St. Petersburg.
23. Habel, Archivar, Geheimerat der nassauischen Gesellschaft für Geschichte u. in Schierstein.
24. Dr. Emelé, erster Director des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte u. in Mainz.

### III. Ordentliche Mitglieder.

25. J. S. Boubrig, Pastor-Diaconus in Dorpat.
26. Dr. J. G. von Bunge, Staatsrath, rechtsgelernter Bürgermeister in Neval.
27. Dr. Fr. R. Kählmann, freipract. Arzt, Vector der estnischen Sprache an der Universität, d. z. Präsident der Gesellschaft, in Dorpat.
28. C. H. Gehewe, Prediger der estnischen Gem. in Dorpat.
29. J. G. Heller, Propst des Wercoschen Sprengels und Prediger in Rappin.
30. Dr. E. A. Herrmann, in Dresden.
31. R. Hollmann, Prediger zu Nauge.
32. A. Hellmann, Prediger zu Karweslecht.
33. Dr. H. von Jannau, Consistorialrath u. Prediger zu Rais.
34. G. M. Knüppfer, Prediger zu Klein-Marien.
35. Dr. Fr. Kruse, Prof., Staatsrath und Ritter, in Dorpat.
36. J. J. Meyer, Prediger zu Carolen.
37. C. G. Reinhall.
38. Dr. A. Sjögren, Staater. u. Akademiker in St. Petersburg.
39. W. Thrämer, Reichsarchivar in Dorpat.
40. Dr. C. R. Kreuzwald, freipract. Arzt in Weiro.

41. J. Nodde, Colleg.-Ass. und Kreislehrer in Wesenberg.
42. Dr. A. Hansen, Hofrat, Oberlehrer und ehemaliger Privatdozent in Dorpat.
43. C. F. Janter, Prediger in Talhof.
44. E. von Reinthal, Bezirks-Inspektor, Colleg.-Assessor und Ritter, in Dorpat.
45. N. Mühlberg, Candidat, in Dorpat.
46. C. G. Fick, Propst und Prediger zu Regel in Estland.
47. W. E. Grohmann, Prediger zu Lurgel in Estland.
48. Graf Alex. von Igelström, zu Jevne.
49. Graf Herm. von Igelström, in Reval.
50. Dr. G. Schulz, in St. Petersburg.
51. H. J. Holmberg, Candidat, in Helsingfors.
52. P. von Gylbenstubbé, Collegienrath, in Dorpat.
53. J. J. Wiedemann, Coll.-R. und Oberlehrer, in Reval.
54. W. Hehn, Titularrath, Dozent der deutschen Sprache an der Universität zu Dorpat.
55. N. Gutglück, Prediger zu Anzen.
56. W. von Hehn, beständ. Secretair der öconom. Societät, dimitt. Gardecapitain und Ritter, in Dorpat.
57. W. von Stryd, Kreisdeputirter, auf Brinkenhof.
58. Anton von Reguly, aus Ungarn.
59. J. G. Gebhard, Prediger zu St. Johannis in Estland.
60. E. von Nidwitz, Candidat, in Dorpat.
61. Dr. C. E. Napier sky, Rig. Gouvernements-Schulendirector, Collegienrath und Ritter, in Riga.
62. Dr. J. Johnson, Titularrath, in St. Petersburg.
63. Th. von Krüdener, zu Suiselep.
64. E. Saafsendahl, freipract. Arzt, b. z. Secretair der Gesellschaft, in Dorpat.
65. L. von Stryd, dimitt. Kreisrichter, zu Palla.
66. N. von Staedelberg, dimitt. Kreisgerichts-Ass., in Dorpat.
67. C. von Neup, dimitt. Major, zu Semen.

68. Th. Weise, Hofgerichts-Advokat, d. j. Secrétaire der alterthumsforschenden Gesellschaft in Niiga.
69. Gotthard von Liphart, dimitt. Gardeoffiziermeister, Majoratscherr auf Ralshof.
70. Carl Schöler, Cand. jur., Consulent, in Dorpat.
71. Dr. J. C. von Pauser, Gouvern.-Procureur in Neval.
72. Dr. von Seidlis, wirthl. Staatsr. u. R., zu Meiershof.
73. Dr. C. von Rummel, außerordentl. Professor des Provincialrechts in Dorpat.
74. C. von Hüene, Ritterschafts-Secretair, auf Oesel.
75. Alex. Jafson, Candidat, in Dorpat.
76. Th. Thrämer, Hofrat und Oberlehrer, in Dorpat.
77. J. von Bartholomäi, Gardecapitain, in St. Petersburg.
78. Carl von Stryd, Coll.-Off. und Ritter, in St. Petersburg.
79. M. G. Santo, Hofrat und Oberlehrer, in Dorpat.
80. Fried. Wangenheim von Dualen, dimitt. Major, in Pensa.

Später wurden erwählt zu

correspondirenden Mitgliedern:

81. Dr. A. Kämmerling, in Alapajewsky, im Permischen Gouvernement.
82. Dr. Carl A. Ullepitsch, Secrétaire des histor. Vereins für Klein, zu Waibach.

zu ordentlichen Mitgliedern:

83. Moritz Rauchmann, Prediger zu Kannayäh.
  84. Woldemar Nohland, Cand. jur., Landgerichts-Archivar in Dorpat.
  85. Baron von Budberg, zu Hierenhof.
  86. Adolph Koch, Lehrt an der Stadt-Töchterschule in Dorpat.
  87. Woldemar Schwarz, auf Warbus.
  88. C. von Brasch, dimitt. Kirchspielerichter, zu Ala.
-

## In h a l t.

	Seite.
I. Bemerkungen über die Wortwurzellehre in der estnischen Sprache. Von Dr. F. R. Fähltmann.	4
II. Ueber die neueste estnische Declinationslehre des Pastor Wahren und Dr. Fähltmann. Von Pastor R. Hollmann.	14
III. Vertheidigung meiner Ansicht von dem Verbum Passivum und von den Hauptcasen in der estnischen Grammatik. Von Propst Heller zu Rappin.	23
IV. Die finnischen Wörter für <b>S</b> und <b>O</b> . Von Dr. L. Hansen.	46
V. Zu einer neuen Ausgabe Heinrich des Letten. Von Dr. L. Hansen.	47
VI. Russische Münzen bei Dorpat gefunden. Von Dr. L. Hansen.	81
Bericht der gelehrten estnischen Gesellschaft vom 18. Januar 1845 bis zum 18. Januar 1847.	86

## Berichtigungen.

- Seite 3 Zeile 10 v. o. liest mittels statt „mitteler“.  
" 14 " 3 v. u. ließ war statt „vor“.  
" 33 " 2 v. u. ließ impersonalen statt „impersonalen“.  
" 42 " 15 v. u. liest von Becker's statt „Becker's“.  
" 53 " 17 v. o. liest 25 statt „23“.  
" 61 " 1 v. o. liest 1225 statt „1252“.

Verhandlungen  
der geschriften  
**Eestiischen Gesellschaft**  
zu Dorpat.

---

S e i t e r B a n d .  
Zweites Heft.

---

Dorpat,

in Kommission bei E. J. Karow.

---

1 8 4 8.

Der Druck ist unter der Bedingung gestattet, daß, nach Beendigung  
dieselben, die gesetzliche Anzahl der Exemplare an das Censur-Comitiat ab-  
geliefert werde.

Dorpat, den 1. August 1843.

Censor Michael v. Rosberg.

## S u b a l t.

	Seite.
I. Bemerkungen über den Nominativ, Genitiv und Accusativ im Estnischen. Von Pastor A. Hollmann zu Raualecht.	1
II. Gebildete und ungebildete Sprachen. Von Dr. Hansen.	20
III. Sind die Wörter Jumal und Dorpat phönizischen Ursprungs? Von Dr. Hansen.	24
IV. Guilielmus Buccius und Ambrosius Weltherus zwei der ältesten estnischen Schriftsteller. Von Collegienrath Santo.	25
V. Auszug aus einer vatikanischen Handschrift. Von Titularräth Rektor P. Hehn.	33
VI. Mittheilung über Volkstieder bei den im Russischen Gouvernement angeborenen Esten, nebst einer Beilage mit Liederproben. Von Dr. Kreuzwald.	43
Freie Übersetzung eines estnischen Biegenliedes. Von Ernst v. Reinthal.	60
VII. Wie war der heidnische Glaube der alten Esten beschaffen? Von Dr. Göhmann.	65
VIII. Nachträge zu meinem Aufsage über die Chronologie Heinrich des Letten. Von Dr. Hansen.	69
IX. C. A. Heumanns Rundbemerkungen zu Heinrich dem Letten. Mitgetheilt von Dr. Hansen.	75
X. Grubers Handschrift der Origines Livoniae.	78
XI. Russische Münzen aus dem Estlande. Von Dr. Hansen. Herr Pastor Ahrens und die ethnische Gesellschaft.	80

## I.

# Bemerkungen über den Nominativ, Genitiv und Accusativ im Estnischen.

Von Pastor A. Höllmann zu Kamelecht.

---

Ich will hier keine Abhandlung, sondern nur Bemerkungen geben. Diese machen darauf keinen Anspruch, das Nützliche überall erkannt und genügend dargestellt zu haben; sie wünschen vielmehr nur zu neuen Untersuchungen anzuregen, um diesen so sehr schwierigen und wichtigen Gegenstand der estnischen Grammatik dem allendlichen Abschluß näher zu bringen.

Die Nominalform des Plurals und auch des Singulärs (jedoch hier nur beim Imperativ, in gewissen Fällen) wird im Estnischen bekanntlich auch accusativisch gebraucht; ebenso steht die Genitivform des Singulärs ebenfalls accusativisch. Die estnische Sprache hat aber auch noch eine besondere, ihr eigenthümliche Nominalform (den sogenannten *alten estnischen Accusativ*; B. *mest*, *leiba*, *obboi*), welche von Hößmann mit Recht von den Accusatiformen getrennt und mit dem Namen: *Indefinit* oder *Indefinitform* bezeichnet worden ist<sup>1)</sup>. Diesen Namen will ich in diesen Bemerkungen beibehalten, — obgleich man ihn deshalb hat ungenügend finden wollen, weil er in den anderen Kasusnamen keinen Gegen- satz habe, — welcher Mangel aber nicht in ihm, sondern in den anderen Kasusnamen liegt. Dieser deshalb zu verändern, wäre schwierig; es komme hier aber auch ja alles auf die Sache an, und wenig auf den Namen. Wann der *Indefinit* gebraucht werde und wann

---

1) *S. Verhandlungen ber. gesl. estn. Gesellsch.* Ab. 1, §ist 4.

er momentlich accusativisch stehe, hat Fähnemann (a. a. D.) angegeben. Es soll dies auch von mir hier besprochen werden.

In dem Gebrauche der Accusativformen und der Indefinitiformen herrscht leider noch immer viel Un Sicherheit und Verwirrung; es werden diese Formen sehr oft verwechselt und unrichtig gebraucht. Es ist sehr zu bedauern, daß dies auch noch in Druckschriften oft genug statt findet. Der grammatische Indifferentismus sagt wohl, daß auf den richtigen Gebrauch dieser Formen nicht viel ankomme; man werde vom Volke doch immer verstanden, wenn man auch Fehler der Art mache. Nun ja, — man erräth ja wohl auch den Sinn der Rede, wenn man im Deutschen z. B. sagen hört: ich liebe dir, — oder: gib mich zu trinken. Ist es aber dennoch nothwendig, solche Fehler im Deutschen zu vermeiden, so wird man aus gleichen Gründen im Estnischen ähnliche Fehler zu vermeiden suchen müssen, — zumal da vergl. Fehler nicht vom estnischen Volke gemacht werden, sondern denselben durch Schrift und Rede von außen gewissermaßen aufgebrungen werden sollen.

Um so dankenswerther sind daher die neueren bekannten sehr verdienstlichen Arbeiten von Krüppfer, Heller, Ahrens, Fähnemann und Lub., welche für diese Nominalformen bessere Regeln aufzustellen suchen, wo solche bei den älteren estnischen Grammatikern unrichtig oder mangelhaft waren. Daß bei der Schwierigkeit des Gegenstandes die Ansichten hier nicht immer übereinstimmen, ist wohl natürliche; es ist aber im Interesse der Sache sehr zu wünschen, daß dies nicht mehr lange so bleibe.

Es sind hier besonders zwei verschiedene, einander entgegengesetzte Ansichten von diesen drei Nominalformen anzuführen. Die eine Ansicht hält diese Casus nur für Modalitätsformen des Ausdrucks für das Definitive, Relative und Indefinitive, — oder für das ganz, halb und nicht Bestimmte, — zum Erfag für die fehlenden Artikel oder Bestimmtheitswörter anderer Sprachen, — und die nur „nebenher“ zugleich verschiedentlich in einem und anderen Casus stehen<sup>2)</sup>. — Dagegen sind diese drei Nominalformen nach der an-

2) G. das Röhre in Heller's Abhandlungen, — in Rosenplante's Beitr. zur genaueren Kenntniß der estnischen Sprache, Heft 15 u. 16, — und in den Berhandl. der ges. estn. Gesellschaft, Bd. 2, Heft 1. — Vergl. auch Ahrens estn. Grammatik, S. 29 ff.

deren Ansicht wirkliche Kasusformen zur Bezeichnung der gegenseitigen Beziehungen der Nomina, wie wir sie im Wesentlichen auch in anderen Sprachen finden<sup>3)</sup>.

Welche von diesen beiden Ansichten wäre nun wohl die richtige? Ich meinesseits muß gestehen, daß ich, auch nach der unbesangsten und sorgfältigsten Prüfung, dennoch nicht jener ersten Ansicht beizustimmen vermag; einige meiner Gründe werden aus dem hier Folgenden zu ersehen sein.

Wenn wir diese drei Nominalformen als Nominativ, Genitiv und Accusativ auch für die estnische Sprache ihrer wesentlichen Bedeutung nach beibehalten und auch wohl nothwendig beibehalten müssen (wie mangelhaft auch immer die Namen dieser Kasus sein mögen), — so finden wir fast nur beim Accusativ Schwierigkeiten. Besonders aber beim Indefinit (dem sogenannten alten Accusativ), der zugleich auch als Partitioform dient. Es sollen daher besonders der Accusativ und der Indefinit, so wie der Begriff des Partitiven hier in diesen Bemerkungen besprochen werden; — vorher wäre aber auch Einiges über den Nominativ und Genitiv zu sagen.

Der Nominativ muß in seiner wesentlichen Bedeutung und Bestimmung auch für die estnische Sprache ein solcher sein und bleiben. Er ist also auch hier der Subiectus oder Casus des Subjects, sowohl bei activen als passiven Verben. Daß seine Form in gewissen Fällen (beim Imperativo einer Art Verba) auch accusativisch gebraucht wird, — ist für ihn ganz gleichgültig; wird doch auch in anderen Sprachen die Nominitivform accusativisch gebraucht, ohne daß man gerade deshalb sie für eine besondere „forma definitiva“ ansieht oder anzusehen nötig hätte. (S. hier später den Acc.)

Das definite Subject wird im Estnischen durch den Nominativ, — das indefinite aber durch den Indefinit ausgedrückt; — und dieses Letztere steht dann natürlich auch nominativisch. Wo der Indefinit aber nicht ein indefinite Subject und auch nicht ein indefinites Object (bei transitiven Verben) bezeichnet,

3) S. Häklimann's Abhandlungen in den Verh. der ges. estn. Gesellschaft, Bd. I, Heft 3 u. 4. — Vergl. unter Anderem auch Andvöffer über die Declinations- und Kasusformen der estn. Sprache.

sondern nur zur Bezeichnung des Partitiven dient. — da steht er niemals in jeltem Falle nominativisch und in diesem Falle accusativisch; — er steht als Partitivform dann (wenn man analoge Kasus aus anderen Sprachen auch hier aufsuchen will) immer nur genitivisch oder ablativisch, — wie ich hier später zu beweisen suchen werde.

Der Indefinit steht daher 1) als Kasus des indefiniten Subjects nominativisch; — 2) als Kasus des indefiniten Objekts accusativisch, — 3) als Partitio-Kasus, sowohl bei transitiven als intransitiven Verben, genitivisch oder ablativisch<sup>4)</sup>.

Über das hier angegebene zweite und dritte Kasusverhältnis des Indefinit wird später das Nöthige gesagt werden; — über das erste Kasusverhältnis derselben wäre hier beim Nominativ etwa noch Folgendes zu bemerken.

Der Indefinit steht, als Kasus des indefiniten Subjects, niemals bei transitiven, sondern nur bei intransitiven Verben, und auch bei diesen, wie mir scheint, nur nach Negationen und in Fragefällen<sup>5)</sup>; — wo aber auch die Nominativform gesetzt werden kann. Wird das transitive Verbum in ein Passivum verwandelt, so steht der Indefinit natürlich als indefinites passives Subject bei demselben. Wo noch sonst der Indefinit bei intransitiven Verben vorkommt, da bezeichnet er nicht mehr ein Subject, und steht daher auch nicht mehr nominativisch, sondern er drückt dann nur das Partitive aus und ist demnach hier nur genitivisch oder ablativisch zu nehmen; z. B. *il est des gens* (*on tâchwast*), — *il vient des hommes* (*tâsleb iñimest*), — *voilà de la bière* (*seâl on ðllut*), — *il tombe de la neige* (*sâddab lund*), — *il me faut du lait* (*mul en pima waja*), — u. s. w.<sup>6)</sup>.

4) C. Bechandlungen der gel. rsta. Gesellschaft, Bd. I, Heft 4, wo Gähmann, in seinem Nachtrag zur Declinationstheorie, p. 28—31, dieses dreifache Kasusverhältnis des Indefinitus bereits gezeigt hat.

5) Es wäre aber auch bei diesen beiden Ausnahmefällen noch die Frage, ob der Indefinit hier für eine Bezeichnung des Subjects zu nehmen sei? Der Indefinit bezeichnet vielleicht nur bei passiven Verben das indefinite passive Subject.

6) Hier in diesen Beispielen sind *des gens*, *des hommes*, *de la bière* etc. nicht Subjecte, sondern nur Bezeichnungen des Partitiven, die daher auch nicht nominativisch stehen. — Das Nächste darüber später bei Besprechung des Partitiven. C. pag. 15 ff.

Die intransitiven Verba werden beim Indefinit, wenn er Partitives bezeichnet, immer impersonal gebraucht, wie aus obigen Beispielen zu erssehen ist. Das unpersonal Subject (im Deutschen: es, man) wird im Estnischen nicht ausgerückt; es steht, wie man sagt, dann im Verbum; z. B. mürtriab, es dounert; — külmen, es ist kalt; — laultasse, es wird gesungen oder man singt. Wo im Deutschen das impersonale Subjectwort man steht, da bedient man sich im Estnischen einer passiven Form, --- die aber deshalb nicht für eine active anzusehen ist.

Das persönliche passive Subject kann, ebenso wie das persönliche active, im Estnischen ein definites oder auch indefinites sein. Im ersten Falle steht das passive Subject immer im Nominativ, — im letzten Falle aber immer im Indefinit, der kann natürlich nominativisch zu nehmen ist. Ob das passive Subject im Nominativ oder im Indefinit stehen mög. — das hängt davon ab, ob nämlich das transitive Verbum ein definites oder ein indefinites ist, und ob das Object desselben dennoch in den Accusativ oder in den Indefinit gelegt werden muss; denn für das Object bedient man sich im Estnischen immer entweder jener oder dieser Form. Wo das Object also im Accusativ stand, da steht es als passives Subject im Nominativ; — wo es hingegen in den Indefinit gelegt war, da steht es als passives Subject ebenfalls wieder im Indefinit. Das definite Object im Accusativ ist natürlich dann auch ein definites passives Subject im Nominativ. Das indefinite Object, das accusativisch im Indefinit steht, ist so auch wieder ein indefinites Subject, das in dieselbe Kasusform (den Indefinit) gelegt werden darf und dann nominativisch zu nehmen ist. Beispiel für das definite Verbum und für das definite Object und Subject, --- beim Activum: minna lünnan pööla (walmis); — beim Passivum: töld lüntasse (walmic). --- Beispiel für das indefinite Verbum und für das indefinite Object und Subject, — beim Activum: minna lünnan pöödu; — beim Passivum: pööru lüntasse.

Einige indefinite Verba können in definite verwandelt werden; — andere müssen aber immer indefinite bleiben. Zu diesen letzten gehört z. B. armaestama, bei dem niemals ein definites Object und auch niemals ein definites passives Subject stehen kann. (S. das Höhere über die definiten und indefiniten Verba später beim Accusativ.)

Es sei hier noch die Bemerkung erlaubt, daß nach meiner Ansicht das estnische Passivum wohl nicht für ein unpersönliches Activum gehalten werden kann; denn das bei demselben stehende Nomine steht ohne allen Zweifel wirklich im Nominativ, oder im nominativisch hier zu nehmenden Indefinit; es ist daher ein passives Subjekt und nicht etwa ein Object eines unpersönlichen Activum; z. B. „Poig, se Jälast sadeti.“ Hier steht ganz richtig der Nominativ des Pronom. relat. *se* (*les*), weil *sadeti* die passive Form eines definierten Zeitworts ist; — die Indefinitform *sedda* wäre demnach hier unrichtig gewesen. Man kann hier nicht den Ausweg versuchen wollen, indem man etwa sagt, daß die Nominativformen (in gewissen, sehr beschränkten Fällen) ja auch accusativisch gebraucht würden; denn die Nominativform (*se*) dieses Pronom. steht bekanntlich niemals accusativisch. Man kann die Worte: *se Jälast sadeti*, nur übersetzen: *der vom Vater gesandt wurde*; --- und nicht etwa: *den man vom Vater sandte*. -- (Das Nähere über das estnische Passivum siehe weiterhin an einem andern Orte.)

Der Genitiv der estnischen Sprache ist im Wesentlichen dem Genitiv anderer Sprachen gleich, — sein Gebrauch aber dadurch beschränkter, daß er niemals so, wie der Genitiv anderer Sprachen, auch zur Bezeichnung des Partitiven und des indefinitaten Objects (s. den Acc.) dient, indem beides im Estnischen immer nur durch den Indefinit ausgedrückt wird. Er wird jedoch im Estnischen auch wieder, bei dem Mangel an sogenannten passiven Objectiven, öfter gebraucht, zum Erstaunen derselben. Daß seine Singularform auch accusativisch gebraucht wird, ist für ihn ebenso gleichgültig, wie für den Nominativ. (S. hier den Nom. u. Acc.) Die Annahme einer besondern *forma relativa*, die mittels der Genitivform (in der dreifachen Unterscheidung des ganz Bestimmten, halb Bestimmten und nicht Bekümmten) des halb Bestimmten oder partim definitum ausdrücken sollte, — läßt sich in jener bekannten Theorie (von Heller) wohl am wenigsten durchführen und beweisen. Denn der estnische Genitiv drückt niemals (weder im Singular noch im Plural) das halb Bestimmte aus im Sinne dieser Theorie. Die Genitivform wird im Plural niemals accusativisch gebraucht, und kann daher auch niemals im Accusativ des Plurals das sogenannte halb Bestimmte be-

zeichnen. Die Annahme einer solchen *forma relativa* könnte demnach auf weiter nichts, als auf den accusativischen Gebrauch der Genitivform des Singulärs gegründet werden; aber auch hier läßt sich diese Annahme nicht rechtfertigen. Wenn die Genitivform des Singulärs wird immer nur bei denkten Objekten des Singulärs accusativisch gebraucht; — und, mit Ausnahme der beschränkten Fälle beim Imperativ der肯定的 Verba, hat die estnische Sprache gar keine andere Kasusform, um im Singular ihre denkten Objekte zu bezeichnen. Dies ist ganz bestimmt im Revalischen Dialekte der Fall; — die Ausnahmen, die man im Dorptischen Dialekte zu bemerken geglaubt, sind nichts weiter, als Speachunmöglichkeiten, die man wohl durch die man- gelhastere Nominalstörung (die Genitivform des Sing. gleich der Nominalstörung des Plur., sc.) hier entschuldigen aber nicht rechtfertigen kann. — Die Annahme einer solchen *forma relativa* müßte also nochwendig, wie wir scheint, ganz aufgegeben werden; — und dann wäre auch eine Verständigung und Vereinigung zwischen jenen beiden entgegenstehenden (im Anfange hier bezeichneten) Ansichten, in Be- traff der hier in Rede stehenden drei Nominalformen (des Nom., Gen. und Acc.), wie wir scheint, leicht möglich, und käme auch wohl hoffentlich, in Berücksichtigung des wichtigen Gegenstandes, bald zu Stande. Die bisherigen und auch ferneren Bemerkungen wür- schen hier Einiges dazu beitragen zu können. — Wir wenden uns nun zu dem schwierigsten estnischen Kasus, nämlich zu dem Accusativ, bei dem auch der Indefinitus ausführlicher besprochen werden soll; später kommt derselbe auch noch als Partitivform in Betrachtung.

---

Der Accusativ und der Indefinitus (oder der sogenannte alte Accusativ). Es wurde oben beim Nominativ ein definites und indefinites Subiect unterschieden; — jenes stand im Nominativ, — dieses im Indefinitus, der dann ebenfalls nominativisch zu nehmen war. Auch beim Accusativ muß ein definites und indefinites Ob- jekt unterschieden werden; jenes wird durch den Accusativ, — dieses ebenfalls durch den Indefinitus ausgedrückt, der hier aber natürliche accusativisch steht.

Hier nun zuerst Einiges über die Kasusformen des Accusativs und Indefinitus.

Der Accusativ über der Kasus des definiten Objekts hat bekanntlich im Estnischen keine eigenhümliche, sondern nur von anderen Kasus entlehnte Formen. Im Plural entlehnt er seine Form nur vom Nominativ des Plurals; — im Singular aber entlehnt er seine beiden Formen theils vom Nominativ, theils vom Genitiv des Singulärs. Im Plural hat er also nur eine solche Form (z. B. *obboset*), im Singular aber zwei derselben (z. B. *obbone* und *obbose*), die erste vom Nom., die letzte vom Gen. entlehrend. So wohl im Plural als im Singular bezeichnen diese entlehnten Formen auf eine ganz gleiche Weise das definierte Object.

Der Indefinit hat zwar eigenthümliche Formen, — eine für den Singular (z. B. *leibu*, *mehhi*, *obbosid*); die werden aber nicht allein accusativisch, sondern auch, wie bereits bemerkt worden, nominativisch und genitivisch (oder ablativeisch) gebraucht. Der Indefinit bezeichnet, bei accusativischem Gebrauche, auch nur das indefinite Object. Seine Formen müssen daher von den eigentlichen Accusativformen (die nur entlehnte sind) ganz geschieden werden.

Man hat wohl zuviel Gewicht darauf gelegt oder auch wohl Unstöß daran gerommen, daß der estnische Accusativ nicht seine eigenen Formen habe, sondern immer nur entlehnte Formen gebrauchen müsse. Aber dies ist ja im Deutschen und Russischen auch der Fall, — mit der geringen Ausnahme im Russischen, daß hier die weiblichen Wörter auf *a* und *я* (und diese nur allein) eine eigenhümliche Accusativform im Singular haben. Mit dieser geringen Ausnahme, giebt es im Russischen und Deutschen weder beim Singular noch beim Plural eigenhümliche Accusativformen, sondern diese werden hier, ähnlich wie im Estnischen, theils vom Nominativ, theils vom Genitiv entlehnt: Im Deutschen ist bei der sogenannten schwachen Declination der Masculina (z. B. *Knothe* etc.) der Accusativ des Sing. dem Gen. des Singulärs gleich; — sonst ist aber überall der Nominativ dem Accusativ gleichlautend, sowohl im Singular als Plural. Im Russischen gilt bekanntlich bei sehr vielen Substantiven als Regel, daß der Accusativ bei unbelebten Gegenständen immer dem Nominativ, — bei belebten Gegenständen aber immer dem Genitiv gleich lauten müsse. Und doch wird hier Niemand sagen wollen, daß in dem einen Falle deshalb der Nominativ und Accusativ etwa das Definire bezeichneten, und in dem anderen Falle wieder der Genitiv und Accusativ etwa das Relative oder

halb Bestimmtes, — partim definitum: Warum soll man denn gerade im Estnischen so etwas annehmen? Bei gleichen Kasusformen kann ja noch immer jeder Kasus seine eigenthümliche Bedeutung haben und behalten. Es wäre wohl zu wünschen, daß jeder Kasus seine eigene besondere Form hätte und gebrauchte; dies ist aber nicht einmal nicht der Fall; wir finden nicht allein im Estnischen, Deutschen und Russischen, sondern auch z. B. im Griechischen und Lateinischen gleiche Kasusendungen, wenn auch hier im geringeren Maße. Haben nun einmal solche Sprachen nicht für jeden Kasus besondere Formen gebildet, und muß bei ihnen daher irgend ein Kasus anderwärts stehende Kasusformen entlehnen, — so ist's doch offenbar ganz gleichgültig, mit welchen anderen Kasus er gleiche Formen hat, oder von welchem anderen Kasus er solche entlehnte Formen herstammt. Im Lateinischen ist in der ersten und fünften Declination z. B. beim Singular der Genitiv dem Dativ, der Form nach, gleich; — in den anderen Declinationen dieser Sprache wieder nicht. Welche Regel soll nun hier etwa aus der Gleichheit dieser Kasusendungen, und welche aus der Ungleichheit derselben für die Bedeutung des Genitivs und Dativs abgeleitet werden? Man wird hier wohl ebenso wenig eine besondere Regel aufzufinden können, wie bei der angeführten Gleichheit der Formen des Nominativs, Genitivs und Accusativs im Deutschen, Russischen und Griechischen.

Der estnische Accusativ hat im Singular zwei Formen, die auf eine ganz gleiche Weise zur Bezeichnung des definiten Objects dienen. Die vom Nominativ entlehnte Form (z. B. *obne*) steht jedoch nur beim Imperativ des definiten (nicht indefiniten) Verba; sonst wird überall im Singular die vom Genitiv entlehnte Form (z. B. *obhe*) zur Bezeichnung des definiten Objects bei solchen Verben gebraucht (s. hier den Gen.). Bei so sehr beschränktem Gebrauche der vom Nominativ des Singulare entlehnten Form heißt Accusativ des Singulare form diese daher nur wie eine Ausnahme von der Regel angeführt werden; dann die eigentliche und (bis auf diese geringe Ausnahme) allgemeine Form für das definite Object im Singular ist und bleibt die vom Genitiv entlehnte Form des Accusativs.

Man könnte hier nun fragen: ob die Unterscheidung eines definiten und indefiniten Objects im Estnischen wirklich nothwendig sei, und ob der Indefinitus wirklich nur das indefinite Object (wo er accusativisch steht) bezeichne? — Nicht allein im

Estonischen, sondern auch in anderen Sprachen gibt es indefinite Objecte, die aber von den gewöhnlich sogenannten indirecten Objecten unterschieden werden müssen. In anderen Sprachen sagt man gewöhnlich: der Accusativ sei der Kasus des näheren, des unmittelbaren, des directen Objects oder des geraden Negativ's; — die übrigen casus obliqui seien dagegen die Casus des entfernteren, des mittelbaren, des indirecten Objects; — z. B. er gab mir den Brief; — er versicherte mich feines Weihwollens. Es regiert aber bekanntlich viele transitive Verba nicht den Accusativ (oder nicht immer denselben), sondern einen andern Casus, meist den Genitio; z. B. ich erwähne des Vorfalls, — ich bedarf der Hilfe. Dieses durch andere Casus ausgedrückte Object ist doch auch ein directes, — aber wohl nicht ein definites, sondern ein indefinites, — wenn man diese für die estnische Sprache passende terminologische Bezeichnung auch bei anderen Sprachen anwenden wollte. Daß in anderen Sprachen so viele transitive Verba nicht den Accusativ, sondern einen andern Casus regieren, kann doch wohl nicht für Willkür oder Zufall gehalten werden; denn man findet bei vieler Verschiedenheit doch auch wieder recht viel Übereinstimmung; man findet z. B., daß die verba copiae et inopiae, — die Verba, die einen Wunsch, eine Hoffnung, eine Begierde, einen Genuß (zumal in partitiver Beziehung), — die Verba, die ein Erinnern und Vergessen, — und dergl. ausdrücken, in verschiedenen Sprachen gewöhnlich nicht den Accusativ, sondern einen andern Casus bei sich haben. Worin liegt aber nun der Grund, daß nicht immer der Accusativ allein der Casus des directen Objects (in diesem eingeren Sinne) ist? — Man mag ließ in anderen Sprachen erklären, wie man will; man mag hier dieses Object, das nicht im Accusativ, sondern in einem andern Casus steht, ein definites oder auch anders nennen; — man wird aber doch wohl auch in diesen Sprachen die Objecte des Accusativs von den Objecten eines anderen Casus unterscheiden und auch wohl beide Objecte auf eine unterscheidende Weise bezeichnen müssen. Von Interesse wäre hierbei auch die Berücksichtigung der russischen Sprache; man vergl. j. B. in Gretsch russ. Grammatik (übersetzt von Oldendorf) § 140, vom Genitio. — Die estnische Sprache weicht von den anderen Sprachen in dieser Hinsicht wohl vielfach ab, bietet aber doch auch Vergleichungspunkte, indem nämlich hier oft nur der Indefinit steht, wo in anderen Sprachen das Object nicht durch den Accusativ, sondern durch

einen andern Gafus ausgedrückt wird. Es ist im Estnischen die Unterscheidung eines definiten und indefiniten Objects durchaus nothwendig; die Eigenthümlichkeit dieser beiden Objecte wird sich hier späterhin aus dem Folgenden ergeben.

Es ist nun Räheres darüber zu sagen, wann im Estnischen der Accusativ oder die Form des definiten Objects, — und wann der Indefinit als Form des indefiniten Objects angewendet wird.

Fählmann hat in dem, was er (in den Verhandlungen ic. Bd. I. Heft 3.) von den zwei Modus der estnischen Declination sagt, -- zugleich ganz richtig, wie mir scheint, angegeben, wann der Accusativ und wann der Indefinit (als Objectform) stehen müsse. Es stände hiernach der Accusativ, wenn das Thun (des Subjekts) ganz vollendet, ganz und get abgemacht wird oder wurde. Das gegeu wäre der Indefinit zu sagen, wenn gezeigt wird, daß man sich mit einer Sache beschäftigte oder noch beschäftigt, ohne zugleich anzugeben, daß das Werk vollbracht wird oder wurde. Es läge also in dem Gebrauche des Indefinitis die Angabe, daß die Handlung noch fortdure, noch nicht vollendet sei, und auch wohl, daß man etwas erst thun wolle oder werde. Hierin liegt aber auch zugleich, in welcher Abhängigkeit der Gebrauch jener oder dieser Objectform von der Eigenthümlichkeit des Verbums sich befindet, je nachdem das Verbum nämlich ein definites oder indefinites ist. Hiermit stimmt auch überein, wenn zufolge jener Vorstellung (a. a. D.) der Indefinit eine Handlung nur im Allgemeinen anzeigen, während der Accusativ sich auf einen bestimmten Fall und Gegenstand beziehe.

Wenn hiermit auch die Eigenthümlichkeit der definiten und indefiniten Verba im Allgemeinen angegeben wäre, so könnte jetzt in Frage, woran man es auch äußerlich an den Formen zu erkennen habe, ob ein Verbum ein definites oder indefinites sei. Eigentlich sollte dies immer nur durch die Formen des Verbums selbst zu erkennen sein. Dies ist aber im Estnischen nicht immer der Fall. Die definiten Verba machen sich zwar oft, aber nicht immer, als zusammengesetzte (verba composita) kenntlich; in diesem Falle haben sie eine Partikel oder ein anderes Epitheton bei sich, wodurch sie den Begriff der Vollendung, der Abgeschlossenheit erhalten, und wodurch demnach aus indefiniten Verben definite werden. Vergleichen dazuwochter sind: *ärra*, *walmis*, *erfa*, *foggoni*, *fur-*

nusß sc. (s. Fählinann a. a. D.). Bei solchen zusammengesetzten definierten Verben steht zwar immer der Accusativ, wenn sie eine vollendete Handlung bezeichnen; — wird aber erst die Handlung beabsichtigt, oder soll sie erst vollbracht werden, — so steht doch auch bei ihnen wieder der Indefinitiv, z. B. minna tähhan (sedda) Iammast finni wötta; — finna peab (sedda) obbst tälli wima. Man hört in solchen Fällen wohl auch den Ueacusativ, — was mir aber nicht richtig zu sein scheint. — Oft sind jedoch die definitiven Verba (wie bereits bemerkt) auf obige Weise nicht zusammengesetzt; dann wäre aber immer ein gerichtetes Zusatzwort abiger Art wenigstens hinzuzutragen; was nicht schwer fallen kann, wenn man das Object dabei gehörig beachtet und die auf das Object sich beziehende Thätigkeit des Subjects. Neuerlich sind solche Verba aber doch nicht als definite zu erkennen, — und wenn nicht die beiden Objectformen es anzeigen, würde man nicht hier wissen können, ob das Verbum ein definites oder indefinites ist. Obgleich dies oft nur aus den Objectformen erkannt werden kann, so darf deshalb doch niemals dabei die Eigenthümlichkeit des Verbums unberücksichtigt bleiben, ob es nämlich für ein definites oder indefinites gehalten werden muß. Denn viele Verba vertragen, ihrer Bedeutung nach, keine solche Zusammensetzung, durch die sie in definite wüden verwandelt werden; sie sind und bleiben immer *verba simplicia* und auch *verba indefinita*; es steht daher bei ihnen auch immer nur der Indefinitiv. Zu solchen indefiniten Verben gehört z. B. das Verbum *armastava*, lieben, — bei welchem immer nur der Indefinitiv stehen kann, wie: minna armastan *Zumalat*. Hier ist das Object doch offenbar nicht etwa ein unbekanntes, sondern ein ganz bestimmtes. Und doch kann hier niemals der Ueacusativ (*Zumata*), sondern immer nur der Indefinitiv (*Zumalat*) stehen. Es kann also nicht in der Beschaffenheit des Objects (ob dieses nämlich ein bestimmtes oder unbekanntes ist) liegen, daß man in dem einen Falle den Accusativ, — in dem anderen aber den Indefinitiv zu gebrauchen habe. Die Verschiedenheit der Objectformen ist nur ein Hilfsmittel, um zu erkennen, ob das Verbum ein definites oder indefinites ist.

Aus Obigem ist es leicht erklärlch, warum man geglaubt, daß der Ueacusativ oder die Form des definiten Objects, immer oder doch vorzüglich beim Präteritum stehe, — und warum wieder andere der Meinung waren, daß diese Objectform auch beim Präsens vorkommen

könnte. Sie kommt auch wirklich beim Präsens vor, wenn man sich nur die Handlung als vollendet denkt. — und nicht etwa als noch fortdauernd oder unvollendet. Wenn man z. B. sagt: „meie tomc Sull se latse“, — so wäre die Accusativform (latse) richtig angewendet, wenn dabei die Handlung als bereits vollendet zu denken ist; — unrichtig aber, wenn sie noch als unvollendet oder fortwährend gedacht wird, in welchem letzten Falle dann durchaus die Indefinitivform (last) gebraucht werden müßte, obgleich das Object hier ein bestimmtes ( dieses Kind) ist; — wenn es ferner heißt: wöitis leiva, wöitis karrifa, — so stehen auch hier die Accusativformen (leiva, karrifa) ganz richtig, weil das Verbum hier eine vollendete Handlung bezeichnet und demnach ein Definites ist. Das Object ist hier freilich auch ein Definites, aber nicht unabhängig vom Verbum, durch sich selbst allein, sondern nur deshalb, weil es durch das definite Verbum auch zu einem definiten wird. Die Indefinitivformen (leiba, karrifat) könnten aus obigen Gründen hier nicht angewendet werden. — Eben deshalb muß man auch die Indefinitivformen gebrauchen, wenn man sagen wollte: Juhval läbi taeva ja ma, — und nicht etwa die Indefinitivformen (taevasid ja maad). — Ferner: Juhval on mülle andnud filmad ja förvad; — und nicht etwa: filmi ja förvu, die hier partitivisch (als Indefinitivformen des Plurals) ständen und nicht eine bestimmte, sondern eine unbestimmte Anzahl dieser Glieder bezeichneten; außerdem ist hier das Verbum ja ebenfalls ein Definites. —

Die obigen Bemerkungen will ich nun versuchen in besondere Regeln möglichst kurz auf folgende Weise etwa zusammenzufassen.

Liegt in den Verben der Begriff des Unbegrenzten, Unvollendeten oder Unbestimmten, so sind sie indefinite Verba, und es muß bei ihnen dann immer die Indefinitivform stehen, — auch nach einem Imperativ derselben. Verba dieser Art sind z. B. armastama, riisfama, iahima, ihuestama, matama (arma), kuulma, näggema, otama, pastuma, täñama, kütma, auustama, huumardama, aurvaldama, püüdma, sinnitama, u. s. w.

Liegt dagegen in den Verben umgekehrt der Begriff des Begrenzten, Vollendeten oder Bestimmten, so sind sie definite Verba, und es muß dann zu ihnen die Accusativform gesetzt werden. — Die definiten Verba sind oft verba composita, indem sie mit solchen Wörtern zusammengesetzt werden, die ihnen eben den

obigen Begriff der definiten Verba geben, und die dadurch indefiniten Verba in definite verwandeln. Dergleichen Zusagwörter sind z. B. ãrra, wälja, sisse, sinna, läbbi, ülles, alla, mahha, ette, lahti, lissi, follo, walnis, — mette, tulbe, tappa, talli, ... futnale, ellawats, önsaks, — u. s. w.

Viele indefinita Verba (wie etwa die oben angeführten vielleicht ohne Ausnahme) erlauben wegen ihrer Bedeutung wohl niemals eine Zusammensetzung mit Wörtern obiger Art, die ihnen den Begriff der definiten Verba geben würden, — welcher Begriff aber nicht mit ihrer Bedeutung vereinbar ist, wenn man die hier dargestellten Eigenthümlichkeiten der definiten und indefiniten Verba erwägt. Sie bleiben daher immer indefinita Verba, und haben daher auch nur immer die Indefinitiform bei sich. — Die Mehrzahl der indefiniten Verba kann jedoch eine solche Zusammensetzung bekommen und dadurch in definite verwandelt werden. Mindesten man z. B. die indefiniten Verba: wöima, teggema, wima, toma, löma, lisjuma, - - so kann man durch Zusammensetzung mit Wörtern obiger Art aus ihnen definite Verba bilden, wie etwa: ãrra wöima, linni wöima, walnis teggema, lahti teggema, ãrra wima, talli wima, tappa toma, wiggasefs löma, mahha lisjuma, und dergl. So lange sie verba simplicia sind, steht bei ihnen die Indefinitiform, z. B. wettab leiba, teeb ratta, wiib obbost, toob wet, lööb lammas, lisub meest. Werden diese indefiniten Verba mit geeigneten Wörtern obiger Art zusammengesetzt, so entstehen definite Verba, zu denen man dann Accusativformen sagt, z. B. wötlab leiva ãrra, teeb ratta walnis, wiib obbose talli, toob wee ãrra, lööb lamba wiggasefs, lisub mehhe mahha.

Die Beschaffenheit der Objectform ist so sehr von der Eigenthümlichkeit des Verbums abhängig, daß selbst bei definiten Verben die Indefinitiform stehen kann, wenn, wie oben gezeigt, die Handlung erst ausgeführt werden soll, und auch dann, wenn nur (oder doch vorzüglich nur) auf die Beschäftigung des Subjects gesehen wird, ohne Berücksichtigung des Objects, mag dieses auch ganz bekannt sein. Für jenen Fall wurden oben schon Beispiele gegeben; — für diesen letzten Fall diene etwa Folgendes als Beispiel. Wenn ein Wirth, der ein einziges Pferd besäße, seinen Knecht fragte, was er zu einer bestimmten Zeit gehabt, so würde der Knecht in der Indefinitiform z. B. sagen: mina pañin obbost ette. Fragte aber

der Wirth, ob der Knecht mit dem Anspannen des Pferdes (also mit einer bestimmten Beschäftigung, durch welche ja auch das Object ein bestimmtes wird), bereits fertig geworden sei, — so wird der Knecht ohne Zweifel die Accusativform anwenden und z. B. antworten: *mīla pālin obbose ette.* —

Aus den bisherigen Bemerkungen über den Accusativ und den Indefinit wird wohl hervorgehen, daß es unrichtig wäre, wenn man glauben möchte, man habe bei dem Gebrauche der Objectformen nur darauf zu sehen, ob das Object ein mehr oder minder bestimmtes ist, — ohne dabei die Eigenhümlichkeit des regierenden Verbums zu berücksichtigen. Es blieben bei solcher Ansicht die unzähligen Fälle unerklärt, wo z. B. das Object ein ganz bestimmtes, allerseits bestimmtes ist, und wo dasselbe dennoch in der Indefinitiform steht und stehen muß, — wie das hier bereits angeführte Beispiel: *mīla armastan Zūnumalat*, beweist.

Ziegt mögen zuletzt noch einige Bemerkungen über das Partitive hier folgen.

---

**Das Partitive und der Indefinit (als Partitioform).**  
Das Partitive wird im Ostsischen immer nur durch den Indefinit ausgedrückt, der dann aber weder nominativisch noch accusativisch steht, — sondern, sowohl bei transitiven als intransitiven Verben, immer nur genitivisch oder ablativisch. Dafür scheinen mir, unter anderen, folgende Gründe zu sprechen.

Es liegt in dem Begriffe des Partitiven, daß es immer eine zwiesilche Beziehung habe, nämlich auf irgend eine Gesamtheit (Gattung, Stoff, Menge) und auf irgend einen zu dieser Gesamtheit gehörigen, bestimmten oder unbestimmten, positiv oder negativ ausgedrückten Theil. Beide (Gesamtheit und Theil) müssen nothwendig formell von einander unterschieden werden, — entweder durch Kasusformen, wie z. B. im Lateinischen, Russischen und Ostsischen, — oder durch Kasuszeichen mittels der Particivpartikel oder vielmehr der Partitivpräpositionen, wie im Französischen, Italienischen und Englischen, indem diese Sprachen keine Kasus durch Nominalflexion haben. In Sprachen, wo diese beiden Bezeichnungsweisen des Partitiven nicht statt finden, wird die Bezeichnung des Partitiven immer sehr mangelhaft und oft wohl auch fast unmöglich sein.

wie im Deutschen, wo die Flexion der Nomina sehr mangelhaft ist und deshalb auch nicht das Partitiv allgemein und durchgängig durch Kasusformen bezeichnet werden kann, — wo aber auch die Artikel keinen besonderen Partitivartikel, wie im Französischen haben, und wo überhaupt keine besondere Partitivocposition gebräuchlich ist. Bei der Bezeichnung des Partitiven werden im Deutschen die Artikel ganz weggelassen. Nun wäre es aber doch nothwendig, das Partitiv hier wenigstens durch Kasusformen zu bezeichnen, — so wie es andere Sprachen, welche Kasusformen mittels der Nominalflexion haben, thun, indem sie das Partitiv gewöhnlich durch den Genitiv (Gen. partitus) ausdrücken. Es sind aber im Deutschen die Substantiva weiblichen Geschlechts im Singular inflexibel, und beim Plural sind alle Substantiva im Nominativ, Genitiv und Accusativ immer gatt; gleichlautend. Wie soll hier nun das Partitive ausgedrückt werden? Man versuche dies zu thun, wenn man z. B. sagt: Hier ist ein Glas Milch, — oder: gib mir ein Glas Milch. Man wird hier nicht sagen können: ein Glas der oder einer Milch; — oder: ein Glas von der Milch oder von einer Milch; — oder: ein Glas von Milch. Noch fühlbarer wird hier der Formmangel und dadurch die Undeutlichkeit, wenn man das Wort: Glas, (d. h. die Bezeichnung des Theils der Gesamtheit) dabei ganz ausläßt; denn sind solche Bezeichnungen ausgelassen, so muß ich sie doch immer wenigstens hinzudenken, mag es auch etwas Bestimmtes oder Unbestimmtes sein; und ich muß dasselbe offenbar auch in einem anderen Kasusverhältniß mit vorstellen, als dasjenige Kasusverhältniß ist, in welchem der Stoffname: Milch, steht. Ich habe oder verlange ja nicht den ganzen vorhandenen Stoff, der deshalb ja auch nicht in seiner Gesamtheit mein Object sein kann, . . . sondern nur irgend einen bestimmten oder unbestimmten Theil des Stoffs oder der Gesamtheit, — welcher Theil dann offenbar allein mein Object ist und als solches im Accusativ steht. Der Stoff muß dann aber doch mit seinem Theile nicht in einem gleichen, sondern verschiedenen Kasus stehen, weil ja ihr Verhältniß zu einander durchaus ausgedrückt werden muß, und dieses hier nur durch Kasusformen auszudrücken ist, da Partitivartikel fehlen. Dieser verschiedene Kasus kann dann kein anderer sein, als der Genitiv, wegen des Verhältnißes des Stoffs zum Theil (Gen. part.), — aber auch der Ablativ, wegen des Begriffs der Trennung oder Absonderung, der in dem Partitiven

liegt. — Die mäonal. und sächl. Substantiva im Deutschen könnten zwar das Partitive beim Singular durch eine besondere Kasusendung (den Genitiv) ausdrücken. In früherer Zeit geschah dies auch fast allgemein; so heißt es z. B. bei Luther: ein Becher kalten Wassers; — ein wenig Weins; — wer des Wassers trinkt; — des Brots nicht satt haben; — des Brots mangelt; — Brots genug, die Fülle haben; — er gibt seines Brots den Armen; — weh das Herz voll ist, daß geht der Mund über; — u. s. w. In späterer Zeit hat man aber immer mehr solche Bezeichnungen des Partitiven ganz ausgelassen, so daß wie dies jetzt nur noch bei wenigen Wörtern in Gebrauch sindet, z. B. ein Stück Beiges, ein Morgen Landes, ein Garten voll schöner Bäume. Man unterließ dies nach und nach immer mehr wohl wegen des erwähnten Mangels in der Flexion, — und jetzt bezeichnet man das Partitive, mit jenen geringen Ausnahmen, gewöhnlich gar nicht mehr durch Kasusformen, — aber auch nicht durch besondere Partitivartikel, da man solche nicht hat. Und so stehen denn jetzt die deutschen partitiven Wörter (mit Ausnahme der Numerusflexion, jedoch nicht immer) wie indeclinabilia da, bei denen aus ihrer Form Niemand sagen oder erkennen kann, in welchem Kasus sie eigentlich stehen, wenn nicht der Begriff des Partitiven ihnen ihr Kasusverhältniß nothwendig anwiele. Zu sagen, daß neben der Bezeichnung des Theils, die Gesamtheit (das eigentliche Partitive) in gar keinem Kasus, d. h. zu dem Theile in keinem Verhältniß, stehe, sondern nur im Allgemeinen ein "Ding" bezeichne, — mögte wohl eher für einen Versuch zur Entschuldigung eines solchen Mangels in der Sprache, als für eine getügnde Rechtfertigung angesehen werden können\*).

Es kann daher die heutige deutsche Sprache, ungedacht ihrer übrigen bekannten großen Vorteile, doch wohl dieses Mangels wegen nicht gerichtet sein, bei der Untersuchung eines solchen Gegenstandes zur Erläuterung oder zum Beweise zu dienen. Halten wir uns also hierbei nur an solche Sprachen, welche das Partitive durch Partitivocasus oder durch Partitivpräpositionen genauer bezeichnen. Die griechische, lateinische, russische und estnische Sprache gehören zu denen, die dies durch solche Kasusformen thun. Sie bedienen sich dabei (mit Ausnahme der estnischen Sprache) des Genitivs; im Lateinischen

\* ) Vgl. Grimm. Deutsche Gramm. 25. IV. S. 631 u. S. 721 ff.

wird jedoch, aber nur selten, auch der Ablativ dazu benutzt. Im Griechischen wird niemals der Genitiv, sondern immer nur der Indefinit (und auf eine sehr consequence, viel ausgedehntere Weise) zur Bezeichnung des Partitiven angewendet, — der aber dann, wie schon bemerkt, weder nominativisch noch accusativisch, sondern nur genitivisch oder ablativisch steht. Vergleichende Beispiele aus diesen verschiedenen Sprachen könnten hier viel zur Erläuterung und zum Beweise beitragen; es sei mir daher erlaubt, hier einige solcher Beispiele anzuführen. Aus dem Griechischen: *μετας ἔλειπον* (lost), — *ἄλις ἔχει χρυσον* (fulta), — *πάνω θύματος* (wet), — *δει ποι δέργον* (leiba), — *μετεστὶ ποι των πουντατών*, — *ἔδωκα τοι των χρυσατών*, — *ἴσθια κρεων* (lippa, Indefinit). Aus dem Lateinischen: *multi hominum* (isimeti), — *satis temporis* (nega), — *parum frumenti, auri, argenti* (wilia, fulda, obbedat), — *tantum spei* (lotuit), — *modius hordei, euenae* (odre, laetu), — *centum viginti pedum* (salga). Aus dem Russischen: *у него много ханты* (ramatuid), — *Фунт хлеба* (leiba), — *дай мне хлеба* (leiba), — *саженъ дровъ* (ruvid), — *три человека* (isimeti), — *пять лошадей* (obbos), — *выпей воды* (wet), — *ихъ не было дома* (neid ei olle fotdo), — *больше меня* (surem mind), — u. s. w.

Zu solchen Sprachen, die das Partitive nicht durch Kasusformen, sondern durch Partitivartikel oder vielmehr Partitivvorpositionen ausdrücken, gehört die italienische, englische und französische. Im Italienischen bedient man sich dazu der Präposition *di*, — z. B. *un piatto di pesci* (fallu), — *pezzo di pane* (leiba). Im Englischen ist hierbei die Präposition *of* im Gebrauch, z. B. *a pair of shoes, stockings, gloves* (üfs paar singi, fuske, lindib), — *a peck of oats* (üfs mat laetu), — *a pot of beer* (öllut), — *an ell of cloth* (sallewit). Im Französischen hat man die bekannten Partitivartikel *de*, *du*, *de la*, *de l'* und *des*. Der erste derselben ist nichts weiter als die Präposition *de*; und die übrigen sind bekanntlich aus der Zusammensetzung dieser Präposition mit dem Artikel *le*, *la*, *les* entstanden. Hieraus ergiebt sich, daß die so sehr oft im Französischen vorkommenden Bezeichnungen des Partitiven unmöglich etwa nominativisch oder accusativisch stehen, sondern ablativisch; — denn die Präposition *de* bezeichnet das Ablativische. Nächst der estnischen Sprache bezeichnet die französische

wohl am häufigsten und consequenter das Partitive; — und es möchten wohl im Grunde nicht viele Fälle auftreten sein, wo im Französischen die Partitivartikel ständen und wo im Estnischen nicht die ihnen ganz in dieser Hinsicht entsprechende Indefinitivform gebraucht würde. Es sei deshalb erlaubt, aus dem Französischen einige Beispiele mehr anzuführen: *il est des gens* (*on rahvast*), — *il vient des hommes* (*stulleb inimesi*), — *il tombe de la neige, de la grêle* (*soab lund, räbhet*), — *il fait des éclairs* (*wäällu lõob*), — *nous aurons de la pluie* (*meie same vähma*), — *donnez-moi du papier, de plumes* (*spaberbit, sulgi*), — *j'ai vu des hommes* (*inimesi*), — *il y a du lait, de l'eau* (*pima, wet*), — *il n'y a point de plumes* (*sulgi*), — *a-t-il du vin, de la bière* (*wine, öllut*), — *ont-ils des enfants* (*lapsi*), — *il me faut de pain* (*mul on leiba vaja*), — *il me manque du lait* (*mul pudub pima*), — *une douzaine de gants, de bas* (*lindib, susse*), — *un morceau de pain* (*tüf leiba*), — *j'ai plus des livres* (*raamatuid*), — *que lui*, — *il a assez d'amis* (*sõbru*), u. s. w.

Ich habe hier Beispiele gewählt, wo die estnische Indefinitivform im Singul. nicht mit dem Genitiv oder Rominativ gleichlautend ist, wie in *rahva*, *rahve*, *sõnia*, sc., — und wo sowohl transitiv als intratitiv Verba vorkommen, und auch Fragen und Negationen. Man wird in diesen und dergl. Beispielen nirgends finden, daß das Partitive im Rominativ oder Accusativ stände, — oder auch nominativisch oder accusativisch genommen werden könnte; es steht vielmehr in den Sprachen mit Nominalflexion im Genitiv, in denen mit Partitivpräpositionen aber ablativisch. Daß eine dieser Sprachen hierin weniger bestimmt und consequenter ist als eine andere, kann nur für einen Mangel, aber nicht für eine Rechtfertigung zur Abweichung gelten. Wo die anderen Sprachen in den gegebenen Beispielen das Partitive auf obige Weise bezeichnen, da bezeichnet die estnische Sprache dasselbe immer durch den Indefinitiv; ja sie thut dies, wie schon bemerkt, noch viel öfter und consequenter. Was man nun in anderen Sprachen zugestellt und zugestehen muß, wird man demnach nothwendig auch der estnischen Sprache zugestehen müssen, — nämlich daß ihr Indefinitiv, bei der Bezeichnung des Partitiven, nicht nominativisch oder accusativisch, sondern genitivisch oder ablativisch steht. Wenn es „unmethodisch“ genannt wird, da ja biere bald Rominativ, bald Genitiv, bald Accusativ zu nennen,

während es von Hause aus ablativisch sei, — warum soll denn im Estnischen sonst für einen Nominativ oder Accusativ gehalten, oder nominativisch oder accusativisch genommen werden? warum soll es nicht ebenfalls, wenn nicht genitivisch, so doch ablativisch stehen? Es ist wohl nicht daran zu zweifeln, — der Indefinitiv steht ganz gewiß als Partitivform immer ohne Ausnahme, genitivisch oder ablativisch; denn er steht nur als Form des indefiniten Subiects nominativisch, und als Form des indefiniten Objects accusativisch. Bei diesem dreifachen Gebrauche des Indefinitivs muß immer eine genaue Unterscheidung beobachtet werden.

## II.

### Gebildete und ungebildete Sprachen.

Von Dr. Hansen.

Eine sehr allgemeine Aufgabe, aber den Verhandlungen unserer Gesellschaft nicht fremd oder gleichgültig. Danach bestimmt sich von selbst das Maß ihrer Behandlung.

Unter ungebildeten Sprachen verstehe ich solche, welche kein selbstständiges oder durch Inhalt und Form bedeutendes Schriftthum aufzuweisen haben. Eine solche ist unter unzähligen die estnische. Wer nicht gerade Sprachforscher ist, ich meine, wer nicht die Sprache um ihrer selbst willen zu erkennen sucht, also selbst die Mehrzahl der klassischen Philologen, bringt über solche Ansichten mit, denen hier in der Kürze entgegenzutreten um so billiger ist, da noch ganz neulich über eine wichtige Frage der estnischen Grammatik von einem mit allem Rechte hochverehrten Gelehrten unserer Provinzen folgendermaßen geurtheilt wurde: „Diese neuenen Bearbeiter haben einen Sprachlehrbau aufgeführt, der so verwinkelt und lästiglich ist, daß er bei dem einfachen Bildungsstande des Esten, wie mir scheint, schwerlich der richtige sein kann.“

Veranlaßt mag die Bemerkung sein durch den Mangel an Uebersichtlichkeit, welcher den dort angeführten zwölf Beugungsfällen Maßnahm's zur Last fällt, welcher gegenüber in der That Fahlmann's vorzügliche Zusammenstellung unbedingt eine glückliche zu nennen ist. Über an der Sache ändert das nichts. Zwölf Beugungsfälle bleiben zwölf Beugungsfälle und es ist die Frage, ob nicht die verständnisvige Ordnung, in welcher sie bei Fahlmann so klar hervortreten, daß man sie auf den ersten Blick übersichtlich festhält, dem einfachen Bildungsstande des Esten noch schwerer anzumuthen ist, als jene verwinkelte und künstliche.

Denn der Gedanke, daß ein Volk auf niederer Stufe der Bildung gleich dem Kind sich möglichst einfach ohne viele Endungen, Beugungen und dgl. ausdrücke, liegt dem unbefangenen Sinne so nahe, daß er weiter keiner Herleitung bedarf.

Werktümlich aber, in welchem Maße die Kenntniß der Sprachen selbst diesem unbefangenen Urtheile widerspricht.

Nehmen wir einmal Sprachen von Völkeren, wie die Keltschen, Turken, Grönländer, die alle ungebildet sind, so sehen wir ihre Sprachen in einer Weise ausgebildet, von welcher wir von vorn herein gar keine Vorstellung haben. Diese Mannigfaltigkeit der Umbildungen des Zeitwortes durch Subjektiv- und Präteritiv-, Passiv-, Factiv-, Reciprocus u. s. Formen, durch Modi, Participia, Gerundia; dieser grausartige Periodenbau ist wahrlich weit ab von dem, was wir einfachen Bildungsstand nennen; unsere gebildeten Völker reden diesen ungebildeten gegenüber eine sehr einfache Sprache.

Betrachten wir zweitens eine Sprache, die wir in ihrer Geschichte verfolgen könnten, etwa die lateinische und die deutsche. In welchem Zeitauctio zeigen sie sich am reichsten in Formen, in dem ältesten oder in dem jüngsten? Aus dem Lateinischen hat sich die Reihe der romanischen Sprachen gebildet. Welche von ihnen hat überhaupt noch eine nennenswerthe Kasusbildung? Wo bildet man noch die Vergleichungsfälle? Meichter hat sich das Zeitwort erhalten, doch ist das Passivum verloren und wie manchen Verlust der Sprache deckt namentlich im Französischen die Schrift? Ja, im Griechischen sind die Kasus zur Bezeichnung der Ortsbeziehungen so gut wie verloren, im Lateinischen nur noch als Träume vorhanden; in den Städtenamen und domus, humus, eas, mare und wenigen anderen.

Das Ergebniß ist also einfach: im Fortschritte der Bildung eines Volkes, — oder der Zeit überhaupt? — wird eine Sprache an Bildung ärmer; innerliche Beugung wird äußerliche, entweder noch an dem Worte, wie noch in unseren Tagen frag zu fragte wird, oder in besonderen sog. Hilfs- oder Formwörtern, wie Präpositionen statt der Kasus, Conjunctionen statt der Gerundia u. s. w., Verben und Hilfsverben statt bestimmter Umbildungen der Verbalsformen. Alles wird im Laufe der Entwicklung regelmäig: die sogenannten starken Verba werden schwach; Bildungen, wie frango, fregi, fractum, sind in allen romanischen Sprachen ausgegangen, und statt der Kasus erscheint der nackte Stamm, statt pons pontis u. s. w. pont mit einer Präposition. Es ist als ob die älteren Bildungen der fortschreitenden Entwicklung des Geistes zu fein, zu natürlich seien; in seinem Gange zur Abstraction kommt er auch dahin, die Grundlage, den Stamm jeder Veränderung zu entziehen und daneben dann gleichsam die Grundstoffe der Begriffsveränderungen abzusondern und für sich hinzustellen.

Schon aus diesem ergiebt sich, daß die Erscheinung nicht vereinzelt besteht. Nur müssen wir von der immer sich aufdrängenden Vorstellung abgehen, daß ein Volk einfacher oder niederer Bildung einem Kinde gleiche oder ähnlich sei. Die Hirten- und Jägervölker im Ganzen, und die letzteren mehr noch, obgleich weniger gebildet als die ersten, zeichnen sich vor den angehobenen durch große Schärfe des Gehörs, Gesichtes, Geruches und Schnelligkeit der Füße aus. Was haben wir dafür? Einmal eine Anwendung dieser Sinne und Thätigkeiten auf Fleineres und Geistigeres; und dann für das Auge Brillen und Fernrohre, während Dampfwagen den schnellsten und beharrlichsten Läufer weit mehr als ersezten. Das sind die Präpositionen und Conjunctionen, das die Hilfswörter der neueren Sprachen, und wie das gesamme Völkerleben an jenen äußeren Mitteln, so werden die Sprachen immer reicher an diesen.

Noch haben wir eine Menge von Sprachen mit jenerer intellektueller Bildung. Das sind die eigentlich lebenden, die jugendlichen Sprachen, denen gegenüber viele der sog. lebenden, wie Französisch, Italienisch für tott zu achten sind, einmal wegen jener ganz äußerlichen, gleichsam anorganischen Bildungsweise und zweitens, weil die Bedeutung der meisten Wörter erst jenseit ihrer selbst zu finden ist, namentlich im Lateinischen.

Zu den lebendigen Sprachen aber gehören in beiden Rücksichten die Finnischen und unter ihnen das Estnische. In ihnen finden wir noch jenen Reichtum unmittelbarer Bildung vom Stämme heraus im Zeitworte so gut wie im Kennworte. Von dem letzteren handelte es sich hier. Mögen bei anderen Sprachen Localisten und Kaufmännern mit eben so vielem Rechte einander entgegenstehen, wie Vulkanisten und Neptunisten in der Geologie, denn eines schickt sich nicht für Alle, aber im Finnischen ist dieses Eine Grundverhältniß mit solcher Entscheidenshätlichkeit durchgeführt und durch Fühmann und andere neuesten Grammatiker so klar erkannt und hingestellt, daß jeder Zweifel schweigen muß. Was sind die drei zum Theil verkümmerten lateinischen Kasus der Städtenamen, der eine des Sanskrit und des Griechischen, wenn in schönster Ordnung hier zweimal drei, zur Bezeichnung des inneren und äusseren Ortes, je nach den Richtungen in merkwürdiger Gleichbildung der entsprechenden ihnen gegenüber treten? Ja auch die dritten Trällinge schlagen hier der Bedeutung nach zum Theil noch ein, leiten aber zugleich in eine geistigere Reihe hinein: der Faccitivus, auf die Frage *wozu* (etwas machen)? entspricht der örtlichen Frage *wohin*, der Instrumentalis dem *wo*; aber an die Stelle des *worans*, welches der dritten Frage entsprechen würde, tritt ein Privativus, die Frage *ohne was*. Und wenn unsere drei Fälle, Genitiv, Dativ und Accusativ, ebenfalls noch den drei Fragen *woher*, *wo* und *wohin* entsprechen, so hat das Estnische hier ebenfalls eine Lücke, indem zu dem *woher* und *wohin*, das *wo*, d. h. zum Genitiv und Accusativ der reine Dativ fehlt und aus den Localcasus ersehen werden muß, wie im Gesetzlichen der Dativ auch für den Instrumental dient, für dessen Ausdruck im Lateinischen sich der Ablativ gehalten hat.

Ungeachtet dieser Lücken glaube ich kann, daß irgend eine Sprache ein so durchgebildetes Fachwerk von Beugungsfällen des Kennwortes aufzuweisen hat. Das ist auch ein Bildungszeichen, aber eines, welches eben nur bei einfacher Bildungsstufe eines Volkes, in sogenannten ungebildeten Sprachen gefunden wird. Ist denn nicht diese Ordnung, streng von der sinnlichen Wahrnehmung ausgehend, eben so einfach wie verständig?

### III.

## Sind die Wörter Jumal und Dorpat phönizischen Ursprungs?

Von Dr. Hansen.

Rennerkungs ist die Ansicht wieder aufgestellt, daß die Phönizier mit unseren Küsten in unmittelbarem lebhaftem Verfahre zu Schiffen gewesen seien. Beweisen läßt es sich doch immer noch nicht. Im Gefolge dieser Ansicht ist nun auch gesagt worden, die Namen Jumal Gott und Tarbat, Tarbet, ältere Form für Dorpat, seien phönizischen Ursprungs; denn aus dem Bereiche der finnischen Sprachen sind sie in der That noch nicht erklärt worden; jumal sei eigentlich jóm - él, Tagess Gott, Tarbat sei Tar - bat, d. i. Tar's Haus; denn jóm ist Tag, él Gott, Tar oder Tara Name eines estnischen Gottes und hebräisch bajit, arabisch bait, ein Haus. Was sei also einzurichten gegen obige Zusammenstellung?

Lassen wir feinere Bedenkschäften bei Seite.

Die Sprache der Phönizier, von der wir verhältnismäßig wenige Reste haben, gehört mit der arabischen und hebräischen zu der Familie, welche man nach dem Sohne Noachs die semitische nennt. Diese Sprachen, in Beziehung auf Zusammensetzung von Wörtern sehr beschränkt, haben für die Zusammensetzung von Hauptwörtern nur eine Weise, man heißt sie den *status constructus*. Die Bildung dieses *status constructus* weicht von unserer Art, zwei Hauptwörter zu verbinden, völlig ab: wie sagen Hausknecht, Gotteshaus u. s. w., wobei das erste Glied im Genitiv steht, wo nicht der Form, doch der Bedeutung nach; in allen semitischen Sprachen, also auch in der phönizischen ist das umgekehrt. Der Semit kennt nicht die Verbindung Hausknecht und Gotteshaus, sondern nur Knecht Hauses und Haus Gottes, bei welcher das erste Wort, das im Nominaliv stehende, des Tones wegen, möglichst verkürzt wird, z. B. im Hebräischen bajit בַּיִת Haus wird bét בֵּת. Beispiele sind in biblischen Ortsnamen allgemein bekannt. Bethel, Bethlehem, Betsemeel (genauer Béth - él, Béth - léhem, Béth - schémesch)

sind nichts Anderes als Gotteshaus, Brodhaus, Sonnenhaus, nur im Semitischen in der anderen Folge; Haus Gottes, Haus Brodes, Haus (der) Sonne (**לְאֵת שָׁמֶן בֵּית לְחֵם בֵּית**), denn Bēt (stat. constr.) heißt Haus, El Gott, lēchem Brod, schiemesch Sonne. Dagegen würde **בֵּית אֱלֹהִים בֵּית לְחֵם בֵּית בָּנִים** el-bājt heißen Gott Hauses (Hausgott), u. s. m. Fragen wie also: wie wurde im Semitischen, resp. Phönizischen, Tagsgott und Tar's Haus heißen, so ist nur die Zusammenfügung el-jom **בֵּית לְחֵם** und Bēt-Tar, **בֵּית בָּנִים** möglich; jom-el dagegen heißt Tag Gottes, Gottestag und Tar-bat Tar-Hauses, Haustar.

Wissenschaftlich also sind diese Wörterklärungen unzulässig, weil sie dem Gesetze der Sprachen, aus welchen sie genommen sind, völlig widerstreiten; damit vernichten sie sich selbst. Als gute Übungsfälle mögen sie ihren Werth haben und auch noch Anschüchte finden.

---

## IV

# Guilielmus Buccius und Ambrosius Weltherus, zwei der ältesten estnischen Schriftsteller.

Vom Collegienrath Santo.

---

In der kurzen Geschichte der estnischen Literatur, welche aus dem Nachlaß des Herrn Seminar-Jurkertors Zürgensou in den Verhandlungen der gelehrten estnischen Gesellschaft (Band 1, Heft 2, S. 45 ff.) abgedruckt worden ist, wird erwähnt, daß im Jahre 1591 Johann Ambrosius Weltherus, ein Jesuit von Eisenach, der sich als Missionär in Livland aufgehalten, estnische Schriften für Prediger herausgegeben haben soll. — Da diese Schriften, nach den von Hrn. Zürgensou gegebenen Notizen, jedenfalls zu den ältesten gehören, die in estnischer Sprache gedruckt worden sind, indem als ein älteres

Buch, nur noch eine Uebersetzung des kleinen Lutherschen Katechismus, von Franz Witte, estn. Prediger zu Dorpat, erwähnt wird, dürfte es vielleicht nicht unangemessen erscheinen, wenn ich es wage der verehrten Gesellschaft eine etwas ausführlichere Mittheilung über die Person und Lebensumstände dieses Ambrosius Weltherus vorzulegen, welcher einer der ersten Deutschen war, die es versuchten sich der hiesigen Landessprache zu didaktischen Zwecken zu bedienen. — Entnommen ist diese Mittheilung einem in unseren Gegenden vielleicht nur selten vorkommendem Werke: nämlich der *Bibliotheca scriptorum societatis Jesu*, von Philippus Negambe, Antwerpen 1643, aus welchem ich den unsrigen Autor betreffenden Artikel in möglichst treuer Uebersetzung wiedergebe.

Ambrosius Weltherus, nach seinem Kloster-Namen Johannes Ambrosius, von Geburt ein Deutscher, kam ums Jahr 1582 aus Oberdeutschland nach Livland, und zwar in den Theil des Landes, der auch Estland genannt wird, und wirkte dort mit solchem Eifer für die Aufrethaltung und weitere Verbreitung des wahren Glaubens, und mit solchem Erfolge an den Seelen der Eingebornen, daß er unvergängbare Spuren (*aeterna vestigia*) seiner kräftigen Wirksamkeit bei jenem Volle zurückgelassen hat. — Sobald er nur mit der größten Anstrengung die überaus schwere Sprache jener Gegend erlernt hatte, ließ er es sich vor Allem und mit allen Kräften angelegen sein, jenen Völkerschaften, welche noch gänzlich in Barbarei versunken, einer vollständigen Unwissenheit in göttlichen Dingen anheim gegeben waren, die Lehren göttlicher Weisheit in öffentlicher und besondret Belehrung beizubringen. — Als er nun 18 Jahre unermüdlich in diesen Beschäftigungen zugebracht hatte, empfing er von Gott den Kohn, daß er als ein Bekenner Christi in die Hände der Feinde fiel. — Denn am 5. Januar des Jahres 1601 eroberte der Herzog Carl v. Südermaniland, Oheim des Königs Sigismund von Polen, der, nachdem er Schweden auf höchst unrechtmäßige Weise an sich gerissen, nun auch Livland mit Wassergewalt angriff, die Stadt Dorpat durch Verrat. Damals hielten sich dort sieben Bäter von unsrem Orden auf und unter ihnen auch unser Ambrosius; diese ließ Herzog Carl zu sich rufen, empfing sie zuerst mit Schmähungen und Schimpfworten, stieß dann die ärtesten Lästerungen gegen die katholische Lehre und gegen den Stellvertreter Christi aus, und übergab sie endlich, nachdem er sie aller ihrer Habe und aller heiligen Geräthe beraubt

hatte, einem aus seinem Gefolge, Namens Christophorus Sommer, welcher die schändlichsten Verstümmelungen gegen die Unschuldigen begte. — Dieser sperrte sie, nach vielen andern Misshandlungen, alle zusammen in ein enges Gefängniß und ließ sie dort ohne Bächer, Kleider und Betten liegen, ja er würde sie ohne Speise und Trank haben verschmachten lassen, wenn ihnen Gott nicht durch einen russischen Diener dieses Sommer hülfe gesendet hätte, und endlich gab er sie der Ver-  
spottung Aller preis, die ihnen durch Geberden und Schnüchreden reichlich zu Theil ward. — Nachdem sie sechs Monate lang so hart behandelt worden waren, wurden sie nach Revel abgeliefert, auf Wagen von Ochsen gezogen und die Hände auf den Rücken gebunden. Von dort wurden sie in einem gebrechlichen Fahrzeuge nach Finnland und endlich nach Stockholm, der Hauptstadt des schwedischen Reiches, übergeschifft. In ein enges Gefahrtum gebracht, erduldeten sie unsagliche Leiden, und endlich wurden durch eine Krankheit, welche durch den pestizidischen Geruch ihres Gefängnisses entstanden war, vier von ihnen hingerafft. Die drei übrigen und unter ihnen auch unser Ambrosius, bemühten sich nun, theils auf irgend eine Weise ihr Leben zu fristen, theils ihre Kerkermeister milder zu stimmen. — So verfah der eine die Geschäfte eines Kochs, der andre war als Leherer thätig, indem er die Kinder des Kerkermeisters im schwedischen Lesen und Schreiben unterwies, und volle zwei Jahre lang bei diesen Bemühungen auskorrekte. — Ambrosius aber beschäftigte sich in dieser großen Drangsal in der sie an allem Nöthigen Mangel litten, damit, die abgetragenen und zerrissenen Kleider wieder zusammenzuflicken, die nöthigen Schuhe zu nähen, und so nach Kräften ihre Blöße zu decken, und suchte im Urbrigen seinen Gefährten in ihrer Betrübnis Trost zuzusprechen. Er bemühte sich auch die harte und unmenschliche Behandlung von Seiten der Leher durch seine Kürksamkeit zu mildern, und es gelang ihm, die feindselige Stimmung derselben, theils durch mancherlei andre Dienstleistungen, besonders aber durch Herstellung von Sonnen-Uhren, in eine freundlichere gegen sich und seine Ge- fährten zu verwandeln.

Unterdesh waren Unterhandlungen über die Auswechselung der Gefangenen angeknüpft worden, und unsre Leidenden wurden zwar gefestigt, aber durch die Hoffnung auf die nahe Freiheit gestärkt, in die schwedische Stadt Galmor gebracht. Sene Unterhandlungen aber verschlügen sich und die Potras wurden nun wieder nach Götefontane

zurückgeführt und wurden dort gezwungen sechs Monate lang Tag und Nacht eiserne, 16 Pfund schwere Kronen zu tragen, die von beiden Seiten mit sehr hohen eisernen Hörnern versehen waren. Nachdem sie nun den manigfältigsten Leiden preisgegeben gewesen und fünf Jahre lang Hunger und Kälte, Regengüsse und Schneegestörm, und alle möglichen Unbillden der Witterung und der Meeresstürme erduldet hatten, wurden sie endlich im September 1605 durch Rauschwechselung in Freiheit gesetzt. — Ambrosius wurde von seinen Vorgesetzten nach Braunsberg in Preußen geschickt, aber obgleich er von den erduldeten Leiden fast ausgerieben und schon hinfälligen Alters war, verwendete er doch den größten Theil des Tages zum Heile der Seelen, durch fleißiges Beichthören und Katechisten; und die Ruhestunden die ihm verblieben, wendete er zur Betrachtung göttlicher Dinge und zur Sorge für seine eigene Seele an. — Weil ihm aber dieser Wirkungskreis zu eng für seinen Eifer zu sein schien, bat er seine Vorgesetzten flehentlich, ihm zu erlauben, daß er die noch etwa übriggebliebenen Gläubigen des durch einen 10jährigen Krieg heimgesuchten estnischen Volkes wieder aufsuchen und die früheren Liebespflichten an ihnen üben dürfe. — Gott aber hatte es anders mit ihm beschlossen, und rief seinen treuen Knecht, als er eben ganz mit jenem christlichen Vorhaben beschäftigt war, zum Empfangen seines Sohnes ab. Er starb zu Braunsberg im Jahre 1610. Und um nun nicht nur so lange er lebte, sondern um auch noch seinem Tode noch, soweit als möglich, dem estnischen Volke nützlich zu sein, und um seinen Nachfolgern die mühselige Arbeit auf dem ungerührten Acker zu erleichtern, übersetzte er einige geistliche Schriften (*pios aliquot libellos*) zum Gebrauch für Prediger und Beichtväter in die estnische Sprache, welche wegen ihrer armen und rohen Ausdrucksweise (*ob genus minutum et fractum*) die schwerste Sprache jener Gegend ist. — Diese Bücher sind noch in Livland in Gebrauch.

---

Dies sind mit Allegambe's eigenen Worten die höheren Lebensumstände des Paters Ambrosius Weltherus, den Herr Inspector Jürgenson als einen der frühesten Schriftsteller estnischer Sprache umhaft macht. Da er nach diesen Nachrichten schon 1582 nach Livland gekommen sein soll, als König Stephan Bathori, aus Dankbarkeit für den durch Possewitz vernichteten Frieden zu Capoie, in welchen

er den Besitz von Livland behauptete, dieses Land mit der Einführung der Jesuiten beschönkte; so ist es nicht unwahrscheinlich, daß unser ehrwürdiger Vater zu demjenigen Convente gehört hat, der aus dem Sungfern-Kloster zu Dorpat ein Collegium und eine Schule machte, und nebeher auch die Familie von Tüddmen aus dem Besitze des Schlosses Ringen verdrängte. — Wir müssen es natürlich finden, daß der jesuítische Biograph, der einen Folianten als Panegyrikus seines Ordens zusammenschrieb, die Beziehungen jener Zeit eben mit seinen Augen ansah und unter dem Eiser für die Verbreitung des rechten Glaubens (*orthodoxae religionis*) eben nur den Eiser versteht und röhmt, der seiner Kirche eine möglichst große Anzahl von Beliebtern zuführte, während er es uns freilich auch nicht verargen kann, daß wie dem Urtheile in Gadebusch's Jahrbüchern bestimmen, wonach die *instillatio coelestis doctrinae*, mit welcher der gute Vater Ambrosius nebst seinen Genossen so unermüdlich beschäftigt war, nur eine Unterweisung im Überglauhen gewesen ist, bei welcher die Leute eben so unvissend und roh blieben, als sie von diesen Conventen Fischen vorgefunden wurden. — So viel geht aus Alegambe's Nachrichten mit Gewißheit hervor, daß Ambrosius Welthee hier in unsrer Stadt Dorpat gelehrt und vielleicht in denselben Räumen die *lingua aliquin perditissimum summo labore erlernt* hat, in denen etwa heute noch die Glieder unsrer Gesellschaft sich mit der Erforschung dieser Sprache beschäftigen; daß er in denselben Straßen seine Bekleidungsgeschäfte trieb, die wir heute durchschreiten. — Wenn uns in einem Dorpatschen Rathäprotokolle von 1588 erzählt wird, daß der Rathsherr Lindhorst von den Jesuiten sehr hart verklagt worden sei, weil er einen derselben, der den evangelischen Prediger, Christian Schaffer, während des Gottesdienstes störte, einen Landläufer genannt habe; wenn eine Jesuiten-Deputation von 3 Patribus, von denen nur der Vorführer, Heinrich von Effen, genannt wird, auf horre Bestrafung des Lindhorst drog und dessen Schmähwort gegen den übermütigen Koppolit in ein Majestätsverbrechen, d. h. in eine Verlegung des dem Könige von Polen geschworenen Eides umstempeln wollte; wenn die Herren Mönche dem ordentlichen Rechtsverfahren auf alle Weise auszuweichen suchten und sich lieber häuteten sie begünstigenden Starosten stellten, so steht es unsrer Phantasie völlig frei, uns hierbei auch den Vater Ambrosius *summo labore et studio betheiliget* zu denken, und jedenfalls lernen wir

daraus, daß es stets sehr gefährlich gewesen ist, einem solchen studio religionis orthodoxae vel tuendae vel propagandae in den Weg zu treten.

Auch von dem fructus der jesuitischen Uebeiten giebt das alte Rathsprotokoll mehrere interessante Proben, in dem es einen Aufzug erwähnt, welchen die Jesuiten-Schüler am 3. Brachmonates des Jahres 1590 sich erlaubten, im Jahre 1591 die Beschwerden namhaft macht, welche die Stadt gegen die Jesuiten erheben mußten, im Jahre 1594 erzählt, wie der estnische Prediger, Aend v. Gusen, sich bei dem Rathe beklagte, daß etliche Jesuiten-Knaben sich in der Kapelle des Gasthauses außerhalb der Stadt unhöflich verhalten und den Tisch, worauf er das Abendmahl des Herren zu halten pflege, verunreinigt hätten, welches den Rathe bewog, den Secretair Salomon Unbereit zu den Jesuiten zu senden und um Abstrafung dieser Bußen zu bitten. — Indes gehörte das, was dieselben gethan hatten, wenigstens nicht zu den aeternis vestigiis virtutis, welche unser Vater, wie Allegambe sagt, apud illam gentem impresserit, sondern sind mit der Kapelle selbst verschwunden, deren Lage vielleicht nicht einmal mehr ausgemittelt werden kann. — Auch 1596 verübt die Jesuiten-Schüler abermals einen argen Aufzug an dem Hause des Bürgermeisters Schinkel, warfen ihm die Fenster ein, und benahmen sich ganz so, als seien sie bereits ein paar Jahrhunderte ihret Bestes vorausgeschritten.

Wenn Allegambe die Einnahme von Dorpat durch den Herzog Carl von Südermanntland auf den 5. Januar 1601 ansiegt, so wird diese Angabe durch eine Notiz im Rathsprotokoll dahin bestimmt, daß der Einzug des Herzogs am 6. Januar 1601 Nachmittags um 1 Uhr erfolgte, welcher Zug damals dem 27. December 1600 a. St. entsprach. — Werrath bei dieser Übergabe wird allerdings auch von Dalin einem der drei damaligen Kommandanten der Stadt, nämlich dem Rittmeister Hermann Wrangel von Ellistfer Schuld gegeben; die Bürger indes hatten keinen weiteren Theil an diesem Werrathe, als daß sie sich, vergebens auf diermal erbetteten Gutszäck ihrer bedrängten Stadt hoffend, außer Stande erachteten, dieselbe länger verteidigen zu können und in die Übergabe willigten, durch die sie von den Belästigungen des polnischen Kriegsvolkes befreit wurden.

Es wird in dem öfter angeführten Rathsprotokolle ausdrücklich gerühmt, daß der Herzog gegen die deutsche Bürgerschaft sich ungemein

gnädig bezeigt habe; — daß er die Herren Jesuiten etwas hart angelassen (*stomachabvnde insectos est*), kann uns nicht bestreiten, wenn wir den Einfluß bedenken, den sie auf seinen Neffen Sigismund ausübten, und wenn wir beachten, daß er in seinem Kriege gegen diesen als ein Vertheidiger des Glaubens aufrat, dem sein Vater den Weg in Schweden gebahnt hatte und dem sein Bruder eben nur durch jesuitische List entfernt worden war.

Es wurde den Dorptischen Jesuiten übrigens nicht nur die *sacra suppellex*, sondern auch die Marienkirche abgenommen und damals zum deutschen, die Johannis Kirche aber zum undeutschen Gottesdienste bestimmt.

Den Christoph Sommer finde ich sonst nirgends erwähnt, vielleicht war er nur ein unbekannter Unterbramter und daß in deren Händen die höheren Ortes angeordneten Maßregeln nicht selten in vexationes sich umwandeln, ist zu bekannt, als daß wir uns über die Leiden der gefangenen Patres sonderlich wundern dürften. — Es lag im Geiste der damaligen Zeit und in der feindseligen Stellung der einander bekämpfenden Kirchen, daß man im protestantischen Norden an der *militia ecclesiae Romanae* Repressalien für die im Westen Europa's verbrannten Feuer ausübe. — Wir haben also keine Ursache, die Schilderung von den Leiden der gefangenen Jesuiten für übertrieben zu halten; es mag ihnen wohl wirklich recht hämmerlich ergangen sein und damals, wo noch keine Vereine für die Verbesserung der Lage der Strafgefangenen bestanden, kann es leicht genug vorkommen sein, daß die Hölste derselben an der Beschaffenheit der Gefängnisse starb. — Einen dieser Verstorbenen, also auch einen ehemaligen Dorptischen Jesuiten, Namens Nicolaus Mercator, zählt Alegambe in dem *Index martyrum societatis Iesu* auf, den er seinem Werke als Appendix beigefügt hat. — Auch wollen wir den Überlebenden und darunter unserem Ambrosius die bemühungen nicht versorgen, durch welche sie sich in Schweden ihre harte Lage zu erleichtern suchten, und erkennen auch hierbei in der Vielseitigkeit ihrer Beschäftigungen die eigenthümliche Spannkraft des Octens. — Wir gönnen dem Hartgebogten seine Ruhe in Braunsberg, und halten es für kein Unglück, daß er davon verhindert wurde, *pristina caritatis officia cum Estonicis exercere*. — Vielleicht würde übrigens in Braunsberg, etwa in der Bibliothek des dortigen katholischen Gymnasiums noch ein Exemplar seiner estnischen Schriften aufzufinden

sein, was jedoch falls für die estnische Sprachforschung nicht uninteressant sein dürfte, da hier zu Ende auch diese vestigia seiner Thätigkeit gänzlich verschwunden sind.

Ebenso existieren, nach Herrn Jürgensons Bemerkung, auch diejenigen Bücher nur dem Titel nach und sind bis jetzt nirgends mehr gefunden worden, die von Guilielmus Bucius verfaßt worden sind und von denen die Vorrede zum R. I. vom Jahre 1715 einen *Catechismus romano-catholicus* und ein jährliches Gesangbuch vom Jahre 1622 erwähnt. — Wilhelm Bucius aber war ein geborener Livländer, und 1601 in den Orden der Jesuiten getreten und war nach Alegambe der allererste estnische Schriftsteller. Es werden von ihm nachstehende Werke in estnischer Sprache aufgeführt:

- 1) *Institutiones Estonicae, in quibus continentur: Catechismus magnus, Ceremoniae quedam ecclesiasticae elucidatae, quaestiones de omnibus festis anni pro rudentibus.*
  - 2) *Hymni et cantiones sacrae.*
  - 3) *Piae ad Deum et Sanctos precaliones.*
- 

Sollte die verehrte Gesellschaft diese speciellen Mittheilungen über ein paar Männer, welche in der ältesten estnischen Literaturgeschichte oft nur kurz namhaft gemacht werden, dem Zwecke unserer Zusammenkünfte nicht unangemessen und die Bemerkungen, mit denen ich den Text des Alegambe zu begleiten mir erlaubte, mit Rücksicht aufgenommen haben, so würde mich dies zu dem Versuche ermutigen, Ihnen später noch einige ähnliche Einzelheiten aus der ältesten Geschichte dieser Provinz und ihrer Literatur vorzulegen.

## V

## A u s z u g aus einer vaticanischen Handschrift.

Von Titularerath Lector B. Dehn.

---

Unter den Handschriften der vaticanischen Bibliothek in Rom befindet sich unter Nr. 5469 ein Holzbond mit Abschriften einiger von dem Jesuiten Anton Possevin, welcher am Ende des 16. Jahrhunderts in Livland, Polen und Russland für die katholische Kirche thätig war und auch den politischen Unterhändler machte, an den päpstlichen Hof eingefandten Berichte und Actenstücke. Durch Monsaurens *bibliotheca bibliothecarum* auf jene Handschrift aufmerksam gemacht<sup>a)</sup>, ließ ich sie mir bei meinem Aufenthalt in Rom in den Jahren 1840 und 41 zeigen, konnte aber die Erlaubniß, sie abzuschreiben zu lassen, nicht erhalten. Ich setzte also nachstehenden Auszug nach einigen während der Zeitreise mit Bleistift gemachten Noten auf, ohne daß ich bei dem Mangel an allen auf livländische Geschichte bezüglichen Büchern das Neue von dem sonst schon Bekannten mit Sicherheit scheiden könnte. Gerade zu derselben Zeit, nämlich auch im Jahre 1840, erhielt die Vorvater Universitätsbibliothek von Herrn Ulrich Parrot in Straßburg eine Copie derselben Handschrift zum Geschenk. Als Copie steht sie wenigstens im Catalog verzeichnet, obgleich die alterthümlichen Schriftzüge auf die Vermuthung führen, beide Abschriften, die vaticanische und die Dörptische, seien zu einer Zeit, wo der Gegenstand dem päpstlichen Stuhle und der Gesellschaft Jesu noch von Interesse war, nach den wahrscheinlich im päpstlichen Archiv befindlichen Originalien gemacht worden.

<sup>a)</sup> Sie heißt bei Monsauren: *Libellus de religione Christiana in Livonia*. Vgl. Gruber's Praef. zu den Orig. Liv. p. I.

Die Handschrift trägt auf dem ersten Blatt die Überschrift: Antonius Possevinus de Livonia ad Gregorium XIII. P. M. 3 Cal. April. 1583, und bildet eine Sammlung von neun Berichten und Documenten. Der erste Aufsatz enthält eine kurze Geschichte Livlands, die den päpstlichen Hof in die Zustände eines entfernten und wenig bekannten Landes einführen und mit der Lage der Dinge dasselbst bekannt machen soll. Sie ist in drei Abschnitte getheilt, von denen der erste die katholische Zeit (*ortus et progressus religionis*), der zweite die Verbreitung der lutherischen Lehre (*cerum Livonicarum inclinatio*), der dritte die Gegenwart und nächste Vergangenheit oder die Versuche, den Katholizismus in Livland zu restauriren (*occasio et initia restitutae in Livoniam catholicae religionis*), umfasst. Die Zeit vor 1500 ist nur kurz behandelt und der Bericht darüber enthält nichts Charakteristisches als Berührung und Klagen des geistlichen Herrn über die den Erzbischöfen und Bischöfen von den Rittern widerfahrenden Gewaltthätigkeiten. Gegen 1500 machte der Großfürst Ivan Wassiljewitsch einen Versuch auf Livland, weil es ihn nach der Seele gelüstete und das Land zum Handel gelegen ist. Über damals war Waller von Wittenberg Heermeister, ein tapferer und frommer Mann (*vir impiger ac catholicus*). Dieser verbündete sich mit der Hanse, sammelte 7000 deutsche Ritter und 5000 Kuren und Liven, hielt mit dieser Macht, dem Moskowiter zuvorkommend, in das Gebiet von Pleskau ein und eroberte mehrere Burgen. Der Moskowiter führte ein Heer von 100,000 Mann, außer 17,000 Tartaren, die er ins Bordertreffen stellte, gegen den Heermeister, mußte aber, vollständig geschlagen, einen Frieden auf 50 Jahre bewilligen. Während der Ruhe, deren Livland jetzt genoß, hatten Geistlichkeit und Bauern viel von dem Uebermuth und der Härte des Adels zu dulden (*imperiosiores in rusticos ei subditos Livones*). Im Jahre 1527 begann die lutherische Pest auch hier zu wüthen. Ein Kürschner aus Wittenberg hielt heimlich Zusammenkünfte in den Häusern der Dörptischen Bürger: bald brachten sie in offener Gewalt gegen Altäre, Kirchen und Klöster aus. Den Adel gelüstete nach den Kirchengütern und des Volkes Neigung kam ihm entgegen (*populi studio occidente, ut ad licentiam facile flectitur*). So verlor die heil. Kirche dies zur Ausfuhr und Einfuhr wohlgelegene, durch Fruchtbarkeit, Kriegsoesten und Ruhm ausgezeichnete Land (*terram solo uherem, arcibus munitam*,

gloria insignem). Noch zögerte Gottes Strafgericht, aber im Jahre 1550 brach es desto schrecklicher aus. Damals lief nämlich der Wasserschlüssel mit dem Moskowiter zu Ende und der Czar, welcher Kasan und Astrachan erobert hatte, wollte auch gegen Westen seine Herrschaft ausdehnen. Er forderte die Dörpote auf, seine alte Überhöheit anzuerkennen, widergenfalls er könnten und sie zu strafen wissen werde. Die Bedrohten suchten durch Auerbieten einer großen Summe Geldes dem Sturme zu begegnen; der Czar ließ sich scheu-  
bar bezwungen und forderte als Preis des Friedens Wiederherstellung der ruthenischen Tempel in Dorpat, Riga und Reval (diese waren gleich den katholischen vernichtet, ursprünglich aber aus Handelsrück-  
sichten errichtet worden), Tribut von einem Mark oder dem fünften Theil einer Goldkrone für jeden Kopf, Abstehen von jeder, den Feinden des Czars, den Litauern und Polen, zu leistenden Hülfe, Vergütung des Schadens und Handelsvorteile. Indess war es ihm mit diesem Frieden nicht genug. Er hatte bald einen neuen Vorwand gefunden. Da der römische Papst und der deutsche Kaiser, sagte er, die Pest verruchter Regerei hier ungestraf't wüthen lassen, so muß ich selbst für ihre Vertilgung sorgen — in dem nun folgenden Kriege aber kümmerte er sich nur die Katholiken nicht weiter, sondern verfügte gegen die katholischen Heiligthümer mit gleicher Wildheit (omnia, quae catholicae ecclesiae erant, aut lunditus erete-  
bat aut verte foedabat), trieb Männer und Mönche aus geweihten Mauern und richtete diejenigen heil. Gebäude, die er nicht vernichtete, zu Pferdeställen ein. Hermann Hirszenberg, der damalige Herr-  
meister, glaubte seine Macht zu stärken, wenn er sich ganz auf das Luthertum stützte und nahm den Erzbischof von Riga, der mit der lutherischen Stadt in Streit lag, in Reckenhausen gefangen. Diesen zu befreien, zog Sigismund August, König von Polen, herbei, ein zweiter Feind, den das Land erhielt. Der Herrmeister mußte den Erzbischof nicht nur herausgeben, sondern auch allen angerichteten Schaden und die Kriegskosten vergüten, wodurch der Ordensschatz erschöpft wurde. Unterdessen hatte der Moskowiter (15. Calend. Aug.  
1558) Dorpat erobert und den Bischof (Antistes) Hermann von Falkenau gefangen genommen, den er nach Moskowien schleppte, woselbst der Unglückliche das Leben und das ewige Heil einbüßte. Falkenau war durch schlechte Künste (non bonis artibus) dem Reck-  
gesetzt, welcher sich noch Deutschland begab und dort ein Weib nahm,

si uxor dicenda sit. Zwei Jahre darauf nahm der Moskowiter auch Polen ein. Wo er hinkam, nur Grauel und Verwüstung. In Dorpat segte er einen schismatischen Blasius ein und bemühte sich eifrig, das griechische Bekenntniß herrschend zu machen (*diligentissime invexit*). Livland war damals, wie Palästina, eine Tetrarchie, im Süden die Polen herrschend, im Osten der Moskowiter, Riga hatte Freiheit von Schweden eingenommen und das Reichum Habsburg nebst Teile des Herzogtum von Holstein, Bruder König Friedrichs von Dänemark, besieg. Um seinen Zwecken, besonders durch den Hasen von Narwa, Sicherheit zu schaffen, machte Janus den Plan, die Tochter seines Bruders, den er hatte vergessen lassen, dem Herzog von Holstein zu vermählen und legte letzterem den Titel eines Königs von Livland bei. Aber er geriet mit Stephan Bathory, König von Polen, in Krieg und mußte diesem im Frieden Livland abtreten. Hier begann Possevin seinen dritten Abschnitt, den der Wiedergeburt Livlands, wo er nicht nur Augenzeuge, sondern selbst mithäutig war. Gleich nach Abschluß des Friedens zog der Großkanzler und Krongrößteberr Johann Somosiši von Pleskau, wo er während des härtesten Winters im Lager gestanden, nach Livland, schickte den Blasius von Dorpat nach seiner russischen Heimat, stellte in letzterer Stadt die katholische Religion wieder her und ließ seinen eigenen Priester in dem dortigen herrlichen Tempel (*in signo illo in templo*) zurück. Damit der Act der Weihe in gehöriger Form vollzogen werde, machte Possevin von der Vollmacht Gebrauch, die ihm für diese Provinz und für die benachbarten, wo es keine katholischen Bischöfe gab, vom Papste ertheilt worden (quod ut rite fieret, facultatem, quem ea in provincia certisque suilimis, ubi non sunt episcopi catholici, V. B<sup>o</sup> mihi concesserat, petit). König Stephan selbst, der in Wilna das von ihm gelobte Jesuitencollegium eingerichtet hatte, kam nach Livland und nahm den Lutherischen zwey Kirchen in Riga ab, von denen er die eine, die Jakobskirche, dem Jesuitenorden gab, die andere, die Magdalenenkirche, aber zum gewöhnlichen katholischen Gottesdienste bestimmte. Bei der letzten fanden sich als letzte Überreste des Klosters noch drei alte Nonnen, die eine 75, die andere 80, die dritte 100 Jahre alt, die 20 Jahre ohne Priester gelebt hatten und denen Possevin eine Nachfiss aus der Familie Topeler gab (*ex familia Topellorum*). Vergebens widersetzten sich die Bürger Rigas diesen Anordnungen und baten, ihnen wenigstens keine Jesuiten zu schicken, von denen

ihnen ihre Priester Wunderdinge erzählt hatten. Der König untersagte in einem Briefe, daß in der Dörpischen Kirche, deren Gewölbe von den Moskowiten verstümmelt war, doch leicht wieder hergestellt werden könnte, und die an Schönheit und Umfang (amplitudine et amplitudine) aller Kirchen in Deutschland gleichsam, ferner feierlicher Gottesdienst gehalten werde; auch schreibt er die Jesuiten in Dorpat ein und schaffte ihnen diese bis Güter. Auf dem Reichstage zu Warschau 1582 ward der Abt von Azernes zum Bischof von Riga ernannt. Einigen der vor 24 Jahren ins innere Moskowien geschleppten und in ganzen Dörfern theils als Leibeigene der Scholle überwiesenen, theils in schreckliche Gefangnisse geworfenen Einwohner Dorpats und der Umgegend wirkte Pojevin im Frieden Golenischi zur Rückkehr aus, aber nur unter der Bedingung, daß sie katholisch würden. Die Unglücklichen nahmen die Bedingung an und fielen ihm im Übermaß des Freunds dankend zu Füßen. Auch unter dem Adel fand Pojevin Gelegenheit, den Samen des wahren Glaubens auszustreuen, als ihm der König den Auftrag gab, mit diesem Stande zu unterscheiden. Bei all diesen guten Ansichten und den heilsamen Maßregeln des Königs hat Pojevin doch auch Ursache zu klagen. Der König nämlich durfte aus politischen Gründen die Litauer nicht zu hart behandeln, um sie nicht den Schweden oder Dänen geweiht zu machen. Er gestattet ihnen in den constitutiones Litoriae in einem eigenen Artikel die Freiheit zu, nach dem Augsburger Bekenntniß zu leben und dies ward sogar in Krakau gedruckt, was das Vergericht vernichtete (quod scandalum auxit). Wenn der Jesuit in vertrauten Unterredungen ihm das Heil der Kirche ans Herz legte und ihn mit Witten bestimmt, zeigte er die besten Gesinnungen, schwankte aber später wieder zwischen dem Gewissen und der Politik hin und her. Obgleich er Pojevin selbst einmal gesagt, Litauen sei jetzt eine tabula rasa, wo man jede Religion aufbauen könne, hatte er doch, wenn es zur That kam, diese Weisheit vergessen. Als dem König der Auftrag gemacht wurde, aus den Niederlanden (ex Belgio) eine Kolonie ins Dörpische zu führen, erlaubte er dies in einem offenen Brief unter der Bedingung, daß die Einwohner nur Katholiken seien, versprach aber mündlich und im Geheimen, auch Lutheraner dulden zu wollen. Pojevin mochte ihm hierüber Vorstellungen. Was soll ich thun, erwiderte der König, ich habe den Einwohnern von Moskowien vorgeschlagen, nach Dorpat zu ziehen

und ihr unfruchtbares Land mit einem fruchtbaren zu vertauschen, aber keiner hat gewollt. Und doch ist jener Landstrich seit dem Hufe des Moskowiters öde und menschenleer, und es muß etwas geschehen, wenn dort nicht Wald oder Wildnis ganz überhand nehmen sollen. Eine Kolonie aus Belgien, führt Posseniu fort, wäre das Schlimmste, was geschehen könnte: dort herrschen Arianismus und Calvinismus, und die Schiffe, die von dorther an diesen Küsten landen, bringen auch jene gräuelolle Ware mit. Es muß der Gefahr schnell begegnet werden. Der König hat mir in einem offenen Schreiben erlaubt, Nachsieder nach Dorpat bringen zu dürfen und ich habe deshalb an Euch und an den Erlauchten Herzog von Bayern geschrieben. Denn wenn unter den holländischen Einwanderern auch nur wenige Reget sich befinden sollten, so würde der Saatetrig sich bald über die ganze Maße verbreiten, besonders so lange der König den Steyer Kirchen und Schulen gestattet.

Zum Schlusse wünscht der Jesuit dem heiligen Stuhle trotzdem zu den erhaltenen Resultaten Glück und batet seinen Bericht fert. Cal. Aug. 1583.

### III.

Der zweite Kussag handelt von den Mitteln einer Restauration der römischen Kirche im Nordosten Europas (*Ratio sub novularum difficultatum nec non restituendae et propagandae religionis catholicae in septentrionalibus et orientalibus regionibus*).

Schon darf man sich über die Fortschritte freuen, die die heil. Kirche in Livland gemacht hat. Denn wo sonst kein Katholik den Fuß hinsetzen durste, ist jetzt ein katholischer Bischof, der von Wenden eingesetzt; es sind Jesuitercollegia im Gutschen (collegia inchoata); der König ist katholisch, und ihm gehören nicht nur die Burgen, sondern auch Riga, die städtische Handelsstadt des Nordens (*nobile septentrionis emporium*) und Dorpat, dessen Gebiet und Städte sich mit den bedeutendem Herzogthümern Deutschlands messen kann (*eujs ager et oppida non medioeres Germaniae ducatus aequali*); auf den Burgen sitzen meist katholische Castellane; der Statthalter des Königs gehört denselben Glauben an; überall haben Priester freien Gang und ein leichtes Geschäft wäre es, die Bauern des Bisthumus zu befchränken, da sie treuer am alten Glauben festgehalten, als der Aker, dem schwerer beizukommen ist und der sich hartnäckig dem himmlischen Richte verschließt.

Aber der König kann sterben und ein neues Interregnum eintreten; der Moskowiter kann abermals ins Land fallen und nirgends schützen die Reyer. Das wieder Rücksichten möglich sind, sieht man an England, wo alles, was die Königin Maria geschehen, von Neuen verloren gegangen ist. Darum soll man es an Aufrüttungen und Eiser nicht fehlen lassen, nicht Menschen, noch Geld, noch Mühe schonen.

Der neue Bischof ist ein wacker Mann, aber er hat eine schwierige Stellung, die seinen Eiser leicht abkühlen könnte. Man muß ihn daher aufmuntern, nicht blos durch offizielle Schreiben, sondern im Geheimen und in liebvollem Ton (amanter). So wird man durch das Band der Liebe sich selber versichern (*sic vinculo caritatis jungetur*). Man muß ihm Geld schicken, damit er es nicht zu expressen braucht, was ihn verächt machen würde.

Das Jesuittercollegium in Wilna muß auf alle Weise erhalten und unterstützt werden; es muß ihm ein festes jährliches Einkommen ausgestellt oder liegende Gründe geschaffen werden.

Man muß kein Geld nehmen, auf keinen Peterspfennig Anspruch machen; man muß im Gegentheil Geld hergeben, damit der Fleck abgewaschen werde, den die Verlämmerung der fehlerlichen Priester der heil. Kirche angehiefet hat.

Was die von den Reyer in Livland eingezogenen Kirchengüter betrifft, so muß in diesem Punkt fürs Erste der *status quo* aufrecht erhalten werden. Die Violänder sind durch Kriegsnöthen verarmt, die meisten betrauern ihre Söhne, Väter und Verwandten: ihnen noch ihr Vermögen nehmen, hieße das beste Mittel ergreifen, um sie dem Glauben gänzlich abwendig zu machen. Wozu ich rathe, ist Folgendes. Man sichere denjenigen Edelleuten volliges Eigenthumsrecht zu, die einen der Ibrigen zum Priester im Dienst der heil. Kirche bestimmen und einige Leibeigene unentgeltlich katholischen Glaubens erziehen lassen. Der König hat seinen Burgoüten und Besatzungen Kirchengüter anzuweisen lassen: dies ist nicht zu vermeiden, denn das Land muß gegen drohende Feinde geschützt werden; aber man stelle die Bedingung, daß nur dieseljenigen etwas erhalten, die katholisch sind oder um diesen Preis katholisch werden wollen.

Was die Ansiedler betrifft, die nach Dorpat kommen sollen, so wäre es gut, wenn man die Bewohner der italienischen Grenzthaler dazu bewegen könnte (*valles quae sunt in Italiae Finibus*).

Diese haben von sehr Lust gezeigt, in fremde Länder zu wandern und dort ihr Gewerbe zu üben. Ein Buchhändler oder vielmehr Buchdrucker müßte den Zug begleiten, desgleichen ein Arzt, und auch italienische Kaufleute. Die Priester müßten zugleich deutsch verstehen.

Außerdem schicke man wenigstens zwanzig Priester her, die nicht von der geringsten Klasse (de facie) sein dürfen. Einige davon müßten an der neuen bischöflichen Metropolitankirche dienen, damit nach deren Muster andere Kirchen eingerichtet werden könnten; zwei würden die Sorge für das Seminar in Wilna übernehmen. Die übrigen Livland und Kurland durchziehen. In der preußischen Stadt Elbing sind viel Engländer; dasselbe ist in Riga und längs der ganzen livländischen Küste der Fall. Durch diese könnte man auf die Insel England wirken. Man schicke aus dem englischen Seminar zu Rom oder dem zu Rheims Priester nach Riga.

Die Hauptaufgabe bleibt die Verbreitung christkatholischer Bücher. Diese aus Köln, Brüdig oder Frankreich kommen zu lassen, ist dreimal theurer und wegen der Ferne und per Flusse oft ganz unmöglich. In Riga gibt es viel Buchdrucker, aber die thätigsten darunter sind die feherischen und die katholischen träge. Ueberhaupt errichtet fast jeder Reger, der das Geld dazu hat, eine Buchdruckerei, so daß das Volk mit gottlosen Büchern überschwemmt wird. Wir müssen eine eigne Druckanstalt in der Nähe haben und Bücher in verschiedenen Sprachen drucken. Damit können auch Schweden und Russen bekehrt werden, die häufig auf die livländischen Märkte kommen.

Das Ganze würde etwa 4000 Goldgulden (aureorum) kosten.  
Datet test. Cal. Apr. 1585. Barutse in confiniis Hungariae.

### III.

Brief des Jesuiten Possevin an den neuen Bischof von Wenden. Enthält geistliche Ermahnungen und erkennt die Schwierigkeiten an, mit denen der Bischof zu kämpfen haben werde. Ueberall Reger, nirgends Unterstüzung, in Riga kaum einige Glieder der Gesellschaft Jesu, der Umfang des Büdthums ungeheuer, da er fast ganz Livland umfaßt, die Einwohner, Deutsche, Letten, Esten, an Sprache verschieden. Es ist selbst zu befürchten, daß die katholischen Besitzungen, da sie von Rezfern umgeben sind, wieder abfallen. Daher ist der Kaiser zu verdoppeln. Vor Allem müssen Bücher in verschiedenen Sprachen verbreitet werden.

## IV.

Instruction vom König Stephan seinem Statthalter, dem Bischof von Wilna, Georg Matzivil, Herzog in Niesoles und Ulica, gegeben.

Der Statthalter soll die in Riga urugsegte Pflanze römischen Glaubens sorglich hegen, für Ausbreitung dieses Glaubens über das genze Land sich Mühe geben und die Priester, die von dorther nach Wenden, Holmar und Pernau gesandt würden, mit Reisegeld, Büchern und allem Nöthigen versehen. Er soll dabei aber mit Klugheit und Mäßigung verfahren, damit offener Aufstand vermieden werde; kommt es aber zu einem solchen, alle Strengs gebrauchen.

Der Statthalter soll bei allen persönlichen Streitigkeiten als oberster Richter entscheiden, bei Streitsachen, die unbeweglichen Besitz betreffen, an den König berichten, über streitiges bewegliches Vermögen aber nach eigener Einsicht Recht sprechen dürfen.

Wenn auswärtige Gefahren drohen, trete ihnen der Statthalter durch Zusammenziehung der Schlossbesatzungen entgegen. Ist die Gefahr bedeutend, berichte er aufs Schleunigste an den König. Die für solche Fälle nötigen Pferde und Podivoden sollen in Bereitschaft gehalten werden.

Er halte eine Besatzung in der eigenen Burg, die sich aber gegen die Bürger bescheidentlich behalte.

Er suche alles zu erfahren, was die fremden Handelsleute von den Kunstrissen und Anschlägen auswärtiger Fürsten (*de practicis et conspirationibus*) erzählen könnten, und berichte darüber. Datirt Riga d. 1. Mai 1582.

## V.

Über Kirchenpflege (*curatio templorum*) an Joh. Demet. Solcowski. Dieser soll für Erhaltung und Waischen der Katholischen Kirchen in Riga Sorge tragen, besonders für das Eiskirchenkloster des heil. Benedict. Die Rigaer sollen jährlich 100 Gulden (Florenos) an die Jacobskirche zahlen.

## VI.

Friedensverhandlungen zwischen den Gesandten König St. Basilius' und denen des Großfürsten von Moskau (*Moscus princeps*) in Gegenwart und unter Vermittelung des Jesuiten Poffevit, im Dorfe Kiverova Horca, ungefähr 20 deutsche Meilen von Pleskov, December 1581 bis Januar 1582. Vollständiges Protokoll aller einzelnen Sigungen, das den größten Theil des Folianten einnimmt.

Die moskowitischen Gesandten verbanden bei der ganzen Behandlung so viel Schlichtheit mit so viel barbarischer, fast kindlicher Einfalt, daß sowohl das diplomatische Talent wie die Kulturstufe des Volkes bei der Lektüre ein eigenhümliches Licht erhält. Ihre Forderungen sind oft ungernig, ihre Dugestädtmäße oft leichtsinnig; zuweilen durchbrechen sie ein liselges Scheingeröste mit einer neuen Wahrheit; ein anderes Mal hängt sie sich kindlich an ein glänzendes Nebending und sind stolz, wenn sie es erhascht; sie verstehen es aber auch sich zu verstellen, auszuweichen, geheime Gedanken zurückzubehalten, um dann, wenn sie durchschaut worden, Thränen zu vergießen, ihr ganzes Herz auszuschütten und flehentlich zu bitten, matt möge sie nicht dem Zorn ihres Herrn preisgeben. Sie schwelen beständig in der Furcht vor diesem Zorn, in der Angst, ihr Leben zu verwirken. Possevin versprach ihnen, selbst an den Czar zu schreiben, alle Schuld auf sich zu nehmen und seinen eigenen Kopf dem Großfürsten darzubieten. Die Gesandten rieheln ihm, wenn er dies thue, im Briefe dem Czaren ja den Titel Herr von Kasan und Astrachan zu geben, weil er damit am besten zu gewinnen sei. Obgleich sie in die Abtretung Livlands willigten, begehrten sie dennoch für den Grossfürsten den Titel Herr von Livland. Dies konnte Possevin nicht zugeben und bewies ihnen das Unstethaste ihrer Forderung durch folgende populäre Argumentation: wenn Ihr mir dieses Kleid schenktet, wäre es dann nicht lächerlich, wenn Ihr immer noch sagtet, Euch gehöre dieses Kleid? Auch dies steht ausdrücklich im Protokoll.

Die moskowitischen Gesandten unterhandelten zugleich über Zuverleihung des Titels Czar, den der Großfürst führen wollte. Sie brügten das Recht dazu auf folgendes Faktum. Die beiden Kaiser Arcadius und Honorius hatten dem Großfürsten Vladimir den kaiserlichen Titel und die kaiserlichen Insignien übernommen und der damalige Papst dies bestätigt. Hierauf erwiderte der gelehrte Jesuit, Arcadius und Honorius und Vladimir seien mindestens um 500 Jahre in der Zeit verschieden; die Moskowiter meinten, die Geschichte sei wahr, nur müßte es noch andere Kaiser dieses Raumes gegeben haben. Possevin erklärte, nur der römische Pontifex könne solche Würden verleihen und an ihn möchten sie sich wenden; wenn aber Czar soviel als Cäsar sein sollte, so gäbe es seit uralten Zeiten nur einen römischen Kaiser und ein römisches Kaiserreich, und nach solchem Titel zu streben, sei vergeblich.

VII.

Constitutiones Litoniae, von Steph. Bathory gegeben.

VIII.

Kapitulationsbedingungen bei Übergabe Riga's an die Polen.

IX.

Offener Brief des Königs Steph. Bathory an den Vater Possewitz wegen einer nach Livland zu führenden Kolonie.

Wer hinzieht, soll erblieben Grundgezuthum erhalten. Keller, Miesen, Wald, soviel er bedarf. Er soll auf diesem Boden Gebäude, soviel er will, aufzauen, Handel treiben, jedes Gewerbe üben können. Sechsjährige Abgabenfreiheit wird ihm bewilligt. Sollten sich Städte auf dem neu zu besetzenden Gebiete bilden, so sollen sie dieselben Freiheiten genießen, wie die übrigen livländischen Städte. Alle Fürsten, die dies lesen, mögen ein so gutes Werk unterstützen. Jeder Ansiedler soll aber katholischen Glaubens sein.

---

VI.

Mittheilung über Volkslieder bei den im Pleskauischen Gouvernement angesiedelten Esten, nebst einer Beilage mit Liederproben.

Vom Dr. Kreuzwald.

---

Der Gegenstand meiner heutigen Mittheilung bildet ein bisher unbekanntes Feld, eine terra incognita in unserer Nähe, deren Erreichung seines Oceanfahrers bedarf, sondern — salva venia — mit den signis unserer „geistigen Begabung“ möglich ist. Dessen ungeachtet rechte ich es mir zu seinem geringen Vergnügen, mit meinem Flüge die ersten Furchen darüber gezogen zu haben, und es

follte mich innig freuen, wenn durch meine Mitregung unsere gelehrté Gesellschaft bei künftiger Verfolgung ihrer Zwecke auch diesem bis dahin mit Unrecht vernachlässigten Boden einige Aufmerksamkeit schenkte. Ich weiß nicht, durch welchen ungünstigen Zufall die Meinung sich durchgängig gemacht hat, daß die Lieder unsrer östlichen Nachbaren, der Pleskauschen Esten, gar keinen inneren Werth hätten. Man hört in der Regel sprechen, ihre Lieder beständen aus wiederholten Velo - lelo ! mit einigen ex tempore hinein gesuchten Wörtern, die meist ohne Sinn und Zusammenhang ein wunderliches Wischi-Waschi bildeten, mithin auf den Namen eines Liedes durchaus gar keinen Anspruch möchten. Zu meiner Schande muß ich gestehen, fünfzehn Jahre dieser irrtigen Ansicht gehuldigt zu haben, obgleich die nächsten Dörfer dieser Leute nur vier Meilen von meinem Wohnorte entfernt liegen und es mir an Gelegenheit zur Beichtigung meiner Ansicht nicht fehlen konnte. Die Macht des einmal gefassten Vorurtheils löst uns oft am hellen Tage das Licht nicht sehen und erklärt die nachträliche Sehnsucht vieler kranker Gemüther in die Vergangenheit. Der glückliche Zufall, der schon manches verzehrte Vorurtheil über den Kopf stürzte und aus des Philosophen blutig geschlagener Rose größere Weisheit, als aus der gesunden, entwickelte, ward auch hier zum Wegweiser, während dem unermüdlichen Volkslieder-Sammler, Hrn. Collegienprofessor Neuss in Reval, das mittelbare Werkzeug gebührt, durch seine Anforderung, um Mittheilung einer Probe der Pleskauschen Lieder, mich auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht zu haben. Inimer aber muß ich den Zufall preisen, dessen Kunst gerade in den ersten mir zu Gesicht gekommenen Liedern solche brachte, welche die Neugier ansäischen und die Lust zu sorgfältiger Nachforschungen ausporzen mußten. Meine bisherigen Bemühungen sind nicht ganz fruchtlos geblieben und wären gewiß reichhaltiger ausgefallen, hätte ich mehr Zeit darauf verwenden können. — Wer selbst einmal sich der Mühe unterzog, aus dem Urunde des Volkes Lieder zu sammeln, der kennt wohl auch die manigfachen Schwierigkeiten, die man zu überwinden hat, bevor man zum Werth selegend eines erheblichen Liedes gelangt; denn überall findet man die Zahl der mittelmäßigen überwiegend und mit den wenigen besseren sind die Leute weit zurückhaltender\*).

\* Eine vor circa zwanzig Jahren bei Weissenstein in Ostland erlebte

Gewartungen nicht befriedigt wurden, will ich den Ruth nicht versieren, hoffe vielmehr mit der Zeit noch manchen verborgenen Schatz an den Tag zu fördern.

Die Pleskauischen Esten bildten bekanntlich ein saugreiches Völkchen, das seine Sorn- und Festtage munter verfügt, aber nicht minder die Tageslast und Eize bei keiner schweren Arbeit durch frohe Liederschlänge zu erheitern sucht, wie solches voraus auch in Ostland der Fall war. Die einseitige falsche Richtung der Ascetik, die den Estländischen Volksgesang verschreckte und allmählig ganz zum Verlusten brachte, konnte hier ihren verderblichen Einfluß nirgends ausüben; wie finden daher einen großen Theil der Pleskauisch-Estonischen Lieder in ihrer ursprünglichen Frische blühn, indem sie noch Andeutungen von Zügen der älteren Zeit enthalten, wie man sie in den gegenwärtigen Revalischen Volksliedern nicht mehr vorfindet. Der poetische Saame scheint bei diesem rohen Völkchen überall noch im üppigsten Klein zu thun, daher entfalten sich immer von Zeit zu Zeit neue Knospen zu Blüthen, deren Wohlgeruch dem Freunde ungeliebter Poesie lieblich entgegen steht. Es giebt allerdings — wie ich eingangs andeutete — neben den guten Liedern hier wie anderweitig viel Schund und Mittelgut, zumal in den sogenannten Krugsliedern, aber der besseren Lieder Kern ist ein ächt nationaler. Von besonders überraschend waren mir Lieder mit Localbeziehungen auf den Finnischen Meerbusen, desgleichen Ausspielungen auf Kallevi und Kallewiden. Da diese Leute die Estländische Rüde kaum gesehen haben, ausgenommen die einzelnen wenigen von ihnen, welche etwa mit Flachs führen bis nach Pettau oder Reval kamen, keine genauere Kenntniß von Inseln u. s. w. im Finnischen Busen erhalten, noch weniger aus einer geographischen Beschreibung Noethel ziehen konnten, so werde ich fast unwillkürlich gezwungen, der Meinung eines Esten aus dem überflüssigen Dörptschen Kreise beizupflichten, der vor einigen Jahren gegen mich äußerte: sämtliche Volkslieder der Esten

Knechte verdient ihres Charakteristischen wegen hier erwähnt zu werden. Indem ich gerade ein von einem Mädchen gefangenem Schaukellied in meine Schreibtafel schrieb, hörte ich von einem nebenstehenden Esten die Bewertung: „Nicht genug, daß wir der Herrschaft schon von Utem den Gehnten geben müssen, wollen sie jetzt auch noch den Liederzehnten bei uns einführen, damit Utes vergolten werde.“

wären ursprünglich am Meerestrande entstanden, dort sei die eigentliche Liederherunft. Diesem nach dürfte die Liederwiege unter dem Küstenbewohnen in Ullentadten, Strandwierland, Harrien und in der Wief\*) zu suchen sein, dort müßten die ersten Dichter gelebt haben. Die gegenwärtigen Liederverhältnisse unter dem Volke können darüber keinen richtigen Maßstab liefern, aber man frage die Vergangenheit und prüfe, wie es vormals gewesen, wo noch keine geistige Verknöcherung die Sänger und ihre Lieder fesselte. Wo war die Wiege des letzten Estnischen Minstrels?

Diese eben erwähnten Localbeziehungen und Anspielungen auf alte Sagen haben mich auf die Beunruhigung gebracht, daß eine umfänglich angestellte Liedernachforschung bei den Pleskauschen Esten, vielleicht ähnliche, wenn auch minder glänzende Resultate liefern dürfte, wie beim Sammeln der Gesänge der Kalevala, die in Finnland ganz verschollen waren, während sie in Karelien im Munde des Kareliischen Volksstammes fortlebten. Ob bei dem kleinen nach dem Gouvernement Olonez verschlagenen Zweige dieses einst großen Finnischen Volksstammes noch Spuren der Kalevala sich vorfinden sollten? - Auch bei den Pleskauschen Esten hat die Gelehrsamkeit des Lesens und Schreibens dem guten Gedächtniß für mündliche Überlieferungen keinen Gehalt geboten; was sie irgend Erinnerungswertes bezügen, lebt nur im Gedächtniß. Ein flüchtiger Blick auf diese Leute überzeugt uns zur Genüge, mit welcher eiserne Beharrlichkeit sie am Alten hängen. Ob zwar der rechtgläubigen Griechischen Kirche zugethan und seit längerer Zeit vom Russischen Elemente beherrscht, haben sie doch ihre Kleidung, Sprache, Sitten und Nationalität ungeschmälert beibehalten; im Punkte des Überglaubens können sie mit ihren Vorfahren vor sechshundert Jahren wetteifern; die Einführung der Herrenverachtung wäre bei ihnen ein Leichtes! Um vom weiblichen Geschlechte zu schweigen, findet man unter zwanzig Männern kaum einen, der sich notdürftig im Russischen verständigen könnte. Das „Weie olleme Mastrahwas, agga summardame

\*) Von Weltliebern aus der Wief sind wie keine bekannt geworden, Reuß hat eine Menge derselben in seiner Sammlung, findet sie aber größtentheils sehr verstaubt, so daß sie am Werth weit hinter den Pleskauschen Estnischen Liedern stehen. Auch ich habe nichts Echtheitliches am Maholmischen Strande gefunden; die Fischerleider aus Kunda sind ganz wertlos.

wie sie wär! Zustand!" charakterisiert sie am besten. Von den an der Livländischen Grenze Wohnenden mag ursprünglich ein Theil noch zu Livland gehört haben, da, wie ich bei einer früheren Mittheilung andeutete, das alte Livland tiefer ins Plessauische Gebiet eindrang als die gegenwärtige Grenzlinie bezeichnet; Andere und zwar der grössere Theil mögen zur Zeit der Leibeigenschaft aus Liv- und Estland herher ausgerissen sein, wo man sie später firmierte und als Kronbauern ansiedelte. Es sollen außer diesen Grenzwohnern auch im Ostromischen Kreise und selbst im Nowgorodischen Gouvernement noch grosse Estendörfer vorkommen, deren Bewohner — wiewohl ringsum von Russen eingeschlossen — in allen Stücken unsern Grenznachbaren gleichen sollen. Etwas Aehnliches bietet das Gut Kutschina im Plessauischen, eine Privat-Besitzlichkeit mit Estischen Bauern, dessen kleine Bevölkerung gleich einem Bassettkopfen im Ocean mitten unter Russen schwimmt, ohne sprachlich und sittlich russisch geworden zu sein. Die weibliche Kleidung bei sämmtlichen Plessauischen Esten zeigt unsere älteste Volkstracht, von der zu Anfange dieses Jahrhunderts in Wurtsack noch Spuren sich vorfanden, die jetzt aber in ganz Estland verschwunden ist. Der schwarze, enganschließende Unterrock (Kahbetaadne selik) wird im Festtagsschmuck mit bunten Bändern, auch wohl Tressen verziert; vom Kopfszug, der verschieden geformt getragen wird, hängt ein ellenlanger Streifen weißes, am Ende buntgewirktes Linnenzeug über den Rücken hinab, während um den Hals mehrere Reihen grosser Glasperlen, bei wohlhabenderen silberne Buckeln (Höbbe elmed) laufen, die mit alten Münzen, silbernen Blättern und Amuletten aus der katholischen Zeit behängt werden und von Müttern auf die Töchter sich fortsetzen. An ihrem Gürtel tragen sie messingene Ketten und andere blecherne, ringende Sierrachen, wie Kruse sie bei seinen alten Paräger-Russen abgebildet hat. Die hässlichste Parthei bilden die Füße, welche man durch vielfache Umwicklungen den Elefantenbeinen ähnlich zu machen scheint, und die Bewegungen eines tanzen- den Mädchens sind so ungleich, daß man unwillkürlich an einen Tanzbaren erinnert wird. — Sie wohnen nach Eständischer Weise in Dörfern, aber ihre Wohnungen nähern sich darin dem Russischen Typus, daß die Zimmer nicht unmittelbar auf dem Erdboden, sondern immer ein Paar Stufen über denselben liegen; ihre Wohnzimmer haben Fenster und können das zur Arbeit nötige Licht selbst im Winter einlassen, ohne daß man nach Eständischer Sitte deshalb

die Haustür den ganzen Tag halb offen zu halten nöthig hat. Ein sehr wohlthätigenindruck machte auf mich eine, wie es scheint, von den nachbarlichen Russen entlehnte Sitte, bei der allerunsaubersten Feldarbeit — der Düngerausfuhr — mit Blumen bekränzt, in sauberster Wäsche und Kleidung aufzutreten, wo Mädchen und Jünglinge mit Gesang die Fuder begleiten und eben so wieder reitend vom Felde zurückkehren. Die Ausbreitung des Düngers geschieht mittelst Harken und Gabeln.

Da unsere Dörpt-Esten keine Nationalgesang haben, ihre wenigen hier und da vorkommenden Lieder mehr oder weniger verkümmerte Reval-Estnische Producte aufzuweisen, denen allenfalls ein selbstgeschaffenes: Üis illus Unnesene, Linnissippo Visokene, mit Käme Radi möisa, wo jalla pärast pilli lüwmad! als geistiger Schluß angehängt, oder Nai, rai, raana, Trai, trai, traana zur Einleitung hinzugefügt wird: so glaube ich mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen zu dürfen, daß die gesangreichen Pleskauschen Esten mit den Revalischen gleichen Stammes sind. Ich weiß wohl, wie von manchen Seiten behauptet worden ist und noch behauptet wird: einzelne Kirchspiele, Sagniz namentlich, besäßen genuine Volkslieder im Dörptischen Dialekt, aber mir ist trotz aller Mühe bis jetzt nicht gelungen, ein einziges solches Lied zu Gesicht zu bekommen, welches obige Behauptung gerechtfertigt hätte. Immer habe ich in solchen Liedern alte, mitunter fast unkennlich gewordene bekannte aus dem Revalischen wieder gefunden; am häufigsten waren es Liederbruchstücke aus dem Laß'schen, Bartholomäischen und Tormasthen Kirchspielen des Dörptischen Kreises, die sich hierher verirrten und deren Sprache auf eine gräßliche Weise verkümmelt wurde. Wer mich vom Gegentheile überzeugen kann und will, dessen freundliche Bemühung will ich mit großem Dank anerkennen, jedoch nicht früher mich für besiegt erklären, bis man mir solche Dörpt-Estnische Volkslieder vorgelegt haben wird, die ächtes Fleisch und Bein feiner selbst bilden. Durch Mittheilung von Biegenliedern würde man mich ganz besonders verbinden, da diese nach mehrfältiger Verscherzung wirklich existiren sollen, nur leider mir nicht sichtbar werden wollen. Die sogenannten Improvisoratores bei den Dörpt-Esten, die bisweilen bei Hochzeiten und anderen festlichen Gelegenheiten zwischen kassene, sanifene, je nach den obwaltenden Umständen zum Rabe des Biers, der Herrschaft &c., einzelne Phrasen hineinschlücken, sind aller poetischen Begabung

bar, und man thöre ihren Impromptus schreiendes Kurecht, wenn man sie mit dem Namen eines Verses oder Liedes beehren wollte. Es ist ein Volk der ledernsten Prosa mit verknöchterter Einbildungskraft! In den Improvisationen der Pleskauschen Eslen finden wir dagegen zuweilen dichterische Gedanken, obgleich sie im Allgemeinen nicht den häbischen Aufschwung der übrigen Lieder erreichen, mithin die schwächste Seite ihrer poetischen Leistungen repräsentieren. Nur ihre improvisierten Hochzeitlieder, die ich noch nicht gehört habe, sollen eine rühmliche Ausnahme bilden und meist gefällig und häbsch sein. Sie werden von der Braut und ihren jungfräulichen Begleiterinnen (die geübte Sängerinnen seim müssen) gesungen, und es sollen von ihnen jedem Hochzeitgäste einige seinem speziellen Verhältnisse angepaßte Verse geivendet werden. Vielleicht gelingt es mir, gelegentlich einem solchen Hochzeitsfeste beizuwähnen und diese geprägten Impromptus genauer kennen zu lernen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wende ich mich zur Sprache in den Pleskauschen Liedern. Sie steht weit hinter einer klassischen und muß mitunter den Namen einer barbarischen sich gefallen lassen. Je nachdem ihre Lieder mehr einen älteren oder neueren Ursprung verrathen, nähern sie sich entweder dem Revalschen oder Dörptischen Dialekt; die Impromptus namentlich tragen fast ausschließlich den Stempel des letzteren an der Stirn, während in manchen andern Liedern der Revalsche Dialekt offenbar der vorherrschende ist; bei einer großen Menge finden sich beide Dialekte mit einander verbunden. Mitunter kommen wohl auch Ausdrücke vor, die weder aus dem Revalschen noch aus dem Dörptischen sich erklären lassen, so namentlich bei den Rutschiaischen Eslen, deren Sprache dem Klange nach mehr der Finnischen als unserer Estnischen sich nähert. Fragt man die Sänger um die Deutung eines oder des anderen fremden Ausdrucks, so können sie nichts Erheblicheres angeben als: *Se om waana laulo - sõna* (das ist altes Gesangswort). Das Improvisiren heißt bei ihnen, wie bei den Dörpt-Eslen „*Horloppi laulma*“, eine Benennung, mit der bei Werco auch jedes profane Lied bezeichnet wird. In der Regel giebt es überall nur einen Vorsänger oder eine Vorsängerin für des Liedes Text, der nach zwei oder drei Versen sein *Lelo - lelo!* anstimmt, wo dann der Chor sogleich brüllend einsällt. Manche Vorsänger haben die Gewohnheit, ihren Lieder- text sehr leise zu singen, wobei sie aber in der Melodie weit mehr

möglich, als die Ostläudischen Sänger, deren Lieder meist monoton klingen, oder nach Dr. Lönrot's Beobachtung sich sämtlich auf zwei sehr einfache Melodien reduzieren; beim Ausstimmen des Velo - Ielo erhebt der Vorsänger plötzlich seine Stimme, um dadurch die Chorsänger zum Einstimmen aufzufordern. Dieser Umstand mag es zum großen Theile verschuldet haben, daß man bisher die Liedertexte überhörte und zu der falschen Ansicht geleitet wurde: in ihren Gesängen nur das ewig sich wiederholende Velo - Ielo zu finden. Ja, in der That, man hört bei unsrern unpoetischen Dörpt - Esten an der Russischen Grenze — die, wie Wasser und Bäume, manches oberflächlich von Wannemühle's Gesänge erlauchten — durch Velo - Ielo den Pleskusch - Estnischen Gesang nachahmen. Vergangen ist bei ihnen der Spiritus, das Phlegma nur geblieben! — Nicht bei allen Pleskusch - Estnischen Liedern kommt das Velo vor, namentlich entbehren diejenigen Begleiter fast sämtliche Gesänge ernster Gattung, wo der Sänger bisweilen vor jedem Verse ein langgedehntes O! oder ein seufzerähnliches Oh! anzustimmen pflegt.

Hinsichtlich des Inhalts der Lieder muß ich noch bemerken, daß alle unbedeutenderen derselben mit den extemporirten einen bestimmten, gleichlautenden Gangang haben, der stereotyp geworden zu sein scheint. In diesem unverwüstlichen Gangang wird geschildert das frühe Erwachen am Morgen, gewöhnlich vor der Sonne, dann kommen die prosaischen Geschäfte des Mäschens, Kämmens und Ankleidens, wobei die Füße des Sängers oder der Sängerin mit besonderer Sorgfalt als „Auo - jalla“ (Ehrenfüße) bekleidet werden, um in oben beschriebener monströser Gestalt als „päwa jalla“ (Zogesfüße) den Sänger ins Freie, meist in einen Wald zu tragen. Erst nach diesem Ein-

---

## L i e d e r :

### I.

Paulo poissi, Iaddus suga,  
Biderivula willtula  
Watwas ebba walghehella;  
Mis seal fulis, fulutelli,  
Fulutelli fulda feli!

8.

gange folgt der Inhalt des Liedes, der, je nachdem die Umstände sind, mehr oder weniger Muthigfertigkeit zeigt. Bei besseren Liedern habe ich diesen Lieblingseingang nicht vorgefunden.

Wenn ich, dem Wunsche unserer gelebten Estnischen Gesellschaft nachgebend, den zur Probe mitgetheilten Liedern eine Deutsche Version hinzufüge, muß ich bemerken, daß meine Übersetzung außer ihrer größtmöglichen Worttreue auf poetische Ausschmückung durchaus keine Ansprüche macht. Was uns Mama Natur in diesem Punkte versagte, läßt durch keine Kunschäfte sich ersezgen. Meine Übersetzung soll dem Richter der Estnischen Sprache den Inhalt entziffern; ist dieses gelungen, so ist ihre Aufgabe erfüllt.

Schließlich einen Vorschlag zur Gute. Sollten, wie ich fast mit Gewißheit voraussehe, die mitgetheilten Liederproben der Gesellschaft Aufmerksamkeit erregen, und sollte sie mit einer genaueren Ausbreitung der neuen Quelle für wünschenwerth halten, so könnte ich ein brauchbares Subject mit geringen Opfern zu einer Mission willig machen. Es wohnt hier am Orte ein aufgeweckter, des Schreibens in seiner Muttersprache fundiger National, mit regem Eisir für Sagen und Lieder, dem ich bereits manches hübsche Lied, manches Sagenbruchstück ordanke. Dieser Günstling der Musen — gegenwärtig sein eigener Herr — könnte, mit Diätengeldern versehen, für eine kleine Vergütung zum Liederjäger benutzt werden. Den lustigen Pleskauschen Esten wäre er überall durch sein Liebertalent und als guter Erzähler ein willkommener Guest, dem man mit Freundlichkeit entgegen käme, und da das Volk gegen seines Gleichen bekanntlich seine Zurückhaltung zeigt, so würde es ihm seine besten Liederschäfte gewiß willig eröffnen.

## Probenn.

### II.

Sängerknab' gevandten Mundes,  
In der Abenddämmerung fühle  
Leuschte in des Zwieliches Schimmer;  
Was dort hört er, ward zur Stunde,  
Ward zur Kugpe goldner Saiten!

5.

Waimud warjula warisusta Tullid tulila tubbinal, Kaste karmet forgotella, Udo püllola piisnedas.	10.
Nassi naisa nassotella Hallija tutteri ainosella, Muro-eide laewandiso. — Kellis lapsi, sulda riidis, Heitis ehha peigi vale: Kissendas appi kissilus.	15.
Koo - hallijas halli särki, Pao - hallijas valja särki, Tullid tutteri tüssila, Neisje närbeta aitama.	20.
Waimo - poisi, wurdajalgj, Läksed lango lanceessa, Pöggessd pörnula pölda, Wariko waggasi kamberehhé. „Mis sa tännid tutteriba?“ „Mis sa heidad enne aega?“ „Waimopoisid, peled herrat, Polisud lemad leddoto, Tullid neidu narrimait!“	25.
„Tuttar nori, ärra karda, Kell ei sehba, ei leela sind; Sebhoga felmid on kurjemad! Neide eestla, neistikene! Hoia, mis emalata päärinud.“ — Tuttar agga ifsi ihelisult: „Lähhem leppa lehhis voiga Nisus, mis emalata päärisin!“	30.

2

Pauljed otſiti,  
Riguseb fuisse!  
Paroi partit yutſakenne,  
Vooduk oſte luiga luine,

B. 8) Latme, kraff, steif; auf gesteiftem Thaue hüpfend. — B. 12) Murro heißt das kurze Gras vor dem Hause, ich kann daher unter murro nicht nichts anderes verstehen als ein elsenartiges in oben unter dem Hofgrase haufendes Wesen. — B. 17) Nach Reval-Estnisch müsste man hier „im Heinde“ übersetzen, da aber nach dem vorhergehenden Worte nach dem Dörpischen Ausdruck ein Überkleid gemeint ist, so müsste auch hier der Consequenz wegen so übersetzt werden. — B. 19) nächt, schaudlich, vermischt. — B. 20) wodajalgj, spießensüchtig. — B. 30) Wer keinen Kör, per hat, sei dir nicht verboten.

Geister aus dem Schattenhaine  
Räumen in dem Windgefäßsel,  
Auf gesteiftem Thaugras hüpfend,  
In des Nebels dunklem Schleier.  
Sie erhoben sich zum Scherzen - 10.  
Mit des Eises einziger Tochter,  
Pflegelind der Rosenmutter. --  
Lieutes Kind, im goldenen Kleide,  
Ward erschreckt durch Zwielichtssöhne,  
Rief um Hülfe in der Klemme. 15.  
Birken - Elf im grauen Kleide,  
Weiden - Elf im bloßen Kleide,  
Räumen zu der Tochter Streite,  
In der schwachen Jungfrau Hülfe.  
Geisterknaben, selzenfügig. 20.  
Gilden in verwandte Forsten,  
Glohen in des Abers Kraut,  
In des Haines stille Räume,  
„Warum, rießl Du, Tochterlein? 25.  
Warum hängt Dir vor der Seit?“  
„Geisterknaben, halbe Herrren,  
Halbgeschöpfe, heimatlose,  
Kennen, um die Weid zu necken.“  
„Junge Tochter, sei nicht bange,  
Unverwohrt — sind Körperlose; 30.  
Schlimmer sind die Körperschelme!  
Jungfrau, Hüte Dich vor ihnen,  
Wahr! Dein müterlich Erbtes.“  
Weinend aber sprach die Tochter:  
„Nachbar Erle's laub'ges Söhnlein 35.  
Raube mir der Mutter Erbe.“

## 2.

Nach den Sängern gesucht,  
Nach den Schaufern gefragt!  
Entensederlein die Brücke,  
War vom Schwanenbeit das Boot.

Das zweite Lied bietet dem Übersetzer sehr große Schwierigkeiten; der Dichter giebt seine Gedanken in flüchtigen Umrissen, ein verbindendes Mittelglied wird vermisst; eben so schwer löst die Kürze sich im Deutschen wiedergeben. Dem Kenner des Originals muss die Übersetzung däurk verkommen, das fühle ich selbst. V. 3 heißt wörtlich: „der Fluss ein Entensederlein“, worunter nicht selten die Brücke zum Einsteigen ins Boot verstanden wird.

Näppi nollast türípu ; 5.  
 Möla olli pihhala puna ,  
 Bars olli wahterane,  
 Kroostleht laiva purjelene ,  
 Ümbias' eied purjefablad ,  
 Tihlila siro lippusta . 10.  
 Siis tööt lärmveda fallane ,  
 Ülle raatma rattifuna .  
 Säät olli töögi fallane ,  
 Kalla sissen höbbesine ,  
 Kalla suddo hümmingline , 15.  
 Kalla marri fallerwine ,  
 Somus Tora - ie suugune .

## 3.

Wellekeh! fai ikö mälästeni :  
 Root sagn maña - ie fönumid ? 5.  
 Kallevi salmo salvo al  
 Maña - ie päivva publava .  
 Paulon segi, Iassen segi :  
 Mis mul ehhal heidenille ,  
 Ku walgel kuluille .  
 Olles neid, olles neid töise wörre ,  
 Kalmemörra foggorwaäßi : 10.  
 Siis lääsi meil illo üllefahhe ,  
 Lääsi meil laulio laddosahhe !  
 Kül sis soalisme fönumid .  
 Waimud waarmasi jälgige ,  
 Wagga warjula latsoa  
 Söna subboie sölmitub ; 15.  
 Ei anna fönumi johtegi . —  
 Koi, fai, ma mälästeni ,  
 Maña - ie pölvve polestani ;  
 Juimal tiap töise forra  
 Waggi wabtse aiss'etani ? 20.  
 Koi, mis ma sul üttelen :

B. 5) Aus Schnepfenschabel das Steuerkuber. — B. 6) Möla, der untere breite Theil am Ruderholz; hier wird das Ruder aus zwei verschiedenen Holzarten zusammengesetzt. — B. 7) Die Ruderstiele waren aus Ahorn. — B. 8) Kroostleht, bee. Frequenzanteil, Alchemilla vulgaris. — B. 10) Geschieht die Abweichung des Metrum durch das Original ge rechtfertigt. — Bei B. 12 scheint man eine Strecke das Schiff auf Rädern fortzubringen, daher muss es ursprünglich in einem See gewesen sein, bee keine Wasserverbindung mit dem Goldflusse hatte. — B. 16) Der Kührogen war Kallewëartig. — Der letzte Vers heißt wörtlich: „die Schuppen so wie Tora's Hain“. — Hoffentlich wird das Kindchen der von der Eßlände

Schnepfenschnabel dient zum Steuern, 5.  
 Überföhren sind die Kinder,  
 Und aus Ahorn ihre Stangen;  
 Kronenblatt des Schiffes Seglein,  
 Spinnengewöb' die Segelschweine,  
 Schmetterlingsflügel die Flagge. 10.  
 Dann ich weit zum Fischfang elte,  
 Über wüstes Land auf Rädern.  
 Dort fand einen Fluß ich golden,  
 Datin schwammnen Silberfische,  
 Königlich war der Fischlaich. 15.  
 riesenartig war ihr Regen,  
 Ihre Schuppen glänzend grün.

## 3.

Brüderchen, halt! ich soll mich besinnen:  
 Wo des alten Haines Kunde? 5.  
 Unter Galgen's Grabeshügel  
 Schwärzeln alte, heil'ge Tage.  
 Sing' ich solches, spende solches. 10.  
 Was mir in der Dämmerung uferam,  
 Und in Mondchein ward verkündet,  
 Hätt' ich es, hätt' ich es doppelt so viel,  
 Hätt' ich's dreifach mit gesammelt:  
 Dann höbe uns Freud' in die Höhe, 15.  
 Dann flängen die Lieder und wonig!  
 Zu Kunde dann fehlt es uns nicht.  
 Die Geister, flüchtigen Fußes,  
 Schatzeureiches hilfe Kinder,  
 Haben's Wort im Mund' gefnotet; 20.  
 Und Botschaft sie bringen uns keine.  
 Wort' ward', ich will mich besinnen,  
 Raich der alten Tage gedenken;  
 Gott der Zukunft Loos mag feinen,  
 Wie's im neuen Jahr gestaltet? 25.  
 Horch! was ich dir sagen will:

bischen literarischen Gesellschaft nächstens herauszugebenden Sammlung einzusteilt werden, und so dürfen wir mit Gewißheit eine bessere Uebersetzung erwarten. Wahrscheinlich ist es aber ein Bruchstück eines größeren Liedes.

B. 1) Mälästerli, erinn'ren, auch besinnen wir nachdenken. — B. 5) Sing' ich dieses, spend' ich dieses. — B. 6) Was mir in der Dämmerung wurde. — B. 7) Was der Mondchein mir verkündet hat. — B. 10) illa ist hier offenbar in bildlicher Deutung, ich lese daher Freude — B. 15) Den Geistern ist das Wort im Munde festgehalten, sie können nicht sprechen. — B. 18, potest'ani erklärt ein Sänger für »wach denken« — Ich will mich auf die vergangene Zeit bestellen.

Kolm olli juvna survel,  
Üte olli surri foolmine,  
Töine Tauthi tappemine,  
Kolmas vörera wötemine. 25.  
Wöeras wöttis einas orjas,  
Gulgus fundija sultases,  
Näni vina fäskijallas. —  
Wellefese! mis ma laulan?  
Paulo om issen halleba! 30.  
Orja pölweke vägga rasseda. —

## 4. Trinklied. (Improvisirt.)

Tulli ma ülles hommingulle  
Inne watera walgehetta,  
Wössima suite, soie päärda,  
Renga ma jalla, aro jallo,  
Päle mähhi pära jallo; 5.  
Vätsi ma mötsa föndimabhe,  
Hommingulla kaete wabbel  
Näie ma mäe mängivatta,  
Näie ma serwe pillowetta.  
Mäe mängva hanniitza, 10.  
Verwe pillowetta puddelij,  
Oija öllula joisiva.  
Aija ma matru halli runa,  
Wötti ma kanni, teista latfi,  
Päle voli pikkurii. 15.  
Soie ma weidi iorahannus,  
Pañi ma pö pinderihe,  
Jalla kanno jure päle,  
Masolese rommehantus,  
Tahisi publi puhtaada. 20.  
Tulli nu waras wariskoett,  
Warast ärra hälti runa.  
Sääl ma feddun joosten josi,  
Esa mul wästjo purunesja:  
„Mis sa issel poiga, wenni? 25.  
Et hobbo watera meil lõppeta!  
Wöttia sa tallist räsfalisseppa,  
Tulba lüttest rüggewappi,

W. 24) Tauthi tappemine. Taub heißt böse Schiefe, auch Schiefe überhaupt, kann aber hier eben so gut den Namen eines Feindes bedeuten. — W. 27) Gulgus fundija sultases, Schloß uns zu des Nachreißers Gedachten. — Bei diesem Liede namentlich wurde vor jedem Verse H a ! angestimmt.

Drei Zöde hausten im Sommer,  
Einer war ein böses Sterben,  
Zweiter war der Seuche Morden,  
Dritter war — des Fremden Kessel. 25.  
Fremdling machte uns zu Knechten,  
Band dem Herrscher uns als Diener,  
Lehrt' uns seinem Willen folgen. --  
Brüderchen! was soll ich singen?  
Mein Lied ist voll Thränen und traurig: 30.  
Schwer, ach! schwer der Stand des Slovens.

## 4.

Stand ich auf am frühen Morgen  
Seitig vor der Tageshelle,  
Wusch mich sauber, kämmt' das Haupthant,  
Band die Schuh' an Ghensfüße,  
wickelt drüber Tagesfüße; 5.  
Ging dann in den Wald sposieren.  
In des Morgens Thaugesilden  
Sah ich dort die Berge spielen,  
Sah ich dort die Ufer glänzen.  
Mit dem Zapfen spielten Berge, 10.  
Und von Glaschen glänzten Ufer,  
In den Flüschen Pier nur flös.  
Räher trich ich meinen Grauen,  
Nahm eine Kanne, zwei von andern,  
Drüber einen halben Becher. 15.  
Ward ein Weniges betrunken;  
Streckt' den Kopf auf weichen Rasen,  
Fuß' an eines Baumstamms Wurzel,  
Fühlte mich ein wenig müde,  
Wollt ein Weilchen ruhen aus. 20.  
Kam ein Dic gleich aus dem Walde,  
Stahl mir meinen grauen Wallach.  
Eilig lief ich nun nach Hause,  
Wo der Vater mir begegnet:  
„Warum weinst du Söhuchen, Bruder? 25.  
Gin Gold bringt uns nicht um's Vermögen!  
Nimm ein fromm'res Pferd vom Stalle,  
Lös' ein stärkres die vom Pfeiler,

Vorliegendes Impromptu repräsentirt die schwächste Seite bei Plestaufschreibungen des Liedes, so wie der Urheber seinerseits dieselbe noch mehr hervorgehoben hat. — B. 10) kann nicht so einen Hahn bedeuten, den man zum Zapfen an's Fuß schraubt. — B. 26) Nicht ein Pferd unsern Wohlstand kann enden. Das in der Version veränderte Versmaß scheint hier, wie anderweitig, durch das Original gerechtfertigt.

Lüggi saina libhamappi." —  
 Sölmatigi, latmatigi :  
 Rörni pingi painototas !  
 Rörtsi lingi ligulatas !  
 Egga, egga ma jo körwifesta,  
 Eggo taite hallifesta :  
 Jo ma vungast puddenrahba,  
 Taggest waña taalderita.

30.

5. Der Sänger.<sup>\*)</sup>

Kust ma laulu lohhutasi,  
 Koovisisti lemešin,  
 Söna töhnadea fölmisin,  
 Uide ajjaosta errotin ?  
 Eit mind lättie ligotades,  
 Vibboridwa vibotades,  
 Suigetas mind laulo-suga,  
 Reñg looga maggamate.  
 Üne-ukkub tätsi ümber,  
 Suigotasad sängi sambas,  
 Ilino-mahhöd vibbo winnas —  
 Kossotasd eide lausu,  
 Senni kui meus süddamesse  
 Salla pölbu iddanema.  
 Kui farso poissi ma keswoasi,  
 Usja ajjaoks wenisiin,  
 Sadeti mind laaja jaatma :  
 Lehmi oidma leppikusse,  
 Karjo laitsma fasikusse,  
 Waissaid warikus warjama. 15.  
 Linnud libbeda kelega  
 Kandsid laulu nokka oties ; —  
 Lauto-räästas räggastlus,  
 Pessilinnud vöfcastlus,  
 Väosefed väma paistel,  
 Wärblased kattuse warjula. 20.  
 Zggamchbel oma wiſi  
 Podud luggo lustilise :

5.

10.

15.

20.

25.

B. 33. Über weder vertrinkt ich den Brunnens.

\*) Der Vergleichung wegen mag diesen Anhang dieses Lied aus Erlandswierland beschließen.

B. 4) heißt höchstlich: Verstand aus dem Gehirne loskrente — So wie weit B. 5 — 8 vom Originale entspricht, das können nur Kenner der Estnischen Sprache beurtheilen. Die Uebersetzung — wenn sie auch dem Sinne nach treu erscheint, geht die eigenthümliche poetische Farbung verloren. — B. 9) üne-ukkub ist hier durch Traumes-Giften übersetzt, deuten wohl

Um der Wand steht gleich ein bessres,  
Schimpfen sie mich und verhöhnen : 30.  
Ach du fauler Krugshank - Strecker !  
Voll der Krugshür - Klinten - Wecker !  
Aber wohr verzinkt ich den Brauner,  
Noch die beiden wackern Gräu'chen :  
Trink aus Beutel kleine Münzen , 34.  
Die sich hinter Thalern bergen.

## 5.

Wo hab' ich das Lied gefunden,  
Wo entdeckt des Songes Weisen --  
Doch ich — Wort zum Worte knüpfend --  
Aus dem Sinn Gedanken wand ?  
Als der Mutter Hand mich wiegenb 5.  
An der Schaukelstange schwenkte,  
Lullte sie, Gesang im Munde,  
Mich mit Liedern süß zum Schlummer.  
Traumend - Elsen um das Lager,  
Lullende in Bettweiss Raum , 10.  
Schlummerwächter an der Wiege,  
Währten leis' der Mutter Lieder,  
Bis sie sanken in des Herzens  
Stillvörg'nes Feld zum Reimen.  
Bald zum Hirtenbuben erwachsen , 15.  
Kum Geschäftslauf herangereift,  
Schick' man mich die Heerd' zu hüten :  
Rühe wartend unter Erlen,  
Heerde pflegend unter Birken,  
Im Gebüsch der Kölber Schuß. 20.  
Und der Bögel glatte Junge  
Trug das Lied auf Schnabelspige ; --  
Im Geestrüppen sangen Drosseln ,  
Brüdervögel in Gebüschen ,  
Schwalben frei im Sonnenschein , 25.  
Spogen unter'm Schuh des Naches --  
Federmann nach eigner Weise,  
Wie sein Lustlied ihm geischen :

auf befreundete Geister. Ein Kraut in Frankenland heißt *Ukko-an ned* (Ukko's Gabe), auch ist mir der Ausdruck *Ukko-wat* einige Mal dort vorgekommen, ich weiß aber nicht, ob er von *Tondi-nat* wesentlich verschieden ist. — V. 11 lässt die Schlummerwächter in der Wiegenstange mehrzen, so wie die Kölle im vorhergehenden Verse im Breitpfeifen einziquirkt sind — V. 18 — 20 könnte den Verdacht einer wörtlich zu steuern Version auf sich ziehen, aber diese der östnischen Nationalpoesie eigenthümliche Vocalisierung würde nicht verwirkt werden.

Lookeles lörtesles,  
 Kūnni linnul lõffatesles. 30.  
 Tule eog töi reised wissé:  
 Wihma willet mul pilwesta,  
 Merrelt wirwendawa wist,  
 Laenedest lahhingi luggu!  
 Tulipass a'as paßunata,  
 Torropil'i lone latwad. 35.  
 Nende laulomeeste luggu  
 Areatas mind foggemata,  
 Ajjas femei ibbenema,  
 Mis ni faua pöua pöllus 40.  
 Kasteeta magganud.  
 Süs ma warmalt nossia westen,  
 Paulu-luggu allustasin,  
 Reggewärtsi vereitassin!  
 Kännil, äästel, logu wöttes 45.  
 Óma laulu lõkhotellin!  
 Looga ühhes ülleskaswin,  
 Saime mehhets me' möllemad,  
 Saime peius penilesek  
 Neio förwa kostamaie. 50.

B. 32) Der Wind lehrt der Regenwolke (oder durch die Regenwolke dem Sänger) das Pfeifen, so wie er in den beiden folgenden Versen, je nach seiner Stärke, den Willen ein süßes Gebose (wirwendawa) oder einen

Folgende Uebersetzung von Ernst v. Reinthal  
ist freier, doch noch wortgetreu genug.

Wollt Ihr wissen, wie des Liedes  
 Wie der Klänge süße Gabe,  
 Wort zum Worte, Sinn zum Sinne  
 Sich verbindend in mir feimte —  
 Hört mich an, ich sing es Euch.  
 Als der Mutter Hand mich wiegte,  
 Sanft die Schaukelstange schwenkend,  
 Wiegte sie, Gesang im Munde  
 Mich mit Liedern süß zum Schlummer.  
 Traumes-Elfen um das Lager,  
 Schlummerwächter an der Wiege,

Schwirrend flingt das Lied der Kerche.  
Klangvoll das der Nachtigall. 30.  
Untre Weisen bracht der Windhauch:  
Pfeifen aus der Regenwolke,  
Aus dem Meer das Geröse,  
Aus den Wellen Schlachtgesänge!  
Blies der Sturmwind die Posaune, 35.  
Es dudelten des Forstes Wipfel.  
Lieber Sänger Melodien  
Weckten mich aus meinem Schlummer,  
trieben rasch die Saat zum Keimen,  
Die so lang im dünnen Boden 40.  
Ohne Feuchtigkeit geräummet. —  
Eiligt meinen Schnabel weggend,  
Ungesäumt mein Lied begann ich;  
Meines Liedes Verse rollten!  
Flügeln, eggend, oder mähend 45.  
Ließ mein Lied ich froh erschallen.  
Mit dem Lied zugleich erwuchs ich..  
Vesde sind wir Männer worden.  
Sind wir Freier, schlankgebaut,  
Wuhlend an der Jungfrau Seite. 50.

---

Schlachtengang entlockt. — B. 35) Zulissatz, der Wirbelwind, die Windrose. — B. 44) Steg gewährte, Krie, profanes Lied überhaupt.

---

Bon der Schaukelstange flüsternb  
Nährten meiner Mutter Lieber,  
Bis sie sanken in des Herzens  
Heimlich stillstes Feld zum Keimen.  
So erwuchs ich auf zum Knaben,  
Arbeit mußte man mir geben,  
Man vertraute mir der Kuh,  
Wer der Lämmer Gut und Schuß.  
Weidend unter Erlen, Bicken  
Und im Schatten des Gebüsches.  
Horch was hört ich da für Töne  
Aus der Vögel Läden dringen!  
In den Wipfeln sangen Drosseln,  
Aus den Büschchen strömten Lieder

Schöngeschmückter Sängerschaaren,  
Schwalben in den blauen Lüften,  
Lerchen unterm Himmelsthron,  
Nächtigall in Flagetönen,  
Selbst der Spaz im Schutz des Naches —  
Zeder sang in seiner Weise,  
Wie sein Lied ihm war vergönnt.

Andre Töne trug der Windhauch.  
Regenwolken hört ich rauschen,  
Meereswogen dumpf und düster  
Tönten flagend Schlachtersänge,  
Lauter noch des Sturms Posaune,  
Wogen thürzend, Wipfel brechend.

All dies Lönen, all dies Bransen  
Weckte mich aus meitem Schlummer,  
trieb in mir die Saat zum Reimen;  
Lang schon lag sie harrend da,  
Dass der rechte Hauch sie wecke —  
Und erwacht ist so mein Lied.

Ruft mich Arbeit auf den Acker,  
Arbeit auf die Blumenwiese —  
Ueberall erkönt mein Lied.  
Lied und ich, wie Zwillingsschwestern  
Wuchsen mit einander auf,  
Beide sind wir Männer worden,  
Beide Freier schlank und fröhlich,  
Buhlend um der Menge Beifall,  
Buhlend um der Jungfrau Gunst.

---

## VII.

# Wie war der heidnische Glaube der alten Ester beschaffen?

Vom Dr. Fählmann.

Mit der Antwort auf diese Frage sind wir gewöhnlich leicht fertig, indem wir sagen: der alte heidnische Glaube der Finnen ist uns ja aus Thomsen's Finn. Mythologie und aus der Kalevala hinlänglich bekannt, und die alten Ester hatten keinen andern. Aber Völker eines Stammes und einer Sprache sehen wir auch heut zu Tage in Religionsansichten, wie in Bildung und Cultur sehr weit von einander abstehen. Im Alterthum war es gewiß eben so mit den Ester und Finnen. Die alten Ester standen mit den Völkern des übrigen Europa in genauerer — freundlicher und feindlicher — Bindung, als die Finnen. Die Geschichte beweist es; wir mögen nur den Saxo Grammaticus lesen. Nicht minder legen es viele alte Volkslieder dar. Die Sprache aber beweist es klar, daß die alten Ester den Finnen viel in der Cultur voraustanden. Von vielen hemmenden und lästigen Fesseln, die den übrigen Dialekten des finnischen Sprachstammes noch anhängen, hatten die Ester sich frei gemacht — ich erinnere nur an drei Stücke, an die Vokalenharmone, die Sagwörter und das Verhältniß der Wortwurzeln zu den Ableitungen.

Mit der Religion der alten Ester war es nicht anders. Um diesen Beweis zu führen, ist nichts so einleuchtend und schlagend, als die Schöpfungsgegeschichte. Ich will die Sage von der Schöpfung der Welt Ihnen kurz und bündig geben, wie vielleicht mancher Andere sie auch aus dem Munde des Volkes in Lettland oder Würtland mich gehört haben.

Altvater (vana Iffa, vania taat, oder mit dem besonderten Namen Zora) bewohnte seinen hohen Himmel; in seiner Halle

prangte die hebre Sonne. Die Helden hatte er erschaffen, um sich ihres Rathes, ihrer Kunst und ihrer Stärke zu bedienen. Der älteste unter ihnen war Wahnmuine (am besten überlegt: der Weiseste der Andern). Er hatte ihn alt geschaffen, mit grauem Haar und Bart und ihm die Weisheit des Alters verliehen; aber das Herz war ihm jung und er besaß die Gabe der Dichtkunst und des Gesanges. Altoater bediente sich seines Augen Rathes, und wenn Sorgen seine Stirn trübten, spielte Wahnmuine vor ihm auf seiner wunderbaren Harfe und sang ihm seine lieblichen Lieder. Ein zweiter war Ilmarine, im besten Mannesalter und in männlicher Kraft, mit Weisheit auf der Stirn und Nachdenken in den Augen. Ihm war die Gabe der Kunst verliehen. Ein dritter war Vänumeküne (Heizänger, Heißnagel), ein mannterer Jüngling, voll Laune, immer froh, ausgelebt zu jedem Muthwillen. Andere, wie Vibboane — der gewaltige Bogenschütze — sind weniger beachtenswerth. Alle aber betrachteten sich als Brüder und der Alte nannte sie seine Kinder. Ihr Wohnsitz war Kallewe oder Kaljowale (Felsgebiet).

Da trat nun der Alte zu den Helden und sagte: Ich habe in meiner Weisheit beschlossen, die Welt zu schaffen. Betroffen sahen ihn dies die Helden an und antworteten: Was Du in Deiner Weisheit beschlossen hast, kann nicht schlecht sein. Und während sie schliefen, schuf er die Welt, und als sie erwachten, rieben sie sich die Augen und staunten das Werk an. Aber der Alte war ermüdet von der Arbeit der Welt schöpfung und legte sich zur Ruhe wieder (Puhkama). Da nahm Ilmarine ein Stück von seinem besten Etabl und hämmerte es aus zu einem Gewölbe, spannte dieses als Gezelt über die Erde und hestete die silbernen Sternchen daran und den Mond; aus der Vorhalle des Alten nahm er die Leuchte und befestigte sie mit einem wunderbaren Mechanismus an das Gezelt, so dass sie selber auf- und niedersteigt. Voll Freude egriff Wahnmuine seine Harfe, stimmte ein Jubellied an und sprang auf die Erde, und die Singvögel folgten ihm, und wo sein tanzender Fuß die Erde berührte, sprossen Blumen hervor, und wo er auf einem Stein saß und sang, wuchsen Bäume heroot, und die Singvögel segneten sich drauf und begleiteten seinen Gesang. Vänumeküne zuckte in den Wäldern und auf den Höhen herum und Vibboane versuchte seinen Bogen. Der Alte erwachte über dem Lärm und wunderte sich, wie die Welt anders geworden war, als er sie erschaffen. Und er

sagte zu den Helden: Recht so, Kinder! ich habe die Welt als rohen Stock geschaffen; eure Sache ist's, sie zu verfeinern. Nur bald werde ich die Welt bevölkern mit allerlei Geschöpfen und werde dann die Menschen schaffen, welche die Welt beherrschen sollen. Den Menschen will ich aber schwach schaffen, damit er seiner Stärke sich nicht zuviel könne, und ihr sollt euch mit den Menschen befrieden und euch mit ihnen vermischen, damit ein Geschlecht erwachse, das dem Bösen nicht so leicht unterliege. Das Böse mag und kann ich nicht vertilgen, es ist des Guten Maß und Stachel (mōesja ja ihutaja).

Das war geschehen am Anfang der Welt.

Einige andere Sagen, die Fortentwicklung der Welt betreffend, habe ich Ihnen schon früher vorgelegt. Und der Alte leitete mehr und weniger selbst diese Entwicklung, bis die Welt „im Gange“ war. Jeder Mensch ist ein Glied im Getriebe, treibendes und getriebenes und jeder ist seines Seins Macher (esmo ollemisse teggijsa). Der Alte kommt nicht mehr lebhaftig auf die Erde und greift nicht mehr mit eigner Hand in das Getriebe; aber Keiner mag sich beklagen, er sei verlassen, hat doch der Alte jedes Menschen Tröst angesprochen, so daß Jeder dem Bösen ausweichen mag. Wer aber seinem Verhängniß unterliegt, dem wird es nicht Schutz gegeben; heut zu Tage geht das Verhängniß mit eisernem Schritt einher und Keiner freut sich, wer von seinem Tritt getroffen wird, und Mancher steht nicht wieder auf.

Die unmittelbaren Ahnunlinge der Helden — fallere vorad — waren die ersten Ländereherrscher. Unter diesen ragt hervor **Schni**, schlechtweg fallere vorad genannt, der Liebling des Estenvolkes. Viele aunnützige Sagen über ihn lebten im Munde des Volkes und alle lassen sich in den Rahmen eines hübschen Epos fügen, von der Zeitdauer weniger Tage, versteht sich, mit vielen Episoden.

Diese Sage und noch einige andre den Tara-Kult betreffende, waren noch vor einiger Zeit im Munde des Volkes — die leidige Herrnhuterei hat sie ausgetilgt. Obgleich die Sagen nicht so zäh und stereotyp sein können, wie Lieder, so sind sie doch immer traurige Überlieferer, als die einfältigen brüderlichen Motiven der Historiker und Chronisten, die das Volk niemals begriffen haben und die — wenn es auf den Glauben ankam — sich darüber entsegneten, daß den alten Ester das Christenthum nicht angeboren war.

Aus dieser Sage geht ganz ungezwungen hervor, daß die alten Esteren schon zu einem Monotheismus gelangt waren vor Einführung des Christenthums. Tara war die alleinige Gottheit, Schöpfer und Erhalter der Welt. Der Teufel spielt dagegen in den estnischen Sagen und Märchen eine sehr untergeordnete Rolle. Die Esteren sagen: wie die Ente auf trockenem Boden und der Dagdner auf dem Festlande unbekloßen und dummi sind, so auch der Teufel, wenn er sein Revier, die Hölle verläßt. Ganz anders ist der Teufel der Christen, momentlich der pietistische, mit dem die Esteren sich bis auf den heutigen Tag nicht haben befunden können.

Aber welches Ursprungs ist der Tara-Cult der alten Esteren? Ist ihr Tara der biblische? Ich weiß es nicht. Ist er der Thor der Germanen und Scandinavier? Ich bezweifle es; die Tara-Sagen haben mit den Thor-Sagen nichts gemein. G. M. Knipffler (d. J.) hat Tara und Thor identificiren wollen (Jah. 1836, Nr. 23). Aber seine Beweise sind keine; selbst die estnischen Wörter mit vermeintlichem Thor-Klang spricht das Volk anders aus oder sie haben ganz andere Bedeutung. Man hat auch Torropil mit Thor zusammenbringen wollen. Aber torro heißt eine Röhre, torrim das hohle Geräusch beim Blasen in eine Röhre, torrisma brummen; torropil das musikalische Instrument (pil) mit einer Brummtöhre (torro). Freilich sagt man beim Gewitter, neben dem waania issa wäljaas (Altwater ist da), mögt auch waania taat torrisch (Altwater schlägt, brummt), aber dies sind nur zufällige Lautähnlichkeiten.

Tara kommt in alten Volksliedern der Esteren vor. In einem Volksliede, wo von dem Untergang des Heidenthums gesungen wird, heißt es: tapper tabbas Tara tamme das Mordbeil verlegte die Eiche Tara's; im 3. plesk.-estn. Volksliede von Kreuzwald im gegenwärtigen Hest ist der Schlussovers: somus Tara ie suggune (die Schuppen des Fisches hatten die Farbe von Tara's Hain (dunkelgrün). Eine poetische Beschwörungsformel beginnt und endigt mit ait ait ait ait Tara, hilf Tara. — Menschen mag ursprünglich Tara aet oder aib, Gottes-Garten, geheißen haben. ... Tara (G. Tara) und taar (G. tari) zusammenbringen, heißt der Sprache Gewalt anbauen. — Das Tara pilla bei Heinrich dem Letten hat einige Diskussionen veranlaßt. Tara pilla heiße der närrische Tara, im Finnischen die Ohrenleule, im Estnischen ist mir diese Benennung nicht vorgekommen. Diesen Namen möchte die Ohreule durch ihr gravitätisches Aussehen

erhalten haben. Vielleicht fanden an den Festen der alten Esten Prozessionen des Heiligsten Statt, wie im Mittelalter an den Esels- und Karrenfesten und noch heut zu Tage in catholischen Ländern zu Karfreitag. Aber es scheint nach Knüppfers d. L. Nachweisungen (Jnl. 1836, Nr. 5.) ausgemacht, daß die Seeart *Tara villa* ganz verworfen werden müsse.

Die Untersuchungen beider Knüppfer über den *Tara* sind verdienstlich. Knüppfer d. L. zeigt (Jnl. 1836, n. a. D.) daß der Hauptort der Verehrung des *Tara* in dem heiligen Haine auf dem Abbaferischen Berge im Wierland war. Noch jetzt heißt Abba - usk heidnischer Glaube, Überglauke. Knüppfer d. A. weist nach (Jnl. 1836, Nr. 5.), daß *Tara* nur geringen Lautmodifikationen bei vielen ähnlichen Wörtergruppen, bis in Asien hinein, den Namen Gottes bezeichne.

*Tara* fehlt in der Mythologie der alten Finnen. Sie scheinen ihre Nibelgötterei bis zur Einführung des Christenthums beibehalten zu haben. Doch scheint auch Thomassen vieles Poetische und Allegorische ohne Roth sogleich personifizirt zu haben. Vieles ist aus der Phantasie und aus — der Lust gegriffen.

In die Mythologie der alten Esten gehörten auch Wolf-, Wasser-, Erd- und Lustgeister (*algas*, *mossalugab*, *annad* u. s. w.), welche zum Menschen bald im freundlichen, bald im feindlichen Beziehniß standen, ihn bei seinen Arbeiten und Beschäftigungen störten und neckten oder ihm halfen, und deren Kunst er zu Seiten durch besondere kleine Spenden erkennen mußte. Wachten sie sich aber lästig, so waren Sprüche oder sonstige Possen im Staude, die Macht der Decker zu lähmen oder sie zu rünschen. Lockte *moss-algas* förmwerilm (das neckende Echo) den Jäger im Walde in die Falle, so mußte man links hin rufen und rechts hin gehen oder unbefangen ein lustiges Lied singen. Dem Wandere zu Nachtzeit zogen die te-säts-fajad den Weg unter den Bäumen vorwärts, so daß man sein Ziel nicht erreichen könnte, — da mußte er die Schuhe verkehrt anziehen, das vordere Ende nach hinten. Lockten die *wre-algas* (Wassernixen) die Kinder in's Wasser, so stellte er ein algia kusso oder nuk (ein Stück Holz, etwa eine Elle hoch, dem man einzigermaßen eine menschliche Figur gegeben hatte) an's Ufer, bei dem die Nixen vergebens ihre Lockungen anwendeten, bis sie es müde wurden und nun auch die Kinder in Ruhe liegen. U. s. w.

Auf diese Weise belebten sie die ganze Natur. Und die Phantasie der Dorfbewohner ist noch heut zu Tage so rege, daß sie auf ihren einsamen Gängen, besonders im Walde, immerfort noch allerlei erleben — daß Vögel sprechen, Bäume tanzen, Wesen ihnen in den Weg kommen, die bald groß, bald klein sind oder sich sonst verwandeln, daß der Stein unter dem Sizzenken in die Erde versinkt u. dgl.

Die christlich-katholischen Mönche toteten den Tara-Dienst mit Härte aus, möchten sich aber zu wenig mit der Lebens- und Denkweise des Volkes bekannt, daß auch der Glaube an diese irdische Geisterwelt hätte getilgt werden können. Überdies bot den alten Esten der in lateinischer\*) Sprache gehaltene katholisch-christliche Gottesdienst zu wenig Ersatz für den in heiligen Häimen gesegneten Tara-Cult. Es bildete sich daher ein sonderbares Gewirr von Überglauben, welches nur nach und nach der Auflösung weicht, die dem Esten durch seine eifrigsten protestantischen Prediger zufließt. Zu dieses Gewirr ist aber auch so manches Fremde mit hinein geslochten, das die Esten von den in früheren Jahrhunderten eben nicht weniger übergläubischen Deutschen aufnahmen; das bekannte Buch von Böckler giebt davon Kunde, wenn man es mit Kritik liest.

---

\*) Nach jetzt heißt unverständliches Zeug geläufig schwäzen Lebbis-Sema, lateinisch sprechen, wie auch das Herabrieseln des Regenwassers vom Dache heißt.

---

## VIII.

### Nachträge zu meinem Aufsage über die Chronologie Heinrich des Letten.

Von Dr. Hansen.

Über die Nachweisung eines durchgehenden Zerthums Grubers und den Versuch, den Ursprung desselben und die Verichtigung der durch ihn in die Origines Livoniae eingeführten Jahreszählung zu begründen, welchen ich zuerst im Juande 1816 No. 47, danach ausführlicher in diesen Verhandlungen II. Per. 1. Heft S. 47—83 veröffentlichte, haben Männer wie Pabst und Küsse öffentlich ihre beißliche Widerkennung ausgesprochen, und der letztere hat (Wirth. IV 1. S. 65 f.) gezeigt, daß es sich dabei um mehr als eine formelle Verbehrung handelt. Da wir selbst nun noch manche andere Bestätigung desselben, namentlich durch Urkunden zugeslossen ist, so bin ich im Stande gewesen, zu der im Druck befindlichen neuen Ausgabe der Origines diese Abhandlung in noch gesicherterer Gestalt zu liefern.

Unterdeß hat der Verf. der 24 Bücher livi. Geschichte in der ihm eigentümlichen Weise diese Frage auch zu behandeln für nöthig gehalten. Nur habe ich bei wiederholter Lesung nicht herausfinden können, was er will: das Wesentlichste meiner Untersuchung erkennt er an. Underes will er besser machen. Er hätte lieber gestehen sollen, daß ihm meine Abhandlung zu spät in die Hände gefallen ist und er sie demnach nicht hat benutzen können. Der Stern seiner Rede ist wohl S. 271 die Ausgabe; da der 1. Nov. 1215 in das 17. Jahr des Bisthums Alberts fällt, so muß man daraus ungefähr den ersten Tag des ersten Jahres seines Bisthums finden. Bedarf es eines Nachweises, daß das — welche gesagt — eine unmöglichkeit ist? da alle Tage vom 2. Nov. 1214 bis 31. Oct. 1216, also 730 Tage, denselben Auspeich haben, das gesuchte x zu sein. Alle Schranken, welche die Erzählung Heinrichs sonst legt, vermindern diese Schwierigkeit nur um die Zeit vom 2. Nov. 1214 bis 24. Juli 1215. Und dann die Stützen für die willkürliche Annahme des Zeiträumes

jwischen 24. Juli und 1. Nov. 1198: Da Heinrich berichtet (III. 2 ff.): „im nächsten Sommer nach seiner Weihe (also 1199) reiste Albert nach Gotland und über Dänemark zurück nach Deutschland und erschien zu Weihnachten vor König Philipp in Magdeburg, im Jahre darauf (1200) reiste er nach Livland“, so ist das Herr. K. unbequem; er meint dennach: „die Art und Weise der ersten Reisen des Bischofs nach den Berichten des Chronisten hat einen durchaus verdächtigen Charakter. Albrecht geht nach Gotland, von da nach Dänemark und wieder zurück nach Deutschland; es ist aber nicht einzusehn, warum er, so nahe den Grenzen Livlands, die Rückreise nach Magdeburg sollte angetreten haben? Man fühlt sogleich, daß die Ordnung der Begebenheiten verkehrt wurde.“ Hier sagt Herr K., „es ist nicht einzusehn“, aber im Texte S. 62 dentet er selbst das Nöthige an: „Es war ein tüchtiges Haupt nöthig, um die junge Kirche unter den heidnischen Leuten zu retten; sie war jetzt bedroht als beim Tode Meinhard.“ Sollte das nicht genügen, so lassen wir Heinrich selbst antworten, der in einem ganz gleichen Falle (Alberts I. XX. § 1) berichtet: *Episcopus Albertus venit ad regem Dacie, suppliciter rogans, quatenus exercitum suum navalem anno sequenti converteret in Estoniam.*  
*Et abiit iterum venerabilis Livoniensis Episcopus Albertus colligens peregrinos. Ipse vero distulit iter suum in Lironium hoc anno, ut in futurum annum fortior et cum pluribus veniret.* D. h.: „Es kam oberwähnter Bischof von Riga zum Könige von Dänemark und bat unterthänigst, daß er seine Seetochter fünfziges Jahr nach Estland schicken möchte. Der hochwürdige Bischof der Lekändischen Kirche, Albert, zog wieder weg, samlete Pilger, und für seine Person schob er seine Reise nach Estland die Jahr auf, damit er folgendes Jahr dorthin Mannsäcker und mit mehreren anläme.“ Wahrheit. Solcher Art ist der Grund des Verf. der 24 Bücher. Grade so wenig bedeutet die Bemerkung S. 270: „Auch die Krönung Phillips um Weihnachten zu Magdeburg, von der Heinrich spricht, ist eine falsche Nachricht; er wurde zu Mainz von einem Legaten gekrönt.“ Hat denn nicht Gruber grade zu dieser Stelle *das coronare aus gleichzeitigen Schriftstücken längst erklärt durch coronatus incessit?* Hätte Herr K. doch seinen Kreut nachgelesen, so hätte er S. 25 Num. d) gefunden: „Im Lateinischen steht: Bekrönet ward,

das heißt, mit der Krone auf dem Haupte sich öffentlich fehen ließ, wie die Magdeburgische Chronik des Reibom. tom. 2. p. 330 hat, welches von einem Reichstag zeuget.“

Es ist nicht der Mühe wert, Herrn R. weiter zu folgen und ihm noch einmal nachzuweisen, daß die Abschnitte der Origines durchgängig von Wintec's Ende bis Wintec's Ende, n. c. von Herbst bis Herbst reichen. Um so lieber lasse ich mich auf eine andere Erörterung ein.

Ein Vorschlag des Herrn G. v. Paucker in den Werken der Kieländ. Gesellschaft. G. IV. S. 85 geht dahin: „Sollte nicht statt dieses ungewöhnlichen Jahresanfangs (25. März; Mariä Verkündigung) vielmehr der 1. März als Anfang des Kirchenjahres auch bei Heinrich dem Letten anzunehmen sein? Alle älteren römischen Feiertagselber (Annalisten) bis etwa 1400 zählen nach dem Kirchenjahresanfang, welcher sechs Monate später eintrat als der Anfang des gleichnamigen bürgerlichen Jahres am 1. Sept. u. s. w.“ Ich habe den 25. März gewählt, weil er mir für diese Jahreszeit der passendste schien, und kaum davon auch einem so bedeutenden Gelehrten gegenüber nicht abgehen. Denn einmal ist der 25. März kein ungewöhnlicher, wenn anders die Angaben bei Brundmeier richtig sind. S. 14: Undere fanden es dem Begriff der Incarnatio — Menschwerbung — angemessener, das Jahr mit Mariä Verkündigung oder der Empfängnis — ab Annuntiatione oder a Conceptione — anzufangen, welche die Kirche auf den 25. März setzt. Auch dieser Jahresanfang ist in vielen Gegenden herrschend geblieben, in einigen sogar bis auf die neueren Zeiten, z. B. zu Pisa und Florenz. Die Gallier feierten anfangs das Osterfest am 25. März, als an dem Tage quando Christi resurrectio fuisse tradebatur u. s. w. Vergl. S. 32 den Calculus Pisianus und Florentinus. S. 66: In England war der julianische Kalender und der Anfang des geistlichen Jahres mit dem 25. März bis zum Jahre 1751 in Gebrauch. Vgl. S. 70 auch für Schottland. S. 71 für Frankreich. S. 72 für Spanien. S. 73 für die Schweiz, Sizilien und die Niederlande. S. 68 u. 69 für Deutschland. Dagegen finde ich den 1. März als Jahresanfang im Abendlande nur in Benedictiv beweist S. 72. Wenn also dieser Tag an die Stelle des 25. März bei Heinrich treten sollte, so müßte er hier als ein sehr ungewöhnlicher erscheinen, da dieser Schriftsteller ihn in der lateinischen Kirche so gut wie gar nicht vorfand und

eine Richtung nach der orientalischen Kirche bei dem eifriegen Missionar der lateinischen Kirche unglaublich ist. Um und für sich könnte ich sonst gegen den 1. März, als einen Tag, welcher dem von mir vermuteten Anfang des Bisthums Alberts noch näher liegt, als der 25ste, nichts einwenden.

Denn daß der Anfang des Bisthums Alberts in die ersten Monate unseres Jahres fällt, und nicht in den October, wie Herr Heinrich will (wobei er vom Pallium grade redet, wie anderswo von der Kaiserkrönung), habe ich aus dem ganzen Buche Heinrichs erwiesen. Dabei hätte ich das letzte Hauptstück des Buches, welches die Sache noch sicherer stellt, etwas mehr her vorheben sollen.

Das vorhergehende Hauptstück schließt mit der Fastenzeit (quadragesima), dieses letzte beginnt mit der Nachricht, daß der Legat Wilhelm von Modena am Meere auf günstigen Wind zur Rückfahrt wartete. Aus dieser Zeit kann haben wir eine Reihe von Urkunden des Legaten in Riga und Dünemünde (Monum. tom. IV. N. 20. 21. 25. 26. 27. 28. 29 und Dogiel tom. V. N. 15.) vom März bis zum 27. Mai, welche die Zeit, in welcher die Schiffahrt eröffnet wird, hinreichend bezeichnen und uns für den ungefähren Anfang des Jahres Alberts (Östern war 1226 am 19. April) in die erste Woche des März führen.<sup>\*)</sup> So geht die Erzählung ohne Unterbrechung weiter bis wieder Weihnacht und Epiphanias-Tag (h. 3 Könige. 6. Jan.), Fabian Sebastian (20. Jan.) und Mariä Reinigung (Lichtmess, 2. Febr.) vorüber sind, wo mit der Eroberung Desels und der Rückkehr der Christen nach Riga das Werk schließt. Heinrich kündigt am Anfang dieses Hauptstückes das achtundzwanzigste Jahr Alberts an und führt es, wie wir sehen, ganz wie alle durch, mit dem wohl zu berücksichtigenden Vortheile für uns, daß wir die Festangaben nicht bloß des Anfangs, sondern auch des Endes genauer haben als an den meisten anderen Stellen, und in voller Uebereinstimmung mit dem Ergebnisse meiner früheren Untersuchung.

---

<sup>\*)</sup> Ich will auf eine Vermuthung kein Gewicht legen, die weder an sich, noch durch die hier besprochene Frage notwendig ist; und führe deshalb eine Veränderung der Erseart, die ich empfehlen möchte, hier nicht an. Wer dergleichen nicht verachtet, siehe S. 77 dieses Heftes.

---

## IX.

### C. A. Heumanns Randbemerkungen zu Heinrich dem Letten.

Mitgetheilt von Dr. Hansen.

Zu meiner Bearbeitung der *Origines Livoniae* hatte ich die Gruber'sche Ausgabe von unserem verstorbenen Mitgliede Dr. Constant. Schöler erhalten und war um so weniger veranlaßt das Exemplar, welches die Universitäts-Bibliothek besitzt, zu beraugen. Nachdem ich aber obiges Exemplar zur Einsicht bei dem Abdruck mit nach Deutschland gebracht hatte, war ich geneigtheit, mir dieses zu erbitten und erlaube mit daraus diese kleine Mittheilung.

Unten auf dem Haupt-Titelblatte steht *Donum Editoris. C. A. Henmann 1740.* Auf dem Vorittel steht *Germanica huius libri versio prodidit Halle 1747. Vid. Götting. Ges. Zeit. 1747. p. 793. et Leipzig. Ges. Zeit. 1747 p. 893.* Der Besitzer also war der in der Geschichte der Theologie nicht unbekannte Christoph August Heumann geb. zu Alstädt im Weimarschen 1681, Prof. der Theologie in Göttingen, wo er, nach Niederlegung seines Amtes 1761 starb. Er hat (Quirke Sie Ausq. S. 1083. 1170) in einem »opus posthumum eines lutherischen Theologen« die reformierte Theologielehre offen ausgesprochen. Am Rande seines Exemplars der Orig. hat er eine Anzahl theils Erklärungen theils Vermuthungen zur Verbesserung des Textes verzeichnet, die, wenn auch von sehr verschiedenem Werthe, doch erhalten und bekannt gemacht zu werden verdienen. Von einigen freudigen Rand-Bemerkungen untertheilt ist die Handschrift sehr leicht. Auch lassen sich die durch mehrmalige Erneuerung des Blattes gegebene Gebrauch meist erscheten.

Prael. Grub. p. III. l. 2. zu MCCVI. n. 7. j. et ad a. 1207 n. 6. Prael. Grub. p. IV. trifft er mit der von mir gemachten Benutzung einer von Gruber übersehenen, aber für die Bestimmung des Verfassers der Origines wichtigen Stelle überein. füdem er zu der Stelle: *Tum quae ad annos 1219 fest:*

hic locus est clarissimus. Narratur enim, multos ab hoc Henrico et alio sacerdote baptizatos esse. Tum p. 148. lnt. 53. ait: a NOBIS baptizati.

- p. 1. §. 5. (I. 2.) Fuit — venerandus: versus fortuitus. Ibid.  
a. §. p. 3. §. 2. navelio — solebant: versus fortuitus.
- p. 12. §. 6. (II. 4.) si l. e. an. bsgt. p. 17. §. 5. (III. 5.)  
p. 55. §. 12 13 19. (XII. 2.) p. 69. §. 5. v. u.
- p. 13. §. 8. (II. 6.) Ymant: jemanb. At monachus videtur  
errore ridiculo fecisse nomen proprium. (?)
- p. 13. §. 13 (II. 7.) videntes l. vident.
- p. 21. Num. a) zu Gruber's Beſept civitas. Rechte. Mit Maß-  
weifung von committere p. 14. 16. 32. 54.
- p. 23. §. 2. (VI. 7.) billigt et exurunt statt exierunt und ver-  
weiset auf p. 64. §. 9. (XII. 1.) exustio castri. p. 24. §.  
2. (VII. 1.) ecclesia combusta. p. 171. §. 2. (XXIX. 1.)  
villas exustas und p. 181. §. 28. (XXX. 5.) villas com-  
buserunt.
- p. 24. §. 1. v. u. (VII. 2.) ut cum paganis st. cum paganis.
- p. 26. §. 6. v. u. (VII. 9.) vident statt videntur.
- p. 27. §. 5. (VIII. 1.) beneſt et zu conversatione: conver-  
ſione. Sie p. 74. l. 2. p. 106. l. 20. p. 107. l. 37. p.  
131 bis. p. 134. et 177.
- p. 28. §. 6. (VIII. 3.) zu laetificantur laetificant; sic p. 75.  
l. 3. p. 173. fin.
- p. 29. §. 11. v. u. (VIII. 4.) zu adveniens, quae cibaria: ad-  
vehens cibaria.
- p. 29. §. 2. (IX. 1.) zu quo magis: quo tempore magis. vid.  
(?) III. l. 3.
- ibid. §. 7. (ibid.) vor cui: Hic aliiquid verborum excidit.
- ibid. §. 14. (ibid.) zu interimus, vicerimus.
- p. 30. §. 3. v. u. (IX. 4.) Inveniens: leg. iuvenis. dixerat;  
leg. dixerat, del. quem.
- ibid. l. ult. (ibid.) Suo i. e. eius; sic p. 61. l. 9.
- p. 31. §. 15. (IX. 5.) interfecerant leg. — rint.
- p. 32. §. 16. (IX. 7.) pace in se leg. pace inter se.

- p. 33. §. 10. (IX. 10.) *quid ducatum.* Vid. Vossius de vit. serm. lat. lib. III. p. 416.
- p. 34. §. 18. (IX. 14. a. 6.) *ad verum pacificum.* sic p. 51. et 97. et 120. et 134.
- p. 35. §. 4. (X. 1.) *dextrarium.* vid. Voss. de vit. serm. lib. III. c. 8.
- p. 35. §. 13. (X. 1.) *uimis ei importunum:* esse. t. ei t. e. sibi.
- p. 35. §. 16. (X. 1.) und p. 160. §. 13. (XXVII. 2.) *quam oeyas i. quantocyns.* p. 53. §. 13. (XL. 9.) et p. 53. §. 25. (XII. 2.) *quantococius i. quantocius.*
- p. 36. §. 8. (X. 3.) *castro Ruthenien i. castrum Ruthenicum.*
- p. 37. §. 14. (X. 5.) *dilataverunt i. dilatarunt.*
- p. 39. §. 2. (X. 9.) *tantorum i. e. tot hominum.*
- p. 39. §. 6. (X. 9.) *prolicantur:* sic et p. 52 fin. 19. et p. 60. et 87. 92. et 134.
- p. 50. §. 7. v. u. (XI. 6.) *exitum:* mortem, obitum. (Wip verstanden).
- p. 55. §. 20. (XI. 6.) *traditione i. e. pruditione.*
- p. 55. §. 12. (XII. 2.) *coniurantes:* subaudi deos suos.
- p. 66. §. 5. (XIV. 2. a. 6.) *non del.*
- p. 68. §. 28. (XIV. 5. a. 6.) *infra:* intra. (s. dagegen Arndt II. p. 83. Numterf.\*).
- p. 73. §. 15. (XV. 1.) *missa i. e. immissa.*
- p. 73. §. 1. v. u. (XV. 1.) *catherizantur, lego catharizantur.* i. e. *exorcizantur.* Verbum *καθαιρίζεσθαι* ita usurpat ab Ireneus ap. Eusebium Hist. Eccl. lib. V. c. 7, ad quem hecum id verbum pulchre illustrat Valesius. Etiam *purgare aliquem exorcismo* dixit Augustinus et Petrus Chrysologus et concilium Bracarense apud Binghamum Orig. lib. 10. cap. 2. §. 8. Exorcizatio autem praecedebat baptismum. Vid. Tertullian. de corona cap. 3.
- p. 74. §. 10. (XV. 1.) *pacem serum referunt i. e. pacem pagani ublatam sed ab iis non acceptum, imo repudiatam, secum referunt ac reportant dominum.*

- p. 74. §. 27. (XV. 4.) Livones Episcopi; quid hoc sibi velit  
vid. p. 88. l. 30 p. 48. p. 90.
- p. 75. l. ult. (XV. 2.) adducit l. abducit.
- p. 76. §. 22. (XV. 3.) dele sensum, pro omnia lego omen.
- p. 79. §. 15. (XV. 5.) leg. supplicantes Episcopis et petentes  
lura Christianorum, et maxime decimam sibi alleviari.  
(Strig. §. hat iura Christianorum offenbar Mißverstanden,  
es sind nicht ihre Rechte, sondern ihre Leistungen).
- p. 81. §. 15. (XV. 7) Lettli aulem Beverinenses iterum eu-  
tes in Evangeliam eum paucis, Ristones prompti alios  
etc. leg. pro victualibus. (Sehr gut.) cfr. p. 72. (XV. 1.  
ult.)
- p. 96. §. 27. (XVIII. 5. in fin.) quia et hi: del. et.
- p. 98. §. 4. (XVIII. 8.) Ianientes leg. Ianiantes.
- p. 103. §. 19. (XIX. 5.) Stucnanta: Sarcianta; occurrit haec  
vox in Arnoldi Lubie, lib. 2. c. 20. Vid. et Vossius de  
vitiis serm. cap. 17. p. 2.. (besser Stuc nauta).
- p. 109. §. 1. (XX. 1.) qui leg. quo.
- p. 111. §. 16. v. u. (XX. 7.) et venerunt non tam Otilien-  
ees: del. non.
- p. 111. §. 15 v. u. (XX. 7.) occurunt l. occurserunt.
- p. 112. §. 24. (XX. 8.) Noyardenses l. Nogardenses.
- p. 117. §. 6. (XXI. 2.) abierat l. adierat.
- p. 118. §. 9. (XXI. 2.) l. Harrionenses, tam Wironenses.
- p. 125. leiste §. (XXII. 2.) via previdisse. Au forte via re-  
motissima uti p. 150. lin. 7. (§6 habe Puidisse vorge-  
stolgen.)
- p. 136. §. 24. (XXIII. 8. gegen d. E.) et crediderunt eis leg.  
ei se. signo Crucis.
- p. 169. u. h.) (XXVIII. 8.) Mihi posterius praeflaceat, non  
scriptori nostro usitatissimum sit, suus dicere pro eius  
vel eorum. Cfr. p. 50. 1. ult.
- p. 173. §. 9. v. u. (XXIX. 5.) praedixit. Sie p. 176. pro pra-  
dicavit.
- p. 174. §. 4. v. u. (XXIX. 4.) l. in defensionem.

- p. 177. legit. B. (XXIX. 9. a. E.) *Hic librum suum finivit auctor.* Quae sequuntur tanquam continuationem posteriori tempore adiecit.
- p. 178. B. 1 ff. (XXX. 1.) zu Bisdenus octavus postquam haec conscripsisset annus sequitur annus unius Praesuis Alberti (Statt unius) i. unus. Hoc verbo *auctor* in margine adscriperat bis denus octavus: quae verba in textum retulit librarius. Ergo incipendum est hoc caput in Postquam. (In der That ist unius anstößig, aber das Verfahren Heinrichs, so feinlich es ist, scheint doch zu gewaltthätig. Ich würde, da die Schriftzeuge wesentlich dieselben sind, statt unius lesen iniens, also annus iniens das beginnende Jahr, wie Heinrich ähnlich des Substantivs sich bedient annus erat Dominicæ incarnationis 1211, sedantistitis initium decimi quarti; vgl. anno octavo lichoante).
- p. 182. B. 8. v. u. (XXX. 6. Auf.) i. Osiliam, per lavachrum purgans vitia et dans etc.
- p. 182. B. 1. v. u. (XXX. 6.) leviter i. e. faciliter.
- p. 184. B. 1. (XXX. 6. a. E.) vos h. nos.

Dazu kommt beim zweiten Index:

- Bu** **Inbeneficiare:** Sic et loquitur Arnoldus Lubeccensis p. 464. Occurrit idem vocabulum in Gudani Sylloge prima diplom. p. 4. 12. 48. et 56.
- Bu** **Responsalia:** Apocrisiarius. Suiceri Thes. Vid. Vossius lib. 3. de vitiis serm. cap. 42. p. 57.
- Bu** **tradidores** == **proditores:** Sic et loquitur Arnoldus Lubeccensis p. 276. 432. ter. 433 et 466.

## X.

## Grubers Handschrift der Origines Livoniae.

---

Aus einer gesälligen Mittheilung des Hrn. Ed. Vabbi in Reval entnehme ich Folgendes:

Auf der Bremer Stadtbibliothek fand ich 1846 das Exemplar Grubers vor, welches er den Bremern verehrte, und das folgende eigenhändige Inschrift zierte:

„S. P. Q. Bremensi, portus Livonici primo repertori,  
tantae rei testem omni exceptione maiorem commendat  
Editor.“

6.

## XI.

## Kunstliche Münzen aus dem Estenlande.

Von Dr. Hansen.

**B**emerkt. Wo der Fundort nicht näher bezeichnet ist, ist es die Umgebung Dorpat; eben so ist die estnische Gesellschaft als Besitzerin vorausgesetzt.

- 1) Dirhem von dem Abbasiden Māmān als ernanntem Mit-erben des Chalifats (noch unter seinem Vater Harūn), geprägt in Balch im J. der Flucht 187, n. Chr. 803. Bei Weseberg gefunden und durch Hrn. G. W. Rock eingefundt.

- 2) Dirhem (von demselben Maimūn als Chalifen), geprägt in Samarcand im J. d. Gl. 200, n. Chr. 81 $\frac{1}{2}$ ; mit dem Namen oder Titel Almoscherrif auf der einen und Sulrasetaīn auf der anderen Seite unten. (Gehört mir.)
  - 3) Dirhem von dem Somaniden Ismail ben Ahmed, unter dem Chalifate des Mustekfi billah geprägt in Schäsch, J. d. Gl. 292, n. Chr. 90 $\frac{1}{2}$ .
  - 4) Dirhem von dem Somaniden Naṣr ben Ahmed, unter dem Chalifate des Muqtadir billah geprägt in Konderaboh (eben so wie die obigen Städte in Nieder-Turkestan), mit mit dem Namen Ahmed ben Saïd, vergl. Frähn Recens. p. 75. N. 166. J. d. Gl. 204, n. Chr. 91 $\frac{1}{2}$ . Von dem Privatlehrer H. Bohren & der gel. esenischen Gesellschaft dargebracht.
  - 5) Dirhem von demselben, unter dem Chalifate des Rābi'i billah geprägt in Samarcand. J. d. Gl. 322, n. Chr. 93 $\frac{3}{4}$ .
  - 6) Dirhem von Nūh ben Naṣr (dem Sohne des vorhergehenden Somaniden), unter dem Chalifen Mu'lī lillah (sehr groß) geprägt in Bochārā im J. d. Gl. 335, n. Chr. 94 $\frac{1}{2}$ .
  - 7) Ein Dirhem, der, so weit er unbeschädigt ist, bis in die feinsten Striche übereinstimmt mit dem von Frähn in den Mémoires de l'acad. Impér. des Sciences de S. P. VI. série. Sc. polit. T. I. p. 171 ff. erklärt unter No. 3 auf der Insel abgebildeten der Wolgabulgaren aus dem Dritte Sewär mit dem Namen Mumen ben Alchaç unter dem Chalifen Tāt billah im J. d. Gl. 366, n. Chr. 97 $\frac{1}{2}$ . Auf der Insel Cesel gefunden.
  - 8) Ein sehr abgeriebener Dirhem, welcher auf der Vorderseite noch Stücke des Namens (Behjā el daula  
 (Qotb el) millah  
 aufweist, auf der Rückseite ist zu lesen (Alq) ad(er) billah  
 (Ahu?)l Hasan Ali  
 (Ib)n? al Hasan?
- Von dem Prägeorte ist der Ursprung übrig, welcher Rk sein könnte. Vorläufig muß er für einen Merwaniden gelten. Ebenfalls von dem Privatlehrer Hrn. Bohren & dargebracht.

## Herr Pastor Ahrens und die estnische Gesellschaft.

---

Der Herr Pastor Ahrens, Verfasser einer estnischen Formenlehre und einer Ehrentrettung J. Horning's, wurde, in Anerkennung seiner Verdienste um die Förderung der Kenntnis der estnischen Sprache, im Herbst 1844 von unserer Gesellschaft zum Ehrenmitgliede ernannt. Er trat später in gar keine Berührung mit der Gesellschaft, bis wir im November vor. J. eine Abhandlung „Aut Declinationslehre“ von ihm erhielten, welche nach seinem Wunsche in den Verhandlungen der Gesellschaft abgedruckt werden sollte, als Verteidigung gegen angebliche Angriffe in früheren Heften der Verhandlungen. Diese Angriffe sollten von zwei Männern ausgegangen sein. Der eine hat im vierten Heft des ersten Bandes S. 27 gesagt: „selbst der neueste und genaueste estnische Grammatiker, Ahrens, adoptirt ganz unabdingt die Hellsche Kasustheorie in seiner Formenlehre (1843); die Gründe wird er hoffentlich im zweiten Theil, in der Syntax, nachliefern“ . . . und in einer Umrückung auf derselben Seite erklärt er mit Gründen, daß er in Ahrens lateinenden Auspruch über Stahl nicht einstimmen könne. Goußt hat er kaum den Namen des Herrn P. Ahrens genannt. Der andere schrieb für das erste Heft des zweiten Bandes eine Vergleichung der Declinationslehren des Past. Ahrens und Dr. Höglmann, und ließ der Formenlehre des erstern, neben geringen Ausstellungen, volle Gerechtigkeit widerfahren.

Nachdem die Abhandlung des Herrn P. Ahrens in der nächsten Sitzung vorgelesen und auch noch mehreren entfernteren Mitgliedern mitgetheilt worden war, fiel der einstimmige Beschluß dahin aus, daß in dieser Form und Fassung die Abhandlung nicht in die Verhandlungen aufgenommen werden könne. Wissenschaftlichen Forschungen haben die Verhandlungen stets offen gestanden und wir haben auch einander entgegenstehende Meinungen nicht zurückgewiesen, so

lange Leidenschaftlichkeit vermieden wurde. Es entstand aber sogleich das Bedenken bei allen Befragten, daß diese leidenschaftliche Entgegnung auf unbedeutenden oder eigentlich leinen Anlaß Gegenärschiffen hervorrufen müsse in noch leidenschaftlicherem Tone, deuten ebenfalls ein Blas in außen Verhandlungen hätte eingeräumt werden müssen. Es schien uns nämlich zu leidenschaftlich die Positiv von der kostbaren Merliquie (S. 8), von dem Abbüßen der Reiterei in Sack und Asche (S. 15), vom blauen Dunst (S. 13), vom Wahnsinn (S. 24), dann dem geistigsten Ausdruck des Überflüssigen (S. 7), die Vertheidigung der 18 Klaßen (S. 11<sup>o</sup>) und a. a. D.). Endlich konnten wir nicht begreifen, wie der Ruhm Masing's durch ein paar Kalendererzählungen verdunkelt werden solle und daß Knüpfers Verdienste so gering seien.

Die Gesellschaft antwortete ihm daher:

P. P.

„Nachdem die gelehrte estnische Gesellschaft in ihrer am 3. December vor. Jahres gehaltenen Monatsitzung sich den von Ihnen überwandten Aufsatz „Sur Declinationslehre“ hat vortragen lassen, auch über die gewünschte Aufnahme denselben in ihre gedruckten Verhandlungen abgestimmt hat, bedauert sie, Ihnen Verlangen gegenwärtig nicht entsprechen zu können. Es ist nicht sowohl der materielle Inhalt dieses Aufsatzes, als vielmehr dessen äußere Fassung, welche seiner Aufnahme entgegensteht. Daß die estnische Gesellschaft Verschiedenheiten der Ansichten und Meinungen bei ihren Forschungen, momentlich in Hinsicht auf das Sprachliche, gebührend zu würdigen weiß, wo dieselben auf guten Grundlagen beruhen und mit Achtung gegenseitiger Bestrebungen verbinden sind, hat sie sowohl bei Anhören mancher mündlicher Vorträge mancher ihrer Mitglieder und in ihrer ge-

„Die Geisteskräfte sind verschieden, und manchem Gedächtnisse mögen allerdings meine 18 Klassen zuviel sein; aber was sie nicht behalten kann, der verzichtet nur gleich auf die Hoffnung, jemals der Estnischen Sprache mächtig werden zu können. Daß 18 Klassen getrennt werden müssen, daran bin ich nicht schuld. Habe ich sie denn etwa gemacht? Nein, ich habe sie fertig vorgefunden, und nur aus dem Munde des Volkes auf's Papier übertragen. Man versuche doch nur, eine einzige verlieren aus zu machen! Wenn's gelingt, dem will ich unverzüglich als meinem grammatischen Herren und Meister huldigen.“

druckten Verhandlungen, als auch durch anderweitige ehrende Auszeichnungen mehrfach bewiesen. Sie durfte sogar nicht anders verfahren, indem sie sich sonst selbst des vorzüglichsten Mittels beraubt haben würde, der Wahrheit immer näher zu kommen. Allein sie ist auch zugleich (wenigstens in ihren hier auftretenden Mitgliedern) der festen Überzeugung, daß Alles, was bis jetzt in der estnischen Grammatik geleistet worden ist, noch keinesweges unwiderrücklich positive Geltung habe, sondern nur als eine Masse von Versuchsten und Versuchen angesehen werden müsse, aus welchen sich erst mit der Zeit eine allen Anforderungen genügende Grammatik werde bilden lassen. Daher glaubt sie es denn zu ihrem unabrechlichen Grundsache machen zu müssen, möglichst Alles zu meiden, was bei ihren derartigen Arbeiten von der Soche mehr polemischend auf die Persönlichkeit übergeht und diese letztere zu unangenehm berührt, indem solches nicht nur den unbefangenen Geiste der Forschungen hinderlich wird, sondern auch Veranlassung zu endlosen Streitigkeiten giebt, denen der Hauptzweck zuletzt völlig weichen muß. Mit Recht haben Dr. Hochheimo. selbst auf das sonst so verdienstvolle Propst Meiting hingewiesen, der, obzwar im Beschr einer seltenen, durch unablässige Bemühungen von Jugend auf erworbenen Kenntniß der estnischen Sprache, es dennoch nicht wagte, mit einer Grammatik derselben herauszutreten, aber eben durch die erlangte Einsicht von der ungetreuen Schwierigkeit eines solchen Unternehmens sich nun auch dazu hinreichen ließ, manche seiner vorlaufenen Zäder und anmaßenden Kritiker mit zu großer Schärfe zu zetschenzuweisen, wodurch denn viele Andere von der Thätnahme an solchen sprachlichen Arbeiten abgeschreckt wurden, die sonst bei ihrem redlichen Eifer dem Sprachstudium hätten sehr förderlich werden können. In Demjenigen dagegen, was Dr. Hochheimo. einen Angriff zu nennen belieben, kann die estnische Gesellschaft nur einen einfachen, durchaus nichts Verleugnendes und volkstümlichen Ausspruch erkennen, wie vergleichbar in wissenschaftlichen Verhandlungen ganz gewöhnlich sind. Um so mehr bedauert sie, daß dasselbe Dr. Hochheimo. hat veranlassen können, darin etwas zu finden, was dem gemeinschaftlichen Streben dieses Vereins nach Wahrheit und der gegenseitigen Achtung der individuellen Ansichten auf irgend eine Weise hindernd entgegentreten könnte. Sie hofft daher bei nochmaliger unbefangenster Prüfung der bezüglichen Stellen von Ihrer Gerechtigkeitsliebe eine baldige freundliche Ausgleichung.“

Herrn Pastor Ahrens kurze Antwort vom 19. Januar d. J.  
lautet:

„Der Unterzeichnete hofft die Gesellschaft gehorsamst. seinen Namen aus dem Verzeichniß ihrer Ehrenmitglieder streichen zu wollen, und fügt hinzu, daß er die Ehre haben wird, ein Pracht-Gempler seiner Abhandlung „Zur Declinationslehre“ ein zu senden, sobald dieselbe in Reval gedruckt ist. G. Ahrens.“

Dass die Abhandlung in Druck erschienen, erfuhren wir zuerst durch die Dörschesche Zeitung vom 10. Juni in folgender Ankündigung der Lindforschen Buchdruckerei, die den Verlag übernommen hat:

„In allen Buchhandlungen ist zu haben: — — Diese Abhandlung war ursprünglich für die Verhandlungen der gelehrten ethnischen Gesellschaft zu Dorpat bestimmt. Da ihr aber die Aufnahme verweigert wurde, so hat der Herr Verfaßer sie selbst dem Drucke übergeben und zugleich die Gesellschaft gebeten, seinen Namen aus dem Verzeichniß ihrer Ehrenmitglieder zu streichen. Buchdruckerei von Lindfors (Rhein).“

Walt darauf erhielten wir auch das uns versprochene Pracht-Gempler die uns bekannte Abhandlung mit der Zugabe einer Vorrede.

Nach dieser einsachen Relation überlassen wir die Beurtheilung des Vorganges dem sachkundigen Publicum und enthalten uns aller weiteren Grörterungen. Wir können nur unser Bedauern aussprechen, daß aus wichtigen Ursachen die besten Kräfte sich isoliren. Um aber Mißverständnissen zu begegnen, welche die Vorrede der Abhandlung veranlassen könnte, erklären wir daß die Sitzungen der Gesellschaft recht oft von auswärtigen Mitgliedern besucht werden, daß jedes anwesende Mitglied gleiches Stimmrecht hat, — und daß für die Abhandlung im ersten Heft des zweiten Bandes der Verhandlungen dieserbe Bemerkung gilt, die Dr. P. Ahrens auf S. 66 seiner Formenlehre (Anmerkung) für sich in Anspruch genommen hat.

**Beschriftungen:** 88b. 2. ph. I. Seite 81 3. 8 L. 28 fl. 38.

ebenbaß. " 82 3. 5 L. martyres fl. martyres.  
" " 82 3. 8 L. in fl. in.  
" " 85 3. 5 L. 1846. ph. 4. G. 224.  
fl. 1847. ph. I.

**Verhandlungen**

der gelehrten

**Estonischen Gesellschaft**

zu Dorpat.

---

**Zweiter Band.**

Drittes Heft.

---

**Dorpat,**

in Commission bei E. Z. Kerev,  
Universitätsbuchhändler.

**1850.**

Der Druck ist unter der Bedingung gestattet, daß, nach Beendigung  
dieselben, die gleiche Anzahl der Exemplare an das Censur-Comitat abge-  
liefert werde.

Dorpat, den 8. März 1850.

Censor Michael v. Stosberg.

# I.

## Bischof Albert und sein Orden.

Vom weiland Collegieurath Dr. A. Häusen.

---

**A**ber Bericht Heinrichs des Letten über die Stiftung der Schwertbrüder ist so kurz, daß wir nicht einmal das Jahr mit Sicherheit daraus entnehmen können<sup>1)</sup>. doch ist es entweder das vierte Jahr Alberts (1202) selbst oder das nächste vorher. Die That der Stiftung war nichts Ungeöhnliches, drei Orden bestanden schon in Palästina, vier auf der pyrenäischen Halbinsel.

Der Hauptpunkt für uns ist hier des Ordens Stellung zu dem Werke des Bischofs: Innocenz gebot dem Orden unter dem Bischof zu stehen<sup>2)</sup>. Einige Jahre vergehen, ohne daß wir vom Orden oder von seinen Rittern hören. Im siebenten Jahre Alberts (1206) ziehen sie, in Abwesenheit des Bischofs, auf die Aussforberung des Gemalten Beschard den Lüttauen entgegen, die, im Vertrauen auf einen Waffenstillstand mit den Kreuzen von einem Raubzuge über Rodenpaid und Uerslüt heimkehren und nehmen ihnen an der Düna die Beute ab; im achtzen besucht sie Albert mit den Bürgern und Pilgern zu einer Beratung über die Maßregeln gegen die Löwen; ein Mitglied der Bruderschaft, Arnold, ist der stoligste bei dem Sturme auf Holm, es ist wieder ein Bruder der Ritterschaft, der den Kopf des erschlagenen Anführers der Unruhestifter dem Bischof als Siegeszeichen überreicht. Von den inneren Einrichtungen dieser Bruderschaft, ihren Oberen, ihrer Zahl, ihren Besitzungen erfahren wir bis dahin nichts. Unter diesen ordnen sich die Einrichtungen; Löwen und Wenden werden getauft, Kirchen gebaut und Pfarreien eingerichtet. (Im Jahr Alberts 8. § 14 und 15.)

Ganz unerwartet nun, im neunten J. Alberts (1207), also etwa fünf Jahre nach der Stiftung, hat der Heer von Tage zu Tage die Zahl und die Dienstmannschaft (familia) der Schwertheuer so vermehrt, daß sie bei ihrer wachsenden Zahl und Besitzrechte auch einen Anwachs an Hab' und Gut fordern zu müssen vermeinen; trügen sie in Kriegen und andern Anstrengungen ohne Unterlaß des Tages Last und Hize, so frien sie auch eines Tagelohnes würdig;“ kurz mit täglichem Andringen ersuchten sie den Herrn Bischof um den dritten Theil des ganzen Loenlandes und dazu um die Ausübung desselben Antheiles an alle Eroberungen an Land und Leuten unher, die, jetzt noch unbekleidt, durch sie und die andern Rigischen zum christlichen Glauben gebracht werden möchten. Für die größeren Ausgaben forderten sie auch größere Einkünfte. Der Bischof war bereit ihre Verdienste zu belohnen, denn „Tag und Nacht standen sie als Mauer vor dem Hause des Herrn“, und er wünschte ihre Zahl zu vermehren: kurz, wie er ganz Loeland vom Reiche mit vielen Herrschaftsrechten erhalten, so bewilligte er ihnen ein Drittheil. Die Theilung selbst ward so bewerkstelligt: die Brüder bestimmten die drei Theile, aus diesen wählte zuerst der Bischof, dann der Orden, und der übrige dritte Theil fiel dann von selbst dem Bischof zu: so nahm Albert Caupos Gebiet, die Kreidensche Landschaft, und erhielt dazu Metsepole, da der Orden ex altera parte Goiwe Saccalaniam sich erfor<sup>3</sup>), nur mußten sie als Anerkennung ihrer Unterthänigkeit (obedientia) ihm den vierten Theil der Behutten überlassen. Dazu kam die Bestimmung, daß beide Theile unabhängig von einander in ihren Gebieten die Priester ernannten. Indessen sehen wir weiter: die Theilung bedurfte noch einer zwiesachen vervollständigung: in Bezug auf die Zukunft und auf die Vergangenheit.

Der Orden verlangte ein Drittheil auch von den künftigen Eroberungen: das wurde zund abgewiesen, aber blos als unzeitige Forderung, da man vernünftigerweise (rationabiliter) nicht vergeben könne, was man nicht habe, obgleich in Portugal und Castilien die Orden mit den noch erst zu erobernden Burgen bezahlt wurden.

Etwas anderes war es mit der Vergangenheit. Der Orden hatte Buwachs an Besitzungen verlangt, nicht erst Besitzungen überhaupt (*ut siue accresceret in personis et labore, sic accrescere deberet et in rebus et in bonis*). Er hatte schon Besitzungen; wie hätte er anders, so klein er auch sein möchte, nach

damaligen Füschritte aller Verhältnisse, bestehen können? Auch am Schlusse der Verhandlungen, wie Heinrich der Letzte sie berichtet, deutet ein Satz darauf: *de provinciis autem sine praediis aliis per omnia recompensationem in aliis postea receperunt* (d. h. von anderen Landschaften oder Gütern erhielten sie später in allen Stücken Ertrag an anderen). Wir vermögen eine nähere Bestimmung der andern Landschaften und Güter. Wendt schreibt ein: „die nachher erobert würden“, mit Unrecht, da dieser Punkt schon erlebt war; die zwei Handschriften, welche ich benötigen kann (Knüpfers und Wetterstrands), haben, was bei Gruber fehlt: *de provinciis autem sine praediis aliis Jam illudum in beneficio praestitum*, d. h. von den andern Landschaften oder Gütern, mit denen sie jenen zuvor belehnt waren. Wie wissen nicht, welche diese andern Landschaften und Güter waren; aber wir dürfen vermutthen, daß dem Orden daran gelegen war, ein zusammenhängendes Gebiet zu erwerben. Ratt zerstreuter Besitzte, statt eines Dritttheils dieser oder jener Burg. Auflösbar aber ist bei der Theilung, wie sie Heinrich beschreibt, gar Menschen. Das Livland sollte getheilt werden. Also war das Lettenland, abgleich schon belehnt, ausgeschlossen? Warum denn? Der Bischof hatte wenigstens 1209 seine Letten: *nam Livenis et Lettis Episcopi ex una parte Goive XIII.* S. p. 84. und der Orden hatte seine? Das ist nicht so bestimmt ausgesprochen, aber er steht mit Russen etc. in sehr gutem Vernehmen.

Herrnec ist von dem ganzen Lande längs der Düna von Dünamünde an bis Wschraden, was doch auch Livoland war und so hieß, in dieser Theilung nicht die Rede: wir sehen, daß nur das Land an der Ma und Metsepole getheilt wurde. Das letztere läßt sich wohl so denken: Albert hatte hier den Orden mit zerstreuten Besitzungen mit Dritttheilen von seinen Burgen begabt und zum Erzage dafür wurden ihnen von Albert Entschädigungen zugesichert. Wahrscheinlich behielten sie diese älteren Lehne bis dahin in Besitz. Das scheint mir um so sicherer, da die Anweisung von Besitzungen ein Lohn war für die bei der Eroberung geleistete Hilfe. So ziehen sie denn noch in dem Jahre der Theilung gemeinsam gegen Selburg, im folgenden gegen die Litthauer. Eine besondere Vermehrung des Ordens an Geistlichen wird erwähnt (Ab. I. 10. § 5.) und dieselbe war eine natürliche Folge der festeren Stellung des Ordens, seiner vergeblichen

Besitzungen und der Nothwendigkeit dieselben mit Priesterstellen zu bezeigen; seitdem finden wir auch Priester des Ordens.

Unterdessen hatten mehrere Dörfer der Letten an der Ummer, nahe am Burtnesschen See sich taufen lassen. Ihre Mönche seien wie in genauer Verbindung mit dem Orden, und diesen selbst seitdem in lebhaftesten Thätigkeiten. Er hatte angefangen sich einzurichten. Schon im ersten Jahre nach der Theilung (1208. Kl. S. 10.) erscheint Wenden als einer seiner Sige, und daselbst vor allen als rüstiger Kriegermann Bruder Berthold, ohne Zweifel der eigentliche Beschlshaber dieser Burg, fratres militiae in Wenden miserunt Bertholdum quasi primum de suis (XII. 6.), denn die Ersaumtheit des Ordens stand noch unter Rünn, der aber wohnte in Riga.

Die Letten hatten bisher von den Esten viel zu leiden gehabt. Durch die Laufe fühlten sie sich gebeben und suchten nur Verbindung mit dem Orden, um Rache an ihren ehemaligen Drängern zu nehmen. Auch die Rigischen hatten den Esten Manches zu vergelten. Schon vor der Eroberung Riga's hatten die Auganier die Fuchren der Kansleurie geplündert, die von der Tuna gegen Pleskau zogen (XI. 7.) und jeden Erfolg abgeschlagen. Nun that sich Alles zusammen: die Lettenhäuptlinge Russin, Waridote, Thalibald; die Ordensbrüder, die Rigischen, auch Alberts Brüder Theodorich waren mit dabei, sie plünderten Auganien und streckten die Burg Skempa in Brand. Die Auganier rächen das durch einen Raubzug in das Land der Letten und Liven, belagern aber vergebens Beverin. Rünn, der gerade in Deuden war, ruft alle Letten umher zusammen und treibt die Abziehenden in die Flucht. Russin und Waridote machen große Beute in Seecala und theilen in Beverin auch Berthold von allem mit. Hermann aber, der Liven Advocate, über diese Erhebung der Letten unzufrieden, bewirkt einen Wasserschlußstand auf ein Jahr, und da Albert mit dem Frühjahr 1209 gut begleitet zurückkam, so gelang den gemeinsamen Anstrengungen die Eroberung oder vielmehr die Besiegung und Befestigung von Kokenhusen. Sie ist auch darin bemerkenswert, weil wir hier eine Probe von der oben vermuteten Theilung selbst einzelner Burgen finden; so hatte Meinard den fünften Theil von Uexküll. Albert behielt zwei Drittheil von Kokenhusen und setzte Rudolph von Seriko darüber, ein Drittheil erhielten die Ordensbrüder. Ihre Zahl kann noch nicht

bedeutend gewesen sein, da Heinrich noch sagt: „die Deutschen waren noch selten und wohnten ihrer wenige im Lande.“

Es war das Jahr 1209, in welchem Wina erworbet, Polquin zum Meister erwählt ward. Sollte es zufällig sein, daß bei dem Zuge gegen Gercke (in dems. I.) wol der Bischof mit Liven und Letten, Rigenfern und Pilgern und allem seinem Volke genannt wird, aber keine Schwertbrüder? Daß Albert gnädig war gegen den besiegteten Fürsten, daß er ihm seine Gemahlin, seine Burg, sein Land wieder gab, als Lohn der Römischen Kirche zeigt wol von dem Bewußtsein Alberts über den Bereich seiner Kräfte. Schon Rosenhusen hatte er wider Willen eingenommen. Daniel von Lennwerden hatte den gefährlicheren Fürsten gefangen, Albert gab ihn los, versöhnte ihn mit Daniel, ließ sich die Hälfte der Burg abtreten und sandte eine außehnliche Schuhmacht, aber der Schüßling überfiel und mordete sie. Das zwang Albert weiter zu gehen. Bei Gercke versuchte er es von neuem. Es wäre ein trefflicher Vorposten gewesen für einen christlichen Ritterorden gegen Russen und heidnische Litthauer; auch war dieses Gebiet<sup>4)</sup>, ohne auf den Namen eines Königreichs Gewicht zu legen, von außehnlicher Ausdehnung. Albert giebt es dem Breska zurück, als Lehn der Römischen Kirche.

Vielleicht sparte und sammelte der Orden seine Kräfte zu einem anderen Kampfe: der Stillstand des Ordens und der Letten mit den ungarischen Esten war nur auf ein Jahr geschlossen. Jetzt lief er ab: Berthold rief von Wenden aus den Knien mit den Seitlingen und die andern Letten von Knien weist seines Letten auf und macht einen glücklichen Rundzug durch Ungarnien. Schon im vorhergehenden Jahre war ein Bevater des Bischofs, der Vogt von Treiden, eingetreten und hatte den Stillstand veranlaßt. Heinrich beschuldigt diesmal die Preußischen Esten, daß sie in heimlichem Einverständniß mit den Esten Bertholds und den Letten glückliche Kämpfe nicht gern sahen: „auf ihren Antrieb, sagt er, sandte Albert den Albrecht als Friedensmischer nach Cempa. Stat! dieses Friedens predigte er Christum, den Friedensbringer; aber eilige Weltläste vertilzen sein bedrohtes Leben und gaben ihm Münster mit, in Fliga über den Frieden zu verhandeln. Und ward ein Friede geschlossen mit den Liven und Letten des Bischofs von der einen Seite der Vo. Berthold von Wenden aber und Russen mit seinen Letten nahmen den Frieden nicht an, sondern rüsteten sich zum Streit.“ Heinrichs

Bericht ist wol sehr einfach, aber daß eine Trennung der bischöflichen und der Ordenspolitik vorliegt, kann nicht bezweifelt werden. Es ist etwas ganz Anderes, was beide wollen. Es mußte uns oben auffallen, daß Albert sich auf keine Theilung der künftigen Eroberungen einzulassen will, weil man nicht vergeben kann, was man noch nicht habe. Ich weiß nicht, ob die Politiker immer so gedacht haben, wie Albert hier spricht. jedenfalls bedarf es eines weiteren Grundes. Waren die Forderungen dort vielleicht auf mehr gerichtet als ein Drittheil? Albert wollte Ruhe haben; der Besitz der Länder an der Düna bis über die Ma hinaus genügte ihm, weil er die Mittel kannte, welche er zur Schutz dieses Besitzes aufbieten konnte, weil er es vermeiden wollte, mit den Esten anzukommen, und weil er den Orden nicht mächtiger zu sehen wünschte. Möglich ist es auch, daß Albert die älteren dänischen Ansprüche auf Estland berücksichtigte und eine Störung des guten Vernehmens vermied. Von dem Augenblick an gehen beide Mächte, der Orden und der Bischof, in ganz verschiedener Richtung vorwärts, Albert längs der Düna, wo, als Müno noch lebte, Rohenhusen nach hem gewohnten Verhältnisse gestellt wird; Sobald aber Bolquin an der Spige steht, geht feder seinen eigenen Weg. Berthold plündert wieder in Ungarnien umher, Albert aber reiset wieder nach Deutschland und predigt das Kreuz.

Unterwegs hatte er einen kleinen Unfall im Sinne durch die Kuren erlitten. Dieses und seine Abwesenheit, vielleicht auch die sichtbare Trennung seiner Kräfte von denen des Ordens veranlaßte die erste gemeinschaftliche Erhebung der Bevölkerungen und der Bedrohten. Lithauer erscheinen vor Rohenhusen, Kuren, Liven von der Adga \*) vor Riga, die Kreidenschen rüsten sich zur Unterstützung der Empörer, und diese Gefahr einigt die Getrennten wieder; während abschattende Pilger unter dem Ritter Marquard von Dünamünde aus, mitten durch die Feinde nach Riga zu Schiffe zurückkehren, erzwingen die treuen Holmer den Eingang in die Stadt zu Pferde; Gauvo, Konrad von Pexküll, endlich auch Berthold mit einem bedeutenden Haufen von Letten eilen zu Hilfe, Riga wird frei, die Feinde zerstreuen sich; zum Theil waren sie nicht einmal zum offenen Kampfe gekommen.

\*) Adga (im der. Gegend des heutigen Akramünde, südwestlich von Riga).

Albert, sahen wir schon, war in Deutschlound; seine Leute trugen kein Bedenken, fest Berthold nach Ungarnien zu begleiten. Sie nahmen Odemwa, während Berthold auf Bedingungen einzieht, erstmals es die Bischöflichen, halten es einige Tage besetzt und verlassen es wieder. Kaum waren sie wieder in Wenden, als ein Ordensoeie sie umlagerte. Noch wohnten sie mit den Letten zusammen in der alten Burg; vier Tage waren die Belagerer beschäftigt Buschwerk heranzuschleppen, um die Burg zu verbrennen, und Bäume heranzuziehen, um ein Schutzwerk zu bauen zur Belagerung nach deutscher Weise. Da hörten es die Rigischen, kamen nach Segewölde und zogen auch den Caupo mit den Liven und Letten an sich. Die Esten ziehen ab, unverzüglich folgen die Liven und Letten mit wenigen Deutschen; plötzlich in den Wälzern an der Umer<sup>\*)</sup> sind sie mitten unter den Esten. Die Deutschen von dem Ordensbruder Arnold gesichtet, schlagen sich mit vielen Verluste durch, etliche Ordensbrüder und Knechte des Bischofs fallen, auch ein Sohn und Schwiegersohn Caupo's.

Das Wesentliche ist: Bischöfliche und Orden stehen wieder zusammen, diese haben geholtzen Riga, jene Wenden zu schützen; eben war Rudolph von Jericho, ein Mann des Bischofs, zu einer Friedensunterhandlung nach Polozk bestimmt gewesen; jetzt, da er in diesem Kampfe verwundet war, geht der Ordensbruder, der tapfere Arnold, und bringt einen Beitrag zu Stande, mit dem die Rigischen zufrieden sind. Die Liven sollen dem Fürsten von Polozk den schuldigen Tribut alljährlich zahlen, oder der Bischof für sie; dafür wird der Handel mit Polozk hergestellt. Von dieser Seite gesichert, ziehen die Rigischen und die Keltestra der Letten in Einigkeit im nächsten Winter in die Strandgegenden Ostlands, treiben mit Berthold die ihnen nachsegenden Esten zurück gemeinschaftlich belagern sie in demselben Winter noch Hellen und nehmen es vor Ostern 1211 ein; Arnold, eben so fromm wie tapfer, fiel während der Belagerung, und nach Ostern sahen wir noch einmal die Leute des Ordens und des Bischofs unter Caupo und Berthold andere Landschaften von Ostland heimsuchen.

<sup>\*)</sup> Umer (ein Glüschen zwischen Mangen und Ermel, welches nördlich von Bartenel in den Burtnel'schen See mündet).

Im dritten Jahre schon war Bolquin Meister des Ordens. Sehen wir die Erzählung Heinrichs, so ist es, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Seine Wahl hat er berichtet, seine trefflichen Eigenschaften hervorgehoben und nun angezeigt, wie dieser fromme und gütige Herr, möchte der Bischof in Livland sein oder nicht, auf jedem Buge das Heer leitete und führte, die Schlachten des Herrn schlug mit Freuden, wie alle Brüder ihm halfen und der Name des Herrn mit ihm war immerdar. Aber wo sind die Thaten? Berthold von Wenden ist es, der die Lettenhäuptlinge führt, der Odempō besiegt und verbrennt, Riga retten hilft, Fesslin einnimmt. Wo ist denn Bolquin, der Meister des Ordens unterdrückt? Wie steht fügt Heinrich zu allem, was er von ihm sagt, postea, d. h. späterhin. Bolquin war nämlich mit dem Bischof unterdeßen in Rom, die Abteilung von 1207 genügte nicht mehr. Der Orden unter Bruno war noch ein Geschöpf des Bischofs. Bolquin war selbstständiger; er brauchte den Vertrag nicht zu brechen; die versprochenen Ausgleichungen der früheren Bezeugungen wegen werden ihm Mittel genug gegeben haben, Schwierigkeiten zu erkennen, welche auch jene in Frage stellt, wer anderes, als der Papst könnte entscheiden? Noch ehe die Schiffahrt eröffnet wort, laufen sie auf dem Landwege über Preussen eine Absicht des neuen Vertrages, der große Freude im Lande erregte; es war ein Vertrag über die Threibung des Livon- und Lettenlandes, Livoniae ac Letthiae, wie sich Heinrich hier genauer ausdrückt<sup>2</sup>), aber der Orden hatte es durchgesetzt, daß ihm jede Eroberung außerhalb dieser beiden Landeshaften freistand, ohne daß der Bischof irgend einen Anspruch darauf hätte, so weit er nicht etwa wegen der Bischofschaft bei bestätigt war.

So hatte der Orden nun ein eigenes, nicht unbedeutendes Recht, das reiche, fruchtbare, schön behaupte Estenland stand ihm zu. Er hatte es bisher mit ausgerüstet, jetzt durfte er an die Eroberung desselben denken und für vollziehen ohne Rücksicht auf den Bischof mit eigenen Kräften. Wie müsse das seiner Zahl mehrere! Albert konnte nun entweder an der Eroberung Theil nehmen, aber nur als Bataillengeneral, nicht als Landesherr, der etwa jwei Drittheile fordern könnte, oder er könnte versuchen längs der Duna weiter zu dringen, oder über die Duna hinaus, gegen Kuren, Semigallen und Litthauen. Wie haben schon: er suchte den Krieg nicht, er wußte am besten, wie unsicher bei allem Predigen und Hilfesuchen der Buzug zur Pilgern

sei, und nun war Kaiser Otto IV. im Streite mit Innocenz und gebottnt, Friedrich von Hohenstaufen wird gegen ihn aufgeboten ein innerer Krieg konnte die Sache ganz in's Stocken bringen. Albert ging nicht geru weiter als er muste; einen grossen Angriff der Teuton. Ritter und Strand-Essen auf Kreiden schlagen seine Leute mit den Ordensbrüdern gemeinschaftlich ab, und da er sah, daß der Orden nun ohne Fögern das Esterland anzugreifen und zu behaupten suchen würde, so weihte er den Abt Theodorich zum Bischof und verließ ihm das Esterland zum Bisthum, denn in diesen Stücken hatte er die Vollmachten eines Erzbischofs. Eine grössere Feierlichkeit erhielt die Weihe durch die Knappeheit derer Bischofe aus Deutschland. Philippus von Magdeburg, Iso von Werken und Bernard von Paderborn<sup>4)</sup>). Einmal übte Albert dadurch das einzige ihm zufürstende Recht auf ein Land aus, das er zu erobern wahrlich nicht gesonnen war, zweitens gewann er Raum für den Grafen Bernhard v. d. Lippe, den er zum Abte von Dünquinne mache. Durch die Ausstattung des Bischofs hatte er noch immer einen Halt an die Graberer, es bedurfte dazu noch dem Berichte und des Papstes Bestätigung eines Abkommen mit Albert. Weiter mischte er sich nicht ein; er wollte Ruhe. Auf die Fürsprache der Bischöfe bewilligt er seinen Leuten an der Düna und von Kreiden eine Erleichterung ihrer Christenleistungen, besonders des Schutzen. Die Bewerberdienchen hatte er (1206. Grub. p. 45.) verpflichtet, seinem Lehnsmanne Daniel Bonnerow, jährlich dimidium talentum siliquioris (d. i. ein halbes Talent Beizen) zu zahlen; später war der Gehnus an die Stelle getreten. Albert gab so weit nach, daß von jedem Pfungs (oder Pfede) jährlich ein bestimmtes Maß von 18 Zoll, ich denke hoch, breit und tief, also 3832 Cubiczoll, etwa 4,59 eines heutigen Wg. Löffels, gezahlt werden mußte; dafür versprachen die Bittenden ewige Treue, erhielten ein Papier, von den vier Bischöfen besiegelt, aber auch die Drohung, daß sie zur Zahlung des Gehnus und zu allen Christenleistungen vollständig angehalten werden würden, sobald sie sich mit den Ungläubigen wieder einließen.

Ein Jahr gegenseitig wütenden Raubens und Mordens folgte, die faulenden Leichen verursachten die Pest durch das ganze Land.

<sup>4)</sup> Bergl. Innocenz ep. XVI. 126. ep. Grub silv. doc. No XV. c. p. 237a.

Die Eingeborenen schlossen Frieden ohne die Rigischen, der Bischof machte ihm im folgenden Jahre (1212) zu einem allgemeinen. In Begleitung der Ordensbrüder und der Vätesten der Livon und Letten hielt er fogleich eine Zusammenkunft mit Vladimir von Polozk in Gericke und verlangte Aushebung der einen ihm lästigen Bedingung des letzten Friedens; der Fürst verzichtete auf den Tribut vom Livenlande.

Mit aller Kraft konnte man sich jetzt gegen die Esten wenden, aber die Ruhe dazu war noch nicht gekommen. Eben vorher hatte Heinrich angebietet, daß die Livon die Ordensbrüder in Segewolde zu fangen suchten, um sich darnach leicht des Bischofs und der Deutschen insgesamt zu entledigen. So weit wir sehen können, war der Anschlag zuerst nur gegen die Ritter gerichtet. Die Letten von Antuine indes, die zu dem Untheile des Bischofs gehörten, brachten bei ihm über geraubte Felder, Bienenbäume und Misshandlungen Klage vor. Die Verlegung traf also offen auch den Bischof. Er machte sich darum auf, den Streit zu schlichten. Es ist zu erwarten, daß eine tiefere Abhängt zum Grunde lag. Albert suchte zu beschwichtigen; vergebens ward zwei Tage hin- und hergedreht, Livon und Letten traten zusammen als Eidgenossen gegen die Deutschen, selbst Caupo nahm das Wort für sie: „nie werde et das Christenthum verlassen, aber auf eine Erleichterung der Livon und Letten müsse er dringen.“ Das war den Uebrigen schon nicht genug, sie wollten den Ordensbrüder überhaupt ledig sein. Gleich hatten ihre Unterthanen eine schwereere Stellung als die bischöflichen. Albert hatte den Behutten, sahen wir, in ein bestimmtes Maß umgezeigt; der Orden mußte von dem Feind seines Untheils ein Wiertheil dem Bischofe als Anerkennung seiner Unterhändigkeit abgeben und wied das geradezu oder auf Umwegen wieder eingebrocht haben. Der Bischof wollte friedlichen Bestand des Schwedischen, der Orden wollte weiter, wollte Krieg gegen die Esten, wobei die Livon und Letten am meisten littent, und nur der Orden gewann. Wollte der Orden dem Bischofe Antuine durch solche Plackereien abködigen? oder war vielleicht Antuine zu einem Lausche bestimmt und die Leute daselbst fügten sich ungern unter das schwere Recht? Der Bischof trat als Vermittler auf und richtete nichts aus. Die Gefahr hung an auch ihn zu bedrohen. Die Livon des Ordens (de Sattesele) rissen die des Bischofs und die Letten zu den Waffen, aber in Lennewarden kam Daniel zuvor und

reich zur Abot, wie er sich immer gezeigt. sah er die Lipenältesten seines Gebietes gefangen und verbrannte ihre Burg; die Burgen in Holm und Treiden verbrannten die Rigischen. Zu einem Kampfe kam es nur zwischen den Brüdern in Segewolde und ihren Leuten in Sattende<sup>6)</sup>). Die Brüder hatten zum Glück ihre neue Burg schon fertig; sie befürchteten dieselbe mehrmals zur Rast: die Brüder fielen aus, trieben die nächsten Dänen zurück, tödten einige Menschen, die Feinde mehrteten sich, hielten den Angriff auf und trieben die Brüder zurück. So dauerte es mehrere Tage. Noch einmal versuchte Albert vermittelnd aufzutreten. Die Liven legten durch ihre Abgeordneten in Riga ihre Beschwerde vor, besonders über Rudolph<sup>\*)</sup>; einen Meister der Brüder (in Segewolde?), wie Berthold (in Wenden?); Necker, Wiesen und Geld habe er ihnen genommen und vergebens sendet er Albrecht, den Priester, welcher sie getauft hatte; es ist auch ohne Wirkung, daß er selbst mit Philipp von Rakeburg kommt und beide Parteien hören will und hört. Der Flugtheilte die Parteien, bewaffnet saßen die Liven auf ihrer Seite und fragten die Ritter in vielen Punkten an. Albert versucht zu scheiden: was ihnen mit Unrecht genommen sei, das solle ersezt werden; aber sie hätten auch Menschen mit Recht eingehüßt, als Strafe für Vergehen, was sie nicht wieder gegeben werden könnte. Sie waren schon zu einem Erschluß gekommen; als aber der Bischof Griseln forderte, daß sie dem Christenthume treu bleiben wollten, wiesen sie das Unsinnen ab und der Bischof lehnte nach Riga zurück. Jetzt war Caupo mit ihnen, die Liven waren entschlossen das Christenthum fallen zu lassen, das trennte ihn noch von seinen Landsleuten; doch suchten auch sie noch einmal Friedliches Abkommen und unterhandelten mit Philipp, mit Johann, des Erzbischöfs Bruder, Dietrich und Caupo, mit Bernhard ihrem Vogt und mit dem Verfaßer unserer Geschichte, dem Lettencapitular Heinrich, als Dolmetscher. Während sie in ruhiger Verhandlung mit den Liven vor ihrem Schloß saßen und besprachen, was Recht und Billigkeit forderten, breiteten Wölfslinge aus: die Ordensbrüder plünderten das Land! Im Augenblicke waren Johann, Dietrich, Bernhard mit vielen Laternen gefangen, wurden ins Schloß geschleppt und mit Schlägen gewichthandelt. Den Bischof

<sup>\*)</sup> den von Gericht, ehemals in Rosenhusen, nun im Orben? wenigstens erscheint er in Rosenhusen nicht mehr. p. 93, 5. p. 95, 4. 9.

Philippe rettete Heinrich und der Bischof verschaffte durch seine Vorstellungen den Andern die Freiheit wieder, aber einen Erfolg hatte die Verhandlung nicht: die Männer kehrten nach Riga zurück. Die Liven schickten ihre Feindseligkeiten gegen den Ort fort. Aber sie thaten mehr. Bissher finden wir nicht, daß Albert sich mit den Waffen des Ordens anzunehmen gesonnen war und die Liven und Letten hatten so lange gute Aussichten; aber die Aufrührer thaten Schritte, die zum Neuersten nöthig waren: sie erklärten offen ihren Abfall vom Christenthum: die Liven des Bischofs von der anderen Seite der Åa vereinigten sich mit denen des Ordens in derselben Burg. Albert, die Pilger, der Ordensmeister mit seinen Rittern, die Nigischen und die treu gebliebenen Liven belagerten die Burg. Glückliche Ausfälle erhöhen den Mut der Belagerten; ein Schlagdach der Deutschen wirft in der Nacht der Sturm nieder, da bricht der Jubel aus in der Burg: die alten Hinter beweisen ihre Gnade, man schlachtet ihnen Thiere, großförmige Hunde und Böcke wirft man den Christen zum Höhre vor des Bischofs Augen von der Burg herab. Aber das Schlagdach ist bald hergestellt, der Wall wird untergraben; Russin spricht eben mit seinem draugs (Freunde) Berthold von Neuen, und indem er den Helm dabei abnimmt und sich über die Festung neigt, zur Erinnerung an die alte Freundschaft, trifft ihr der Pfeil einer Wurfmaschine in den Kopf zum Tode. Die Liven senden Boten um Gnade zu bitten; der Bischof verlangt Rückkehr zum Christenthum und sendet seine Fahne hinein mit demilde der Jungfrau Maria; die Einen richten sie auf, Andere werfen sie nieder; der Sturm beginnt von Neuem, von Neuem steht man die Fahne: Albert erweist Schonung des Lebens und nimmt die Meldesten nach Riga mit. Dessenlich thaten sie Buße für den Abfall des Volkes. Die weiteren Verhandlungen drehten sich um die Entschädigungen, die von den Empörten zu leisten seien, um Rückgabe der Pferde und Rüstungen und was sonst sie genommenen, an die Ordensbrüder; außerdem forderte man eine mäßige Summe Geldes, hundert Dalerlinge oder 50 Mark Silbers von der ganzen Landshaft als Buße. Als sie dagegen Einwendungen machten, mußte ihnen Albrecht die vollständige Herstellung der Behutn vorstellen. Da diese Auskunft sie von augenblicklicher Zahlung bestreite, so war sie ihnen gelegener. Der Bischof, obwohl er die Willigkeit bedeutlich fand, kann auch seine Leute von der anderen Seite der Åa und aus Metsepole melden.

sich — gestand ihnen ihre Bitte zu. Ja, er that mehr: er bewilligte ihnen wieder jene Festsitzung des Schutzen; dieselbe Begünstigung genossen, wie billig, die Idumäer und die Letten, welche zum Ramese gar nicht erschienen waren; einzelne Übertretungen wurden bei dem Vogte mit Geld geahndet. Die Letten aber des Ordens fanden wieder unter den Schutzen.

Eine bedeutsende Gefahr war nun beseitigt; drohend war sie gewesen, so lange der Bischof dabei unbeteiligt war, durch seinen Auftritt waren die Streitkräfte der Christen den Empörern überlegen und ihre Sache durch Willkür und Gnade entschieden. Hätte hieremand Politik zu lernen, so war es der Orden, seine Bedürfnisse hatten den Aufstand erregt und allein war er doch nicht im Stande ihn zu dämpfen.

Die Letten von Antine füdch, von denen der Streit ausgegangen, erhielten durch Schiedsrichter auf ihren Eid ihre Bieruehämme zurück, durch dasselbe Rechtsmittel behielten die Ordensbrüder die streitigen Weder und sausten die Letten für ihre Klagen über ihre Gewaltthätigkeiten mit Geld ab.

Ja, Albert that mehr: im folgenden Jahre (Heinrich deutet es schon 1212 an, s. Alberts: XII. § 7.) gab er Antine dem Orden ganz preis, indem er dafür den dritten Theil von Rokenhusen zurück erhält, für die Abreitung des Ordensgebietes ein neuer Gewinn. Das Genauere giebt eine Urkunde<sup>1)</sup> 1213.

Gemeinsame Thaten bezeichnen den Friedensstand, Albert ist aus längere Zeit abwesend; Philipp von Rozeburg, unterdess sein Stellvertreter; Bolquin geleitet Kaufleute die Duna hinauf, Berthold von Wenden hält den Leuten des Bischofs die Litthauer zurückgeschlagen. Unterdessen werden die Männer von Wenden fertig geworden sein, wie schon früher in Segewolde, Philipp baut auch dem Bischofe im Kreidenschen eine Burg, mit Absicht Friedeland genannt.

Aber im Augenblicke fand sich ein Maß zu neuem Streite. Schon lange waren die Letten von Tholowa unter Tholibald mit den Deutschen ausgezogen und ihre Verbündeten gewesen; sie erbosten sich jetzt die griechische Kirche zu verlassen und zur lateinischen Kirche überzugehen und das Bischofs Unterthauen zu werden. Da sie freiwillig kamen, so stellten sie die Bedingungen: ein Maß (ohne Zweifel das oben erwähnte) von zwei Pferden jährlich, also nur die halbe Leistung der bisherigen Unterthauen des Bischofs. Dafür Bündnis zu Schutz

und Trug gegen Esten und Kithauer. Der Bischof Philipp nahm sie auf und sandte ihnen Heinrich zum Lehrer.

Werden die Ordensbrüder das so ruhig ansehen? Ein gemeinsamer Zug nach Estland war die nächste Folge. Die Liven hätten die bei der Mündung der Wa versammelten Streitkräfte lieber gegen die Skuren gewendet; es lag dem Orden zu weit ab; doch begnügte das Heer sich in Estland mit Plünderei; sie traf die noch fast unberührten Strandlandschaften und die Söhne Thalibalds brachten drei litändische Taler (Liespfund?) Silber in ihre Burg Beverin<sup>2)</sup>. Das wiederholt sich in Saccala, nur daß hier schon Taufen vollzogen werden; es ist nicht gleichgültig, daß der Taufenden einer, Otto, ein Priester der Ordensbrüder war<sup>3)</sup>. Gegen diesen gemeinschaftlichen Krieg erheben sich auch estnische Stämme und ebenso einige schlagen die Ritter und die Männer des Bischofs die Plünderer zurück und verfolgen sie in ihre Heimat, wobei Uuganien auf das Vergeltungsheimgesucht wird. Es beugt sich hierauf und läßt sich tauften. Wie in Saccala sahen wir auch hier unter den Tausenden wieder Otto den Priester des Ordens erscheinen. Die Sieger pflücken die Frucht gemeinsam. In Rotola, dessen Burg Sontaga sie gemeinschaftlich unterwerfen, wird freilich nur ein Priester genannt (nach 21, 7 des Bischofs). Die Heimsuchung Desels war auch gemeinsam, aber nur ein Raubzug, gemeinsam auch deckten sie die Mündung der Düna durch ein Wachtschiff.

Aber mit der Taufe von Uuganien, Saccala und Rotolien war eine neue schwierige Aufgabe gestellt: die Taufe war gemeinschaftlich vollzogen; Albert hatte schon längst einen Bischof über Estland ernannt; wie wird er bei der Theilung der drei Landschaften berücksichtigt werden, wie der Oberbischof, der Rigische, ohne den seine Kreuzerung gemacht war, keine gemacht werden konnte? Nahm Albert auch seine zwei Drittheil in Anspruch, so fühlte sich der Orden verlebt, denn Albert war hier nach früheren Bestimmungen nicht der weltliche Landesherr, wie im Liventhal, sondern nur Bundesgenosse im Kriege; vielleicht durfte er als solcher doch mal auf die Hälfte Anspruch machen? Dann mußte man ihm ohne Zweifel auch zu dem Bischof über Estland von diesem Theile ausgestatten, denn wie könnte man das von dem Orden verlangen, dem ja sonst nur ein Drittheil übrig blieb.

Wir wissen nicht, was man abmachte, aber kaum war Albert von Rom zurück von dem Lateranconcilium \*), als ein erster Anlauf zur Beseitigung dieser Frage genommen ward, denn auch Theodorich, der ernannte Bischof von Estland, war mit zurückgekommen; aber was man abmachte, hat Heinrich nicht für gut befunden zu berichten, weil es keine Nauer hatte. Jedenfalls blieben die beiden Mächte einig, zogen durch Saecala in das Herz Estlands und das südliche Harrien bis Reval hin, immer nur raubend. Ein Angriff von Plesztu aus nötigte sie zu festeren Entschlüsse.

Offenbar war der Bischof zu Seiten großer Gefahren im Vortheil: seine Beschützungen waren die ausgedehntesten, auf seinen Ruf famen die Pilger; Riga war seine Stadt und der Ordensmeister hatte noch keine andere Residenz. Sobald der Fürst Wladimir von Plescan mit Nowgorod verbündet Ungarnien bedrohte, Odempä besetzte, Annahme des griechischen Bekennnisses und Unterwerfung seiner alten Herrschaft forderte durch fälschlichen Brief, und die Ungarier ernstlichen Besitzand forderten, wie sie berechtigt waren; da wurde wenigstens der Grundzog der künftigen Theilung dieses südlichen Estenlandes festgesetzt, wie sich unter diesen Umständen erwarten ließ, zum Vortheil Alberts: ein Drittheil für die Rigische Kirche, das zweite für den eständischen Bischof, das dritte für den Orden. In Einigkeit besiegten sie Odempä, suchten die Gegend von Nowgorod heim und plünderten Ternow und begannen die Zerste; aber als die Russen kamen und Odempä wöcklich belagerten, lief der Kampf über: mit mehreren Ordensbrüdern fiel Berthold, als er mit Wolquin und Dietrich, Alberts Bruder, zum Ersatz herankam; Odempä mußte geräumt werden, Wladimir führte Dietrich halb als Geisel, halb als Gefangenen nach Russland.

Alberts Flucht war Deutschland; denn grofsachen Feinde genügten seine und des Ordens gewöhnlichen Kräfte nicht, denn die noch unbezwingten Theile des Estenlandes und die Dosele voran, waren mit den Russen verbündet, und die Saecalaner erhoben sich ohne Bedenken. Zum Glücke traf grofserlei zusammen: der Fürst von Nowgorod hatte eine Zug nach Ungarn vor, und ein angesehener Fürst und tüchtiger Krieger aus Deutschland, Graf Albert von

\* ) Dies begann am 1. November 1215.) Cf. Hartmann Council. Illustr. Tom. III. pag. 359.

Zauenburg, erschien. Die Esten erlitten eine bedeutende Niederlage durch die vereinigten Deutschen, Liven und Letten. Der Sieg kostete aber auch Caupo's Leben<sup>10)</sup>. Die Saccalauer stellten Geißeln, nahmen das Christenthum wieder an und erhielten damit Gnade. Noch nicht zufrieden, hätte der Graf Albert von Zauenburg die Christen gern nach Tessel geführt, aber das Wetter blieb ungünstig. Sie begnügten sich mit einem Zuge in die Strandprovinzen und bewogen Alles von Rotala bis Reval der livländischen Kirche Geißeln zu stellen für die Annahme des Christenthums und jährliche Zahlung eines Zinses. Auch die Fernvier meldeten sich dazu mit Geißeln.

Der Vortheil war der des Bischofs allein: denn 1) Heinrich erwähnt nicht, daß der Orden an diesem letzten Zuge Theil nahm, welchen er doch bei dem Zuge nach Saccala mit Volquin ausdrücklich nennt, und 2) die Leute von Rotala bis Reval mit Harriet unterworfen sich ausdrücklich der livländischen oder Rigischen Kirche, wobei als Zins p. 121. der Abgabe gedacht wird, welche der Bischof bei sich eingeführt hatte: *annonae mensuram pro decima institutam* wollen sie geben.

Solches war in des Bischofs Abwesenheit zu seinem Vortheile geschehen. Gleichsam in vier Schichten liegen die Besitzungen der Christen da: 1) das Land an der Düna, 2) das Land um die Ao und Metsepole, 3) Ungarnien mit Saccala, dazu nun 4) das nördliche Estland. Das erste gehörte dem Bischof nunmehr allein, das zweite hatte er mit dem Orden getheilt, und zwar im Verhältnisse von 2 : 5; für das Estenland Ungarnien und Saccala war dasselbe Grundzog angenommen. Des Bischofs Kerkämpfer Graf Albert geht nun noch weiter; während Ungarnia und Saccala unter gemeinschaftlicher Leitung stehen, kann des Bischofs und des Ordens Priester halten sie getauft, bringt Graf Albert die Wied und Harriet mit Fernvier dahin, sich der Rigischen oder livländischen Kirche, d. h. dem Bischof allein zu unterwerfen. Sein Zsch war leichter, seine Last leichter als die des Ordens.

Die Gefahr von Russland her hatte in diesem Jahre nur gedroht; im folgenden erschienen 16.000 Russen in Ungarnien auf's Beste gerüstet, trieben die Deutschen vor sich her, lagerten sich vor Wenden und ergossen sich über das Land der Liven und Letten bis in Iddumaa. Daß sämtliche Theile der Deutschen gegen diese Gefahr zusammenhielten, war zu erwarten; sie sammelten sich so schnell und

zahlreich, daß weder die Däselet noch die Saccalonet fanden, und nur die Harrier vor Wenden erschienen; aber selbst die alte Wendenburg war den Feinden zu stark, als Ordensritter aus der übrigen hinein gelangten und ihre Wurfgeschosse anwandten. Die Nachricht, daß Rüchauer in Rusland eingesunken, bewog die Russen vollends zur Heimkehr. Ein gemeinsamer Zug Volquind mit Heintz, Burewin, dem Wendenfürsten und Anführer der Pilger, strafte die Revalec.

Bischof Albert von Irland kam in diesem Jahre nicht nach Südländ gekommen, aber hatte Dänemark besucht; dort war er mit dem Grafen Albert von Lauenburg zusammengetroffen, und auf ihre Bitte hatte König Waldemar II. versprochen, zur Ehre der heiligen Jungfrau und zur Vergebung seiner Sünden sein Heer gegen die Esten zu führen. Bischof Albert hoffte ebenfalls eine ansehnliche Macht zusammenzubringen. Beide Aussichten gingen in Erfüllung; zahlreiche und vornehme Pilger begleiteten den Bischof 1211 und König Waldemar erfüllte sein Versprechen. Auf ihn alle seine Hoffnungen legend kam auch Theodorich, der seit Jahren schon zum Bischof von Ostland ernannt war, aber in einem Nebersinne der Esten verlor er sein Leben.

Der Tod des beschiedenen Mannes hatte eine wichtige Folge. Ihm hatte Albert ermaut, krafft des ihm ertheilten Rechtes in den Erwerbungen, die er und der Orden machen würden, die Bischöfe zu segnen. Lebt aber war es König Waldemar, der das von den Deutschen oft geplünderte, zum Theil auch getaufte nördliche Ostland einzunehm; auch er hatte seine Bischöfe bei sich, vor Allen Andreas von Lund, den Erzbischof seines Reiches. Er verstand den Zug in honorem s. virginis anders als Bischof Albert; er nahm diese Estenländer für sich ein: weltlich, indem er die Burg Revel baute an Stelle des estnischen Lyndauße; geistlich, indem er durch seine Bischöfe an Theodorich's Stelle seinen Kaplan Wesselin zum Bischof segnen ließ. Dazu fehrte er selbst nach Ronne zurück, aber die Bischöfe blieben, des Königs Männer mit ihnen und die Revallischen ließen sich von den Dänen taufen.

Wie Albert die Sache aufnahm, zeigte sich nicht augenblicklich; hatte er doch selbst den König gerufen. Sollte er wirklich gemeint haben, der König werde für ihn die Esten unterwerfen? Aber wenigstens hatte sein Bischof die oberste geistliche Macht? Unerwartet kam der Mann um und Waldemar trat auch als geistlicher Oberherr auf. Albert aber stand auf einer anderen Seite für sich und seine

Pilger eine gute Aussicht. Hätte er wirklich in den letzten Zeiten an zwei Dritttheil des ganzen Westenlandes gedacht, so könnte ihm nichts gelegener kommen als die Erwerbung des linken Dünaufseß, Semgalliens; daß er einen Bischof schon vor Kurzem für diese Gegend ernannt hatte, jenen Grafen Bernhard v. d. Lippe, den Klosterciener-Abt von Dünamünde, deutet seine Absichten nach dieser Seite an; aber wie gerufen kamen ihm die Leute entgegen. Die Semgaller von Wesothen brauchten Schutz gegen die Räubereien der Litthauer. Albert war bereit ihn zu leisten, wenn sie sich taufen ließen. Die Sache hatte ihre Bedenken; die übrigen Semgaller konnten sich mit den Litthauern gegen sie verbinden; sie baten also den Bischof um eine Beprüfung und wollten sich dann belehren und taufen lassen.

Auch so ging Albert auf ihr Gesuch ein. Er selbst leitete mit dem Herzog Albert von Sachsen-Anhalt die Unternehmung: 300 Männer wurden getauft, die Weiber und Kinder nicht gezählt. Zu Wesothen sollte der neue Bischof von Semgallen wohnen. Freudig kehrte Albert nach Riga zurück.

Schon das erste Schiff, welches der Bischof auf der Ruma nach Wesothen sandte, wurde von Berthold, dem Weltesten der Landschaft Tervetene<sup>11)</sup>, überfallen, 30 von der Mannschaft getötet; die Deutschen entfernten sich aus Wesothen nach Riga, die eben getauften Semgoller dieses Beichtels kehrten zum Heidenthum und den heidnischen Bündnissen zurück.

Der Orden hatte das nicht unbemüht gelassen: Wenn des Bischofs Stellvertreter Geizeln der Zermier angenommen hatten, so sond jetzt Rudolph, nunmehr Meister in Wenden<sup>12)</sup>, Bertholds Nachfolger, eine Beschuldigung gegen die Zermier darin, daß sie den Revolern gegen die Dänen beigestanden. Vergebens beriefen sie sich auf ihren Vertrag mit Graf Albert, auf den Frieden mit Riga, auf das Versprechen, die Taufe anzunehmen. Sie mußten auch dem Orden Geizeln stellen.

Es ist sichtbar keine Uebereilung, keine Unwissenheit des Ordensmeisters; er weiß recht gut, was er thut, und der Bischof läßt die abgesunkenen Semgaller einstreilen bei Seite, um seine Leute mit den Ordensbrüdern in das noch nicht besetzte Wierland zu schicken<sup>13)</sup>; sonst wären ihnen die Dänen zugekommen. Gegen den Feind waren sie einig; Wierland ergab sich; die fünf Weltesten der fünf

Landshäfen stellten Geschenk und erhielten selbst in Riga, abzumachen, was sonst nöthig war.

Dieselbe Einigkeit machte nun auch einen gemeinsamen Zug gegen Weserthen möglich. Es zogen 4000 Deutsche mit eben so vielen Liven und Lettten aus. Werdard ließ sich nur von ferne leben; die Gemälter von Weserthen versprechen sich lassen zu lassen, ihre Burg ward ausgeplündert und verbrannt.

Das war nur ein Nachzug; etwas älteres aber bedeutet es, wenn wir beide Mächte noch im derselben Winter wieder nach Ostland ziehen sehen. Sie wollten die Dänen auf Reval und die nächste Umgebung (*Kereiensia provincia*) belästern. Dazu zogen jetzt Bischof und Komtur zusammen nach Harrien; da Volksleben schützen für die Deseler aus Jevern hörzu und empangen dann die Geiseln für Harrien aus Warbola<sup>14)</sup>. Erzbischof Andreas war noch immer in Reval. Eine Botschaft der Deutschen erwieserte er von dort aus mit freundlichem Dankte für den Kampf gegen die Heiden, und in seiner Botschaft hieß es, daß verstände es sich von selbst, daß ganze Ostland sei ja des Dänenkönigs, sei ihm nun dem holändischen Bischofe übergeben, er erwarte, daß man die Geiseln von Warbola ihm gestelle. Nicht die Männer des Bischofs, nicht sein Bruder Theodorich nahm das Wort, sondern Wolquini. Seine Erklärung zeigt, was er den Dänen zugeschrieben dachte: von einer Schenkung Ostlands an den König von Dänemark wisse er nichts, dagegen wisse Federicus, wie sie insbesondere Herzog Albert mit allen Anwesenden, wie das ganze Ostland unter der Fügung der heiligen Jungfrau von Riga aus zum Christenthum gebracht sei, nur die Revolte Prowinz und die Insel Reval ausgesparten. Uebrigens wollten sie dem Könige von Dänemark gefällig sein und die Harrienischen Geiseln ihren Eltern zurückstellen, ohne jedoch den Rechten der Rigischen damit etwas zu vergeben. Und wie der Ordensmeister gegen die Ansprüche des dänischen Königs als Leib weltlichen Herren, so legt Bischof Albert Einspruch ein als Oberbischof, ohne darauf zu achten, daß König Waldemar an des umgesetzten Theodorichs Stelle schon einen Bischof über Ostland gesetzt hat, bestellte er seinen Bruder Hermann, Abt zu St. Pauli in Bremen, dazu und ließ ihm über Kurland und Samland in Preußen die Nachricht nach Deutschland ziehen, wo der Erzbischof von Magdeburg die Weihe vollzog<sup>15)</sup>; aber Waldemar beherrschte Lübeck und ließ Hermann nicht durch.

Dieser unfreundliche Zusammenstoß legt sich kaum auch in dem Verhalten der Dänen gegen die Thätigkeit der Deutschen, der Missionäre, fort. Zwei Priester, einer des Bischofs und einer (heimsich) des Ordens, durchziehen einsamlich Saecala und Nugannien und werden hier nicht gestört. Wohl aber in Wierland. Nur der erste Besitz fügt sich und die Dänen lassen dafür die Keltensteine später aufhängen, aber die andern lassen sich von den Dänen tönen. Ebenso geschah es in Ferwen. Als die Missionäre sich beim Erzbischofe Andreas selbst beklagten, erhielten sie die alte Antwort: ganz Estland, von den Rigischen erobert aber nicht, sei des dänischen Königs, von den Rigischen Bischöfen<sup>16)</sup> ihm zugestanden für die Hilfe, welche er gegen die wilden Esten geleistet. Darum verbot Andreas durch besondere Boten an Albert die Fortsetzung des Kriegs im Wierlande.

Sollte Waldemar wiewohl ohne Grund solche Behauptungen aufgestellt haben? Der Mann war zu mächtig und staatskug, um die Gelegenheit zu einer Geweiterung seiner Macht um die Ostsee her zu versäumen. Nur damit hatte ihn Albert locken können: ein Waldemar lässt sich ganz gern seine Sünden vergeben, aber er zieht dazu allein nicht gegen die wilden Esten. Solche romantische Gedanken waren mit dem ersten Kreuzzage, wenn sie irgendwo rein vorhanden waren, nebst vielen Läuschen geschnitten; ein Kreuzzug mühte etwas einbringen und Waldemar wußte wohl, was er wollte. Dänemark, Schonen, Holstein, Lübeck, Mecklenburg, Rügen, Pommern hatte er. Das Gesuch um Hilfe, vielleicht unterstützt durch Erinnerungen an Waldemars Vorfahren, die schon Versuche auf Estland gemacht hatten<sup>17)</sup>, obgleich davon in diesem unserren Berichte gar nicht die Rede ist, weiset ihm ein neues Feld, eine Stelle, vor welcher aus älteren Erörterungen sich mit neuern verknüpfen liegen. Einem Manne wie ihm, dem schon so Vieles gelungen, kann es nicht schwer vorgekommen sein, wenn er Estland erwarb mit Hilfe der Deutschen, und dazu Diesel, irgend einen Rothstand zu benutzen, wie auch Livland an sich zu bringen, Kurland und Preußen hätten die Lücken gefüllt, hätten ihn zum alleinigen Herrn gemacht über die eigentliche Ostsee. Er wird in seinen Verhandlungen über seinen Kreuzzug Estland für sich gefordert haben und ebenso wenig trug Albert damals Bedenken, ihm ein Land, das er selbst noch nicht hatte, das er doch mit einem andern Besitzer hätte theilen müssen,

zu überlassen. War doch der Graf Albert von Lauenburg, denn der Bischof Albert seine besten Erfolge im nördlichen Estlande verdanke, eben selbst nur ein Vorfall des dänischen Königs, im Vertrauen vielleicht auf zweideutige Ausdeutung, wie „zu Ehren der heil. Augustinus, in Hoffnung, wenigstens seine geistliche Oberholigkeit erhalten zu sehen, da Waldemar den von ihm eingesetzten Theodoric annehmen.“ Aber eben in Theodoric brüllt sich Alles aus, was wir brauchen. Von Albert erkannt, erkannte er Waldemar als weltlichen Oberherrn an. Theodorics Tod, sahen wir, störte den Bischof aus seinem Vertrauen. Sobald er seinen Bruder Hermann gegen Wesselin ernannt hatte und die Kause fortführen ließ in Wierland und Hattien -- denn auf Hattien hatte auch der Orden durch die That verzichtet --, bestellte Waldemar ihn und einen Vertreter des Ordens zu sich. Albert wischte ihm aus, er erreichte Lübeck, wusste sich aber aus dieser Stadt schleichen und ging nach Rost mit seinen Klagen. Waldemar ließ ihm dort keine Zeit; auch seine Abgeordneten erschienen bei Konrad III. Über den Hauptschritt that er in Livland. Rudolph, der Meister von Wenden, war mit mehreren Ordensbrüdern wirklich zu Waldemar gereist. Hatte sich früher Albert, um seine geistlichen Rechte zu sichern, mit dem Könige abgesunken, ohne für die Kämpfer zu sorgen, so verstanden sich jetzt König und Orden noch besser.

Unterscheiden wir das südlische und das nördliche Estland. Saccala, Ugaunien, die Haupttheile des südlischen, waren schon erobert und getauft; aber über den Besitz derselben war nur ganz im Allgemeinen festgesetzt, der Rigische Bischof, der estnische Bischof und der Orden sollten sie gleich teilen. Je weniger Recht Waldemar auf diese beiden Landshäfen hatte, um so leichter wurde ihm die Freigebigkeit: er schenkte Saccala und Ugaunien mit den anliegenden Landshäfen dem Orden an Stelle seines Erbtheus vom Estenslaude, ohne Rücksicht auf den livländischen Bischof und seinen Bruder Hermann; denn diesen nichts übrig zu lassen, waren die Dänen nun eifrig, indem sie die estnische Bevölkerung ebenso in Bewegung setzten, wie es sonst die Deutschen gethan. Sie ließen durch die Hörer erst die Bewirt ausplindern, morden, fangen, worauf den Wierländern die Drohung genügte. Aus Wierland und Hattien bildete der Erzbischof sogleich ein neues Bistum, denn der Rigische Bischof behielt nur Hattien<sup>18)</sup>.

Die Ordensbrüder überreichten sich nicht von dem Rechtscheine, welchen ihnen Waldemar ertheilt hatte, Gebrauch zu machen; in einer freundlichen Verhandlung mit Alberts Stellvertreter Bernhard, dem Bischofe von Semigallen, erkannten sie vielmehr die Grundlage der Theilung an, denn daß sie es mit dem Bischofe schon jetzt völlig hätten verderben mögen, ist nicht denkbar. So viel sahen sie wol, daß der König von Dänemark, ein viel gefährlicherer Genosse und Nachbar sei. Sie änderten nichts an dem augenblicklich bestehenden gemeinschaftlichen Besitz von Ungarnien und Saccala, dazu galt Albert als alleiniger Herr der Stadt, die sich ihm durch den Grafen von Lauenburg unterworfen hatte. Über der Theil, aus welchem für den Bischof zwei Drittheile gebildet werden könnten, falls Ungarnien und Saccala als eines gelten, schmolz immer mehr zusammen. Noch in denselben Jahre 1220, in welchem jenes zweideutige Abkommen mit Waldemar geschlossen war, landete der junge eben erhobene König Johann der Fromme von Schweden mit dem Herkuge Karl von Ostgothland, einem außehnlichen Heere und einem Bischofe, um auch ein Stück des Eseenlandes zu gewinnen. Nicht einmal den Vorwand „zur Ehre Gottes und dergl.“ konnten sie nehmen; sie besetzten die Landschaften des Bischofs, wo die Taufe längst begonnen war. Der König ließ sich gerade in dem Orte lebt nieder, der zum Sige des Bischofs Herausann bestimmt war. Den Dänen in Reval wird es nicht ungelegen gewesen sein; die Rigischen konnten nur ihr Recht vertheidigen durch die Verteidigung, selbige Landschaften seien längst von den Skirigen dem Christenthume unterworfen worden. Denn König Waldemar ließ seine Pilger von Lübeck aus nach Livland gehen, noch waren Kurland und Preußen heidisch, Kreuzfahrende Pilger wenigstens konnten also auf dem Landwege nicht herankommen; die Deutschen waren gelähmt und es wähnte lange, ehe es besser ward.

Denn während die zurückgebliebenen 500 Schweden durch einen Nebersfall von den Däselern umkamen bis auf wenige, die sich in die dänische Burg nach Reval retteten, fand der Bischof Albert draussen keine Hilfe. Bei Honorius standen ihm Waldemars Boten mit Erfolg entgegen; der König galt bei dem Papste doch mehr als der Bischof. Auch die Erhebung zum Erzbischof, durch welche die Frage über seine Stellung zu Ostland, wo jener den ersten Bischof ernannt hatte, mit entschieden worden wäre, segte er nicht durch. So

wandte er sich an Friedrich II., der eben zum Kaiser gekrönt war; er bat um Wath und Hilfe gegen die Angriffe des dänischen Königs, der Ruhm und der Heidnischen, sowie anderer feindlicher Angriffe, und berief sich auf die fortwährende Abhängigkeit Livlands und aller seiner Landschaften vom Reiche. Friedrich hatte aber viel Anderes zu thun, zur Befestigung seiner Herrschaft in Sizilien, Rüstungen zu dem ange洛ckten Kreuzzuge zur Befreiung Jerusalem's, und suchte mit Waldemar keinen Streit, da er sogar ruhig zuseh, wie der mächtige Herr manches Stück von Deutschland an sich gebracht hatte — denken wir nur an Lübeck. Er rath also auch dem Bischofe sowol mit den Dänen wie mit den Russen sich friedlich und freundlich zu stellen bis die neue Pflanzung kräftige Wurzeln gegraben. So kehrte er aus Italien ohne Trost wieder nach Deutschland; auch hier riechen ihm gute Leute, den Willen des Königs zu erfüllen, und die königliche Kirche von der Gefahr zu befreien, in welcher sie durch die Sperrre, welche Waldemar übte, gerathen würde. Albert fügte sich in das Unvermeidliche mit seinem Bruder Hermann, und nicht blos über Estland erkannte er das Königs Oberhoheit an, sondern auch über Livland, doch eine Hinterthür obhielt er offen, die Zustimmung der Stiftsgesellischen, der Lehnslente der Kirche (iri sal), der Bürger von Riga und der Eben und Zetzen.

Der Orden war nicht genehmigt. Er hatte des Königs Oberhoheit schon anerkannt, als er sich Auganien und Zuccala von ihm schenken ließ. Die Wiek, von den Schweden genannt, behandelten die Dänen jetzt als ihnen unmittelbar unterworfen und darüber hier ebenso wenig, wie in Wierland und Zerwen. Rigische Priester; jeden Besuch zur Abschüttelung des neuen Zobes strafsten sie mit Härtichung des Keltes, mit Geldbußen und mit doppelten und dreifachen Abgaben.

Nun endlich kehrte Bischof Albert zurück; nicht blos Estland, sondern Livland dazu sollten nun unter Dänenmark stehen. Der Widerspruch war einstimmig: zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi, nicht des dänischen Königs hätten sie gekämpft gegen die Heiden, lieber wollten sie das Land verlassen, als dem Könige dienen. Auf das Neuerste wollte es Waldemar jedenfalls nicht kommen lassen, und wenn er ganz Estland gegen jeden Anspruch führete, so war schon viel gewonnen. Mit Livland hatte es solche Eile nicht. Daum botte Erzbischof Andriens die Nothwendigkeit guter Nachbarschaft ein:

geschehen in einem Angriffe des Däsenler auf die Dänenburg, der 14 Tage dauerte, und was er versprach, war so gut als hätte es der König gesagt. Er konnte hier die Möglichkeiten besser übersehen; er sandte Bören an Albert mit dem Versprechen, Livland sollte wieder so frei werden, wie es früher gewesen. Damit begnügte sich Albert für jetzt, denn eine Änderung der Bestimmungen, die zu Gunsten des Ordens früher getroffen waren, kam nicht zu Stande. Albert reiste selbst nach Reval, der Deutschenmeister mit ihm. Andreas war sehr freundlich, wiederholte sein Versprechen, verlangte dafür aber ein Bündnis gegen Heiden und Russen, und daß der Orden in Saecala und Ungarnien die königlichen Rechte behielte, die geistlichen sollten dem Bischof angehören.

Heinrich sagt wol, daß sie mit Freuden lehrten nach Livland. Aber es war anders. Wie konnte der Bischof zufrieden sein mit der neuen Stellung des Ordens. Was war aus seinem Geschöpfe geworden? Nicht nur ihm gleich an Besitz war er, sondern was das Schlimmste, durch die Annahme von Ungarnien und Saecala hatte er jeden Anteil an diesen Landshäften nicht nur der weltlichen Herrschaft des Bischofs entzogen, ein offenkundes Unrecht, da dieser sie hatte erobern helfen, sondern der Orden hatte sich und seinen Besitz derselben unter den Schutz eines mächtigen Nachbar und Eroberers gestellt, der den Orden ja auch ärgerlich von dem Gehorsame gegen den Bischof ganz löste. Albert war nicht froh. Mit einem gewissen Hohn wird freilich ein dänischer Ritter Gotschaf, den Waldemar während dieser Verhandlungen, der Versprechungen des Erzbischofs unkundig, als feinen Vogt nach Riga gesandt hatte, nach Hause gesandt. Aber wie bitter die Stimmung der Bischöflichen gegen die vom Lehne war, sehen wir, bei aller Behutsamkeit Heinrichs, — er stand unter dem Orden, — denn doch deutlich genug. Die Rigischen Bürger, sagt er, hatten sich zusammen mit den Kaufleuten und ihren Liven und Letten, sie verbanden sich durch einen Eid, sowol gegen den König von Dänemark, wie gegen jeden andern Widersacher. Aber die Deutschenbrüder ließen es nicht weiter gehen; nachdem sie etliche Muster des Lien in Segewolde eingesperrt hatten, verhielten sich die übrigen ruhig.

Die Nachbaren verstanden von diesen Misshelligkeiten keinen Nutzen zu ziehen; wol fühlten die Russen ein und belagerten Wenden, die Rigischen fanden keine Hilfe; die Feinde gingen dann aber auch

über die Ma mit Sengen und Breunen in Kreiden, und wo sie etwas übrig gelassen, da machten die Litthauer, die ihnen zugezogen, die Arbeit voll. Da zog der Meister Bolquin aus von Riga und der Ritter Bodo mit etlichen Pilgern, denn es waren wenige des Streites wegen im Lande; er hinderte die Feinde wieder über die Ma in das Ordensgebiet (in partes suas) zu kommen, denn schon auf das erste Anzeichen eines bewaffneten Widerstandes zogen die Räuber-scharen ab. Die Litthauer erlitten noch durch des Bischofs Leute von Kolenhusen einen außschalichen Verlust; den Ordensheùdern aber war die Zeit zu lang geworden und sie waren nach Riga zurückgekehrt. Dass der Ordensmeister mit dem Bischofe zusammen eine Botschaft nach Revel schickte, um die Auslieferung einiger deutschen Kaufleute zu verlangen, welche die Dänen in der Wiek aufgegriffen haben, möchte wol von geringerer Bedeutung sein, da der Orden einen gewissen Schutz über die Kaufleute ausübte und so auch hier wahrscheinlich unmittelbar befreiigt war. Er hält sich vielmehr ganz ruhig. Seine Esten, Liven und Letten vergelten unterdessen den Russen den Raubzug durch Einfälle in das Plescasche und Torgotodsche.

Zufrieden war aber Albert gewiss nicht. Wenn der Orden weniger verdrossen erscheint, so erklärt sich's leicht: er hatte, was er wollte, ein Besitzthum, wenn auch der Bischof sein Recht nicht anerkannte; in alten Schlössern Saccala's und Uagamius' saß er mit seinen Knechten, und sie verwalteten die Vogteien, sammelten die Abgaben und verwehrten dem Bischofe seinen Anteil, befestigten dabei ihre Burgen, brachten Lebensmittel und Wurfnaschinen hinein. Sie wollten nach allen Seiten gerüstet sein. Denn was ist der Anteil des Bischofs? Etwa zwei Drittheil der Abgaben, darum hatten sie sich dem dänischen Könige nicht unterworfen. Es wird das Biertheit des Fehnten sein, welches sie ihm von den Ländern schuldig waren zu liefern, die er ihnen übergab, wohilich ein geringer Theil und sie verloren dabei nicht viel. Nach Alberts Verhältnis zu Waldemar war noch nicht entschieden. Noch war die Freilassung Livlands nur eine Zusage des Erzbischofs Andreas, und schon schritt Waldemar zu einer Unternehmung, welche ihn zum Herrn des Rigischen Kreishusens machen könnte; er bemächtigte sich der Insel Oesel und begann den Bau einer steinernen Burg zum Reichen, dass er die Insel nicht wieder aufgeben wolle, wie feucht einmal. Der Graf Albert von Lauenburg, Waldemars Neffe, zum Vortheile des Bischofs früher

so thätig, war auch mit dem Könige, seinem Lehnsherrn. Da begab sich auch Albert dahin mit dem Ordensmeister und etlichen Brüdern und Vertretern der Liven und anderen. Der König nahm ihr Geschehen freundlich auf, erinnerte an die Übergabe Violands und fand allgemeinen Widerstand; die Anwesenden baten, er möge das Land der heil. Jungfrau frei lassen. Eine Besprechung mit seinen Räthen führte dann zur Bestätigung des Abschlusses, welches Albert und der Ordensmeister mit Andreas von Lund in Reval geschlossen, und als thätiger Beweis der verprochenen Hilfe gegen die Russen wie gegen die Heiden blieb Alberts Bruder Theodorich und etliche Ordensritter mit der dänischen Besatzung in dem neuen Schlosse. Kaum waren die Mauern fertig, so eilte Waldemar nach Hause.

In einem Punkte, sahen wir, kam Albert immer nicht weiter: Saecala und Ungarnien blieben in der Gewalt des Ordens. Weder waren dem Bischofe nur die geistlichen Rechte zugestanden, aber weder war ihm die Wiede zurück gegeben, noch waren die beiden Bischöfe des nördlichen Ostlands unter ihm gestellt. Was bedeuteten die geistlichen Rechte über Saecala und Ungarnien wenn er den Bischof über die andern Geistlichen, die er einsetzte, nicht einmal ausschalten konnte? Die Mittel dazu aber hatten ihm die Dänen und die Ritter genommen.

Auf Hilfe hatte Albert keine Aussicht; vergebens hatte er den Papst und den Kaiser angeprochen; verrätherische Hilfe, wie später ein Bischof sie suchte, verschmähte er, auch konnte er das Kreuz; nicht predigen gegen den Orden. Was blieb ihm übrig als ruhig zu warten.

Da kamen die Ereignisse Schlag auf Schlag. Es wird wohl schon gegen den Herbst 1222 gewesen sein, als Waldemar sein neues Schloss auf Desei verließ und nach Dänemark zurückfuhr. Kaum war er fort als die Deseeler sich rings umher lagerten, dann an den Strand hinüberschickten und um Zuflug batcn. Nun hatten die Dänen ihren Leuten in Barholo, ganz nahe am Strande, eine von den Wurmsmaschinen geschenkt, die Heinrich "Patherellen" nennt: die Deseeler besaßen sie, fertigten in wenigen Tagen 17 nach dem Muster und gaben nun durch beständiges Werfen von Steinen in die neue Burg, die bis jetzt nur Mauern, keine Bedeckung von oben hatte, ihnen Angriessen einen solchen Nachdruck, daß die Belagerten sich nicht zu lassen wußten und das Anerbieten der Deseeler annahmen: sie erhielten freien Abzug mit ihrer Habc zu ihren Schiffen und suchten nach

Reval, die Däeler aber behielten Greifeln, Dänen und Dietrich. Alberts Brüder, bis zur Anerkennung des Friedens, der die Freiheit der Insel festsetzte.

Hier sahen wir wieder: es bedurfte nur eines unbedeutenden Unfalls der Großerer, um die ganze Bevölkerung gegen sie in die Waffen zu bringen. Die Nachricht von der Eroberung der freien neuen Burg des dänischen Königs wie die Ausbreitung aller Christen verbreiteten die Däeler selbst so weit es gehen wollte durch das Land der Esten und der Liven mit der Aufforderung, ein Gleiches zu thun. Das Dänenhaus Reval zu erobern sei auch nicht schwer. Die Däeler werden nun die Lehrmeister in der Erbauung von Burghäuschen; so ging es durch Harrien, die Wiek, wo man Dänen sing, wurden sie gemordet; die Wiekänder und Jernver begnügten sich sie nach Reval zu senden.

So weit trat die Bewegung nur die Dänen: der weitere Schritt war nach Saccala, und an einem Sonntage des neuen Jahres 1225 ward in Zellin alles was deutsch war, gemordet, dann im Polaschloß; in ihrer Wuth sollen die Saccalaner das Herz eines dänischen Vogtes von Jernver gefressen haben. Von da gingen Boten nach Odempä und Dorpat mit den blutigen Schwertern und den Pferden und Kleidern der Gemordeten als Wahrzeichen: Sie begannen hier wie an den meisten Orten mit Ermordung des Vogtes; der Ordensgeistliche ward auf den fettesten Ochsen gesetzt obievor selber ebenso fett war und da die Göter den Ochsen vorzogen, so kam Bruder Hartwich mit einer großen Wunde davon, von der er geheilt ward.

Kurz also: der Deben hatte in Saccala, in Ungarnien nichts übrig, die Dänen behaupteten sich nur in Reval; die Saccalaner ließen in Riga sagen: der Frieden sei ihnen lieb, Christen wollten sie aber nicht wieder werden so lange ein Knabe ein Jahr alt oder eine Elle hoch im Lande wäre. Auch erlangten sie, daß man ihnen gegen die gefangen gehaltenen Ordensbrüder und Kaufleute, ihre Kinder, die als Geiseln gehalten wurden, zurückstellte. Ein Kampf mit den benachbarten Stämmen führte geübte Streitkräfte in ihre Burgen Zellin und Dorpat, und die vorrächtigen Waffen der Ritter boten ebenfalls einen erheblichen Vortheil.

Der einzige, welcher bis jetzt dabei gar keinen Schaden genommen, war der Bischof. Als der Deben seine Letten gegen Ungarnien losließ und sie das Land verheerten, litten sie von den Esten dasselbe,

der Orden aber vermochte nichts weiter als mit Raub und Mord Ungarnien zu durchziehen und Gleicher mit Gleichen zu vergelten.

Die Brüder erkannten ihre Schwäche : sie suchten Hilfe bei den Bischofslichen und den übrigen Deutschen und erhielten keine. Albert mag bestimmte Befehle hinterlassen haben, ehe er abreiste : die Antwort, welche seine Verteeter gaben, zeigt ihn immer auf demselben Punkte ; er will nicht mehr und nicht weniger als die ältesten Verträge ihnen bewilligten. „Wenn ihe der Kirche der heiligen Jungfrau und dem Rigischen Bischofe ihr Rechttheil in Livland überlassen wolltet und dem Bischofe Hermann das seine freigeben und euch begnügen mit eurem Drittheile, so würde er euch helfen.“ Und die Brüder versprachen das. Auf der Stelle machten sich die Männer der Kirche mit den Rigischen und den Brüdern auf, streiften in gewohnter Weise bis Pölln und zu die Pala mit Rauben, Breunen und Morden, richteten dann in Livland — zur Abthreibung ? die Gefangenen hin. Und lohnen den, der gelobet ist in Ewigkeit. Aber gewonnen war noch nichts, bis im Frühjahr des Jahres 1223 B. Bernhard eine ansehnliche Zahl Pilger aus Deutschland herbeiführte. Die hergestellte Einigkeit ließ die Quelle reichlicher fließen, und Waldemar auch, wenn er gewollt hätte, hinderte nicht mehr ; seit dem Mai d. J. war er in der Gefangenschaft des Grafen Heinrich v. Schwerin und wohin der ihn brachte.

Alberts glücklichste Zeit war gekommen. Noch kam er selbst nicht. Noch einmal, ... es ist sein letztes Mal so weit wie möglichen, — ließ er den Kreuzkris in Deutschland erklingen ; und sein Stellvertreter Bernhard, selbst in jüngeren Tagen ein tapferer Degen, auch als solcher in Livland schon bekannt, ließ die Esten und Russen nicht weit vorbringen : eine bedeutende Niederlage an der Ummer warf die Feinde nach Elbland zurück ; aber Bernhard ließ nicht ab, bis von allen Seiten alle sich von Neuem gesammelt hatten : Männer der Kirche, Ordensbrüder, Liven und Letten, Pilger und Kaufleute ; zu Schiff, zu Fuß und zu Pferde versammelt sie sich, 8000 Mann stark gegen Pölln, und trog der Wurftmaschine, die die Feinde den Rittern abgetragen, was in 14 Tagen die Sache abgemacht : Am 1. Aug. hatte die Belagerung begonnen, am 15. Aug. ergab sich Pölln auf Gnade und Ungnade : die Russen wurden aufgehängt, die Esten geschlachtet und in ihre Dörfer entlassen, Pala ergab sich ohne Widerstand. 20.000 Starogoroder und Pleskauer, auf dem Zuge gegen Riga,

lebten zu, belagerten Reval 4 Wochen mit deutschen Trümpfen (secondum artem Teutonicorum) und als es sich nicht ergab, zogen sie sich zurück, indem ihr Anführer Wiescko, dem ehemaligen Fürsten von Rokkenhöfen, Geld, Mannschaft und den Befehl in Dorpat übergab mit dem Aufräge seine Herrschaft auszudehnen soweit er könnte.

Unterdessen hatten die Ordensbrüder die Dänenischen gestraft für ihre fortgesetzten Angriffe auf die Dänen; sie mögen es auch gewesen sein, welche bewirkten, daß die beabsichtigte Belagerung von Dorpat zu Weihnacht 1225 aufgeschoben wurde, sie zogen statt dessen den Dänen zu Hilfe, die sich nicht einen Augenblick hatten erholen können. Ihr König war außer Stande ihnen zu helfen, aber auch der Orden litt wesentlich durch ihre Ohnmacht. Der Orden erfüllte darin seine Lebenspflicht, die Rigischen ihren Bund. Vier Burgen von Harrien wurden genommen und geplündert, die Menschen wurden den Dänen ausgeliefert.

So eben waren Albert und Hermann bei dem gesangenen Dänenkönige in Deutschland: es erlaubte was er nicht hindern konnte, Hermann's Meile nach Livland nicht bloss, sondern auch in seit Bischofum im Estlande. Der König gestand eine Scheidung Estlands in Dänisches, Rigisches oder Deutsches zu: Diejenigen nun, welche auf letzteres Unspruch hatten, rüsteten sich eben zum letzten großen Schlag. Wie Reval sich allein behauptet hatte, gegen jeden der Angriffe, so hielten sich die Eingeborenen jetzt in Dorpat allein noch gegen die Deutschen.

Albert und Hermann kamen in Livland wieder an, ein so zahlreiches und angesehentes Gefolge von Pilgern hatten sie noch nie gehabt. Ehe sie den Angriff auf Dorpat begonnen, veranlaßten sie die genaueren Bestimmungen über die Theilung der Eroberungen:

Bischof Hermann erhielt Ungarnien mit seinen Landschaften, dem Orden ward Zuccala zu Theil.

Die Rigischen Kirche und ihrem Bischofe wurde die Streck mit 7 Kriegsburgen zugewiesen.

Heinrich bemerkte ausdrücklich, daß die Esten der Wiede und die Ungarnier sich über die Los freuten, von den Unterthanen des Ordens bemerkte er solche Freude und ihren Beweis nicht.

Dorpat war durch die Ritter selbst das festeste aller Schlösser des Estlandes, das letzte Wallwerk der Empörer, der Rückhalt aller

Urzufriedenen, von einer russischen Besatzung vertheidigt, Einigkeit des Ordens mit dem Bischofe und den Pilgern besiegte jeden Widerstand; als ein Novgorodisches Heer der Burg zu Hilfe kam, war sie schon in den Händen der Deutschen.

Die Deselet entließen Alberts Brüder, Wieland und Gerwin, sandten Pferde und andere Geschenke nach Riga an ihre Herren (den Orden?) die Strand-Ester nahmen das Christenthum freiwillig wieder an, zahlten den Zins von 2 Jahren nach, auch die von Warbola aus Harrien meldeten sich mit Zins und Geschenken, aber die Rigischen entschieden nicht über sie, sondern nahmen nur die 7 Burgen der Wiek in Besitz, über deren Besitz kein Zweifel war.

Hermann nahm Ungarnien vollständig. Um Odempā her siedelte er weltliche Herren, meist Verwandte an, und ernannte Priester. Dorpat war Eig seines geistlichen Staates, in welchen er auch einen Bruder Ratmar als Probst des Stiftes aufbrachte. Der Orden ließ sich nieder in Saccala, besetzte Fellin, stellte Priester an, bestimmte ihr Einkommen an Korn und Andereem und empfing den Gehnten. Für den Schaden, den sie in Saccala und Ungarnien während des Aufstandes erlitten; erhielten sie zu Saccala noch halb Ranga nebst Rostmegunde und Roga. Da es kam eine Theilung noch zum Vorschein, welche zeigt, daß der Orden nichts übersah, nichts vergaß. Erinnern wir uns, daß Thalibald's Sohne sich dem Bischofe unterworfen unter sehr günstigen Bedingungen. Da nun auch Gesandte von Novgorod und Pskow in Riga waren, einen dauernden Frieden abzuschließen, so mußte diese Landschaft wieder vorkommen. Bei der Gelegenheit aber erlangte der Orden auch ein Drittheil, aber den Russen ward ihr alter Zins auch默kannt.

---

Bis hierher hat der vergebliche Verfolger seine Arbeit fortgeführt. Er wird vor der Vollendung derselben auch den Tod überroßt<sup>\*)</sup>), der unserer Gesellschaft eines seiner thätigsten Mitglieder, der Universität einen geistreichen und anregenden Docenten, dem Gymnasio einen treuen in seiner Wirktheit reich gesegneten Lehrer entriß. Auch in weiteren Kreisen haben seine gelehrteten Werke die verdiente Anerkennung gefunden und wir hielten es für eine Pflicht der Pietät, diesem Geste noch eine Arbeit einzupreleben, die, wenn auch vor

---

<sup>\*)</sup> Er starb am 3. Mai 1810; geboren war er zu Hameln am 14. Januar 1810.

ihrem eigentlichen Schluß abgebrochen, doch in gewohnter Weise von dem sorgfältigen Fleiße zeuget, mit welchem er die Quellen unserer vaterländischen Geschichte erforschte, nicht minder von dem Scharfsinne, mit welchem er die oft unbedeutend erscheinenden einzelnen Angaben combinierte, und von der Klarheit und Lebendigkeit, mit welcher er dargestellten verstand. So möge denn dies Fragment, plötzlich abgebrochen wie des heuren Verfassers thätiges Leben, als ein aus von seiner Hand hinterlassenes Denkmal, eine doppelte Theilnahme finden.

Ob es jemand unternehmen wird, die letzten Jahre des Bischofs Albert von 1223 bis 1228, grabe die Zeit, in welcher die Chronik Heinrichs des Letten aufhört, und die weitere Gestaltung ist dem Verhältnisse des Ordens der Schwestern in Livland zu dem Bischofe von Riga in ähnlicher Weise zu bearbeiten, und so der obigen historischen Darstellung den erforderlichen Abschluß zu geben, mag vor der Hand dahingestellt bleiben. Noch röhrt das Dohingerstieden Wort zu sehr in unserm Herzen wieder, als daß es sofort jemand wagen möchte, in der Rede fortzufahren, in welcher der Tod ihn unterbrach. Daher nur noch einige erläuternde Anmerkungen zu vorstehendem Aufsage, welche der selige Verfasser selbst hinzuzufügen für nöthig erachtete, und zu denen von anderer Hand nur Unerhebliches beigegeben ist.

Die Redaktion.

### A n m e r k u n g e n .

ad 1) Vielleicht so: Heinrich berichtet (VI. 6) die Gründung des Ordens im vierten Jahre Alberts; das wäre 1203. Über die Erzählung schließt sich mit den Worten „zu derselben Zeit“ an Nachrichten, welche § 4 aus dem dritten Jahre Alberts 1202 nachholt, aber nicht wieder unmittelbar, sondern dazwischen steht § 5 eine im siebenten Jahre (IX. 7) seitliche wörtlich wiederholte Nachricht: die Gründung des Klosters Dünamünde (S. Nicolaisburg); und die Ernennung des Giskerijer-Bruders Theodorich von Zeiden zum Abtei derselben. Wer ist aus der ganzen Chronik Heinrichs kein zweiter Fall der Art bekannt. Offenbar kann nur der eine Wichtigkeit sein. Man könnte freilich an die Belehnung Conradus v. Meindorf mit Gleskola und Daniels v. Bonnerow mit Bennewarden erinnern, die in Ab. B. 3 (V. 2) erzählt, erst im J. 7 (§ 7. 11) vollgegangen wird; aber bei dieser macht Heinrich den erforderlichen Unterschied und erinnert an die schon lang: (iamdudum) geschehene Belehnung; in der Zwischenzeit heißt Conrad auch Conradius de Ykeskola (X. 2), während bei Dünamünde eine solche

Nachweisung nicht stattfindet, und Theodorich greift bei der ersten Erwähnung der Stiftung einfach, wie zuvor, Bruder Theodorich (frater Theodoricus) heißt (VII. 5. 6), VIII. 3 ganz gegen Heinrichs Gewöhnlichkeit, während doch dessen Sendung mit Caupo an Innocenz Ursache gewesen wäre, fehlt geistliche Würde nicht zu überschreiten: wie er von der zweiten Erwähnung seiner Erkenntnis bis zu seiner Erhebung zum Bischof über Estland (XV. 4) immer Abbas heißt: 1) per Abbatem Theodoricum, 2) Abbatem causam perpendente, Abbatii Dei providentia obvias, 3) factum Abbatis persuadebant Abbatii. Remittitur Abbas cum Abbatem Theodoricum - Abbas. Denkbar ist nur, daß Heinrich, während er an seiner Schrift arbeitete, über den Zeitpunkt besser belehrt, im letzten Kapitel (XV. 4) die Gründung des Klosters und die Benennung des Abtes nachträglich einsetzte, ohne den frustren Theodoricum in nachfolgenden Stellen zu streichen und in einen Abbas zu verwandeln, und die zweite Benennung zu streichen oder genauer zu bestimmen, wie es die eingeschobene Ergänzung oder Verbesserung gesetzt hätte. Offenbar brachte Albert in diesem seinem siebenten Jahre Mönche mit. § 6. Dann würde aber nethwendig auch die Stiftung des Klosters Dünamünde, die Benennung Theodoriks zum Abte und die Gründung des Dobens eben in das Jahr gehören, in welchem sie stehen; denn daß Heinrich im § 4 aus dem vierten J. Alberts zurückblickt in das dritte, hat seinen Grund darin: § 3 erwähnen die Brüder vom Etsee in Riga den Bruder Alberts, Engelbert, zu ihrem Propste, weil er ebenfalls aus Segeberg war, wie Meinhard, der das Stift in Utschola gegründet, welches Albert ein Jahr vorher nach Riga verlegt hatte. Wozu nun aber das Kloster Dünamünde, ohnch hin grammatisch ganz unverbunden, in denselben Zusammenhang des dritten Jahres gezogen werden sollte, sehe ich um so weniger, da das eudem tempore des § 6 und das deinde des § 7 einen regelmässigen Fortgang der Erzählung andeutet. Ist aber wirklich § 5 ein späterer Nachtrag, so wäre es doch sonderbar, wenn Heinrich ihn, falls er in das dritte Jahr gehörte, nicht dort, sondern im vierten angebracht hätte. Kurz, Heinrich berichtet die Stiftung der Schwesternbrüder im Jahr 1202, und ich hätte keine Mittel, zu beweisen, daß sie in einem anderen Jahre stattgefunden habe. Halten wir uns streng an die Ordnung in der Erzählung Heinrichs, so folgt: 1) Albert war nicht in Livland, als er den Orden stiftete, denn a. zuerst in seinem vierten Jahre wird erzählt, daß er mit den Pilgern, die nicht zum Schutz der Stadt zurückblieben, nach Deutschland reisete, b. das fünfte Jahr beginnt mit dem Berichte über seine Rückkehr aus Deutschland, und c. die Erzählung von der Stiftung des Klosters und des Ordens steht mittler innen. 2) Er stiftet den Orden mit dem Abte Theodorich. Wo war Theodorich damals? In seinem zweiten Jahre hatte ihn Albert nach Rom gesandt (IV. 6), wann er zurückkam, wird nicht berichtet, aber im vierten Jahre wird er (IV. 2) als einer der Brüder genannt, die in Livland unter Ordensregel lebten und im fünften Jahre (VII. 5) mit Caupo nach Rom gesandt. Was kann also das „mit dem Abte Bruder Theodorich bei der Stiftung des Dobens“ bedeuten? Ich glaube dieses: Theodorich hatte in Alberts Auftrage in Rom die schriftlichen Verhandlungen wegen

der Gründung Riga's und der Stiftung des Ordens geführt und die erforderlichen Schriften ausgetwickelt, denn daß er in wichtigen Angelegenheiten in Rom war, ergiebt sich aus der därfstigen Erzählung. (IV. 6:) Das Verbot des Semgallerhafens ist die entschiedenste Hindeutung auf Gründung einer Stadt an einer anderen Stelle, wozu der verherrgebende § 5 hindeutet. Albert war damals in Deutschland, von dort sandte er Theoderich nach Rom, die Gründung Riga's erfolgte im nächsten J. d. Alberts (1201). Die ersten Bürger kamen ein Jahr später (im 4. J. 1202), und damals auch die ersten Ordensritter. Eine Stadt hatte Albert gründen können ohne Bürger, indem der Platz verzeichnet und mit Graben und Wall eingereicht wurde; auch konnte der Bischof zu seiner Wohnung, seiner Kirche den Grund legen; ausdrücklich sagt uns VI. 4, daß Albertus Episcopalem sedem umb conventum regularium de Ukeskola in Rigam tertio suae consecrationis anno translatis: beburste es mehr, um Heinrich sagen zu lassen: eadem aestate in campo spatiose Riga civitas aedificatur; ein Orden ist auch im Reime erst vorhanden mit dem Eintritte einiger Glieder, und dieses geschieht in gleichem Jahre, mit der Ankunft der ersten Bürger, Alberts J. 4 n. Chr. 1202 (VI. 6).

ad 2) sub obedientia sui Episcopi esse mandavit. Ibid. Wie war es mit den andern Orden?

ad 3) —! —! Für die Hauptfrage ist die genauere Bestimmung dieser Theile überflüssig und das Theilungsdokument haben wir nicht.

ad 4) Das Königreich Lettland.

ad 5) Wir haben die Bestätigung des Papstes schon bei Gruber p. 129 No. X. an Albert und No. XI. an Botuin gerichtet, die erste möchte kaum etwas Neues enthalten — — — aber es war ein früher von dem Bischof erworener Punkt, den sie hier aufgezeigt hatten: *De terris, quas a modo extra Livoniam seu Leciam (Lettiam) cum auxilio Del dicti fratres acquirent, Rigeni Episcopo minime respondebunt, nec ipse de His eos aliquatenus molestabit, sed cum Episcopis creandis ibidem quoque rectiunabili modo vel obseruant quod apostolico sedi super hoc providerit statuendum.* — — — — — Bei Dogiel Tom. V. p. 3. No. V. ist uns ex originali Sigill. 4. unter dem Titel *divisio Letthiae inter Episcopum Rigensem ei Fratres militiae Christi* die Urkunde über die Theilung aufbewahrt vom B. Joh. von Werben, Philipp von Radeburg, Theoderich von Bent, Propst Johann und Bernhard, Abt in Dünamünde, in Abwesenheit Alberts grafschen dem Orden und den Brüdern u. Vertretern Alberts. Dogiels Jahreszahl 1213 ist unzulässig. — — — — Diese Theilung scheint ebensoviel das ganze Letteland zu umfassen, wie die frühere das ganze Livland, obgleich es schwer sein möchte, das Einzelne genau nachzuweisen.

ad 6) Die Liven von Saltesle zogen sich in ihre Burg und sandten nach Lenesworden, Holm und Treiden und zu allen Liven und Letten, daß sie ihre Schlösser zu befestigen und sich, sobald sie die Kerne eingebracht, hineinzuziehen hätten. Daniel von Leneswarden, baselbst auch Adrocat, nimmt

sämtliche Hauptlinge gefangen und stellte ihr Schloß an; die Rigischen rasteten Holm, verbrennen Frieden. So blieben nur die von Sattesele übrig, hatten noch Zeit, sich in ihr Schloß zurückzuziehen und begannen den Kampf gegen den Lebensbruder von Engerwalde. Albert will Frieden schließen, richtet nichts aus, sammelt seine Getreuen, sie ziehen zu Thoreidam, obsidentes castrum idem Dabrellis, in quo fuerunt Livones apostantes, et non soloni Livones Fratrum Militiae, sed et Livones Episcopi de alia parte Goive quorum princeps ac prior fuit Vesike. Also ist castrum Dabrellis nichts Anderes als Sattesele; noch einmal heißt es: Seniores de castro Dabrellis, qui remanserunt sane, nec non et Livonis Episcopi de alia parte Goive; dann wieder Livones de castro Dabrellis decimas solvunt annuetum Livones vero Episcopi mensuram pro decima.

ad 7) Hier gehört Dog. No. VI. immutatio divisionis possessorum in Livonia. Ex orig. Unterschrift 1213. Sie nimmt ausdrücklich Beziehung auf den Vertrag, welchen die vier Bischöfe schlossen, und giebt die Theilung wohl mit mehr Ernst als die Diplomatie sonst als Motiv: quia rerum communio plerunque materiae praebet seditionem.

ad 8) In ihre Burg Beverin, östlich am Burtnetsee. Denn wirn spätere Geschichtsschreiber, z. B. Freie, sie dem Russen zuführen, so ist es ein Brethum, der aus Russins Anwesenheit baselbst pag. 58, 59. entstanden ist, aber durch pag. 56 § 6 hinreichend widerlegt wird. [Sollten die livländischen Talente vielleicht denen an Gewicht gleich gewesen sein, die Lit. 38, 38 erwähnt werden? ] (S.)

ad 9) Das Leale, zu welchem die Angreifer an Fellen vorbereiteten, das castrum Lemibili de Saccalen, ist natürlich nicht das Leal in der Wied, welches XXIV. 3. erwähnt wird und noch unter diesem Namen besteht, sondern so viel als castrum ad Palau, welches als zweite wichtige Burg von Gattala öfter erwähnt wird, kurz das heutige Övrepalten, vergleicht 21. 5. Lemibili villa ad Palam, ebendas. § 2, pag 118 et rese-derunt apud Palam in Saccala. Quorum princeps ac senior per ihus Lembitus.

ad 10) Gaups Tod, sein Sohn und Schwiegersohn vor ihm: diviso primo bonis suis omnibus Ecclesiis. p. 119.

ad 11) Zervitene, aber mit Th, aber nicht Thernitene, wie in unserem Texte steht (vergl. die Urkunden im Index). — — — — —

[Auch in dem vorzüglichsten historischen Handbuch von Spruner, auf den die Leser dieses Aufsatzes höchstlich des Rüssindens bei vorkommen den Ortsnamen zu verweisen sind, findet sich Karte 22. neben Wethen Zertene, aber mit einem (?). — Ein Beweis fortfältiger Arbeit!] (S.)

Auch das Glückschen Lehrmittel weist auf den richtigen Namen Zervitene.

ad 12) Heinrich weiß die Tiere nicht anders zu geben. Wolquin ist Magister, Berthold war es in Wenben, Rudolph in Segewolde, nach dem Tode Bertholds folgte dieser offenbar. Es ist also, was später Romthure genannt wird.

ad 13) Ein Wisschen über eine Gleichnamigkeit bringt hier XXIII. 7. auf der Brücke von Saccala in Wironia eine Revelenss provinc. zum

Werschein, die jedenfalls mit der dänischen Burg und der umliegenden Gegend nichts zu thun hat. XXIV. 1. wird ein *Castellum Rieole* genannt, den Ungarnen gehörend, gegen die Grenze von Wierland. Eine Rendierung von Rieolesis in Revelensis wäre leicht, aber da die Ungarnier bei dem Angriffe auf Wierland selbst die ihnen benachbarte Landschaft Puburn zugeschaut erhalten (23. 7), so ist an Rieole hier nicht zu denken. Über Tabelensi wird sehr gut möglich mit Rücksicht auf 20. 7.

ad 14) Auch hier hat Nomenähnliches zu einer Verwechslung geführt. Gruber pag. 139. Num. 1) hält Warbolz für das heutige Werpel in der Wier. Aber Heinrich hat ein ganz anderes im Elne. XV. 8. zieht der Knäz von Novgorod durch Wagga nach Järvö, durch Järvönen nach Harrien und belagert castrum Warhule. Hier pag. 139 (23. 9) besiegten die Deutschen und ihre Verbündeten Harrien von allen Seiten und da dienten die Warhuler Geiseln, und immer im Folgenden ist von diesen Geiseln als Harritischen die Rede. Mit Recht zieht es Hüeck nach Harrien (Verhandl. I. 1. S. 54. No. 7.) im Fleischspiel Rissi auf der Grönze des Gutes Pöll.

ad 15) Gerder meint, Albert habe den König nicht verleben wollen und deshalb seinen Bruder zum Bischof von Reval ernannt. Erstens heißt es hier ohne Weiteres, wie vom Theodorich, daß Albert ihn ernannte und zweitens ließ als *Episcopus in Esthonia*, ohne weitere Beschreibung; auf den Sig kommt dabei wenigstens an. Zweitens galt Hermann für Albert als Nachfolger Theodorichs, wie Wesselin für Waldemar u. a., zeigt der Zusammenhang deutlich, um welchen Punkt es sich handelt, und daß beide das Einheitsziel der Handlung zugleich erkennen. Weiter findet seine Boten nicht zu Schiffen, sondern über Kurland und Samland, und Waldemar läßt den neuen Bischof nach Wierland nicht durch, bis er sich dem Könige zu unterwerfen verspricht, offendar als weltlichem Herrn — so hatte es Theodorich auch gemacht, aber erreichte sein Ziel nicht. Sonst hätte Albert sich wohl nicht zufrieden gegeben.

ad 16) Albert und Theodorich.

ad 17) Wie es auch mit den von Reuse (Verhandl. I. Bd. 2. u. 4. Heft) für echt anerkannten Urkunden sich verhalten mag; Heinrich der Lette selbst enthält Spuren einer früheren Christianisierung Ostlands ganz unzweifelhaft.

ad 18) Heinrich bemerkt (1225) pag. 172, es gebe jetzt fünf Bistümer bis Reval, und Gruber zählt auf: 1) Riga, 2) Reval, später Dösel, 3) (Meßothen) Selburg, 4) Dorpat, 5) Reval (oder an dessen Statt vielleicht Pölten). Von Pölten kann hier nicht die Rede sein, aber auch Reval muß gestrichen werden, an dessen Stelle steht dieses Bistum von Wierland und Järvönen. [Gollest indes nicht dieses Bistum als die Grundlage des späteren Bischofumes Reval angesehen werden können, da es vor dem Angriffe Alberts doch wohl auf die sieben Kylogunden in der Wierd beschränkt wurde?]

(S.)

## II.

# Über den Charakter der Estnischen Mythologie.

Eine Skizze vom Dr. M. M. Kreuzwald.

---

Vom gegenwärtigen Standpunkte historischer Forschung dringen allmählig mehr Lichtstrahlen in der Vergangenheit dunkle Gefilde und wo die Umrisse eines alten Bildes irgend sichtbar werden, begnügt man sich nicht allein mit dem antiquarischen Funde, sondern ist auch zugleich bemüht aus den verwirrten, halb verbliebenen Brüggen die ursprüngliche Gestalt zu entzäubern und nach der gewonnenen Idee möglichst genau wieder herzustellen. Es werden der Vorzeit Gräfte geöffnet, um aus den darin vorgefundenen Überbleibseln alte längst vermoderte Gestalten nachzuweisen, die einst unsere Glüten beslebten. Der wissenschaftlich genährten geistigen Macht ist es gelungen, aus den Behausungen des Kodes anschauliche Bilder früheren Lebens hervorzurufen. Mögen immerhin manche Theile in diesen künstlich zusammengesetzten Figuren verzeichnet erscheinen, manche aus der Steinbaut geformte Nase nicht ganz zu dem Gesichte passen, wo sie gegenwärtig steht, — wodurch den Spöttern Spielraum geboten wird, ihre sarkastischen Witzeleien zur Belustigung des großen Haufens auf den Markt zu tragen, so wird doch Niemand, der die Schimpierigkeiten zu schägen versteht, die Verdienste der Männer, welche sich dieser mühsamen Arbeit unterzogen, wo die donkere Nachwelt des

Hörchens Verdienste ihre gebührende Gerechtigkeit willfahren, und wo des Spötters Name entweder längst vergessen sein oder höchstens als eine wertlose antiquarische Einiosität belächelt werden wird. — Hätte man sich ein Jahrhundert früher an die Lösung dieser Aufgabe gemacht, wir wären jetzt um Vieles weiter in der Kenntniß unserer Vorzeit und könnten — anstatt fundamentalen Bruchstücke zu sammeln — frisch am begonnenen Werke fortbauen. In der Voraussetzung, daß den künftigen Baumeistern durch Anhäufung des unbedeutendsten Materials ein kleiner Dienst erwiesen werde, sollen in vorliegender Skizze einige Sandkörner niedergelegt werden, die, gehörig ausgezählt, vielleicht einst zur Bereitung des Mörtels Anwendung finden, mit dem das aus Schutt und Trümmer aufgeführte Gebäude seine Fugen auskitten wird. Versuchswieise sollen hier einige Ideen über das bis jetzt so wenig cultivirte Feld der Estnischen Mythologie entwickelt und aus den auf uns gekommenen Spuren nachgewiesen werden, wie der Charakter dieser Götterlehre könnte beschaffen gewesen sein. Weit entfernt davon, eine wissenschaftliche Abhandlung schreiben zu wollen, habe ich den eingeschlagenen Untersuchungsweg, der mich auf diese Resultate geführt, bei einer früheren Gelegenheit angegeben. (Vergl. „Beitrag zur Mythologie der Esten“ Inland 1838 Nr. 9.)

Von der Götterlehre des alten Estenvolkes haben sich kaum einige Spuren erhalten. Die Verkünder der Christlichen Lehre mußten vor allen Dingen die religiösen Gebräuche des Heidenthum's bei der von ihnen unterjachten Nation mit eiserner Hand zertrümmern, bevor sie auch nur mit einziger Wahrscheinlichkeit darauf rechnen durften, ihres Gottes neuen Tempel auf dem blutträchtigen, fremden Boden zu begründen, wo noch so viele vulcanische Elemente in der Tiefe fortglippten, die nur eines Impulses bedurften, um aus der blutigen Aussaat neue Verderbens-Keime hervorzulösen. Dein „Glaube und Liebe sind stärker als das Schwert!“ — Diese von den Unterjachtern in der Regel verklärte, in ihren Folgen biswilen höchste unbehagern werdende Wahrheit findet geschichtlich ihre Bestätigung auch bei den Esten. Sie ionige Unabhängigkeit eines Volkes von seine alten Götter, die Zeugen seiner Selbstständigkeit. Genossen seine Freiheit, seiner Unabhängigkeit und seines Wohlstandes waren, ist schwer vertilgbar, und kann durch die äußere Gewalt allein nie besiegt werden; sie muß vielmehr durch eine allmählig sich entwickelnde innere Überzeugung und durch Erkenntniß der Vorzüge, welche die neue Lehre vor der

alten hat, aus freiem Antriebe überwunden werden<sup>\*)</sup>). Die barbaresche Verbreitungswise des Christenthums im Mittelalter durch die römisch-catholische Kirche, obzwar sie in den Estn. Dekac Niemig ihren wahrheitlichen Vertreter gefunden! war nicht dazu geeignet, über heidnische Götzen einen vollkommenen Sieg zu erringen. Als nach Läugnen und hartnäckigen Kämpfen und durch mehrfach erlittene Niederlagen der kriegerische Geist der Esten gebrochen, der von Lebewollkraft erlöschte wurde Körper sich gezwungen in die Unvermeidlichkeit fügte, und mit der neuesten Überzeugung zugleich die Lage der Untervorsichtigkeit übernahm, da magte die alte Götterlehre in den Hintergrund treten und endlich scheinbar verschwinden. Ich sage jedoch, deau im Verborgenen steht man gewiß noch lange nachher zu den ohnmächtigen Helfern und wird nicht müde zu hoffen: es werde vereinst die Erlösungsstunde schlagen! Über was der völligen Entnebelung und Verküchtung in Jahrhunderten nicht gelang, dem Volke seine alten Erinnerungen zu vernichten, das hat eine methodische Verflüsterung in wenigen Jahren ausgeführt. Einigen Eisfrigen war die Vollendung des großen Werkes vorbehalten, sie haben einen glänzenden Sieg errungen.

Aber gälte es für eine ausgemachte Wahrheit, daß von den Denkmälern des alten Estenvolkes außer seiner Muttersprache, keine Spur auf die Zeitwelt gekommen wäre, und alles Nebrige, was der heimathliche Boden in seinem Schoos verbirgt, fremden Nationen angehöre, die — weiß der Himmel aus welcher wunderlichen Grille — gerade dieses Fleckchen Landes am Östseestrand zu ihrer lieben Ruhestätte wählten, und nachdem sie die anderen Länder des Erdalls mit ihren glänzenden Heldentaten geehrt hatten, endlich hierher eilten, um zu sterben! ich sage, wäre dieses unumstößlich fest begründet, so dürften wir doch für eine unlängbare Wahrheit annehmen: daß bei einem Volke mit einer

<sup>\*)</sup> Sehr treffend bemerkt Bulwer über die Belehrung der alten Sachsen: „Seit ihrer neuen Religion, welche, wenn sie sie auch ächt empfingen, nur sehr unvollkommen von ihnen verstanden wurde, behielten sie das ganze Geist heidnischen Unglaubens, das sich immer mit den hartnäckigsten Instinkten in der Menschenbrust zu verbergen pflegt.“ So war es gewiß auch bei den Esten.

so kunstreich gebildeten Sprache, so tief gemüthlicher Poesie, wie die aus uns gekommenen Sprachen sattsam beweisen, eine nicht minder geohartig aufgesetzte und regelrecht aufgebauete Götterlehre einst erüstet haben wußt<sup>\*)</sup>. Der Jahrhunderte lang in Unserwürigkeit Gewesene, lässt uns unmöglich ein richtiges Bild von den intellektuellen Fähigkeiten seiner Vorfahren liefern. Eben so wenig dürfen wir von der Fürstigkeit der vorhandenen Nachrichten auf die Fürstigkeit der Mythologie schließen, vielmehr können wir annehmen, daß der großartige kräftige Charakter des Nordens auch seinen Typus über die Meisten seiner Bewohner ausgebreitet habe. Wer vermochte seinem Einfluß sich zu entziehen?

Was die Verfasser unserer wageren Annalen betrifft, so waren sie gewiß am allerwenigsten befähigt in das eigentliche Volksleben der Esten, geschweige in das religiöse Heilthum derselben einzudringen, weil das Volk seine höchsten Überbibliobol jedem profanen Auge sorgfältig verbarg und des Beobachters gehässiger Name "Sak" allein genügend war, jedes höhere Verständniß zu untergraben. Bei dem frühesten vermeintlich eingeborenen Chonistest, Heinrich dem Letten, hatte die damalige Art der Erziehung das geistige Auge getrübt, daher konnte er weder von seinem, noch dem benachbarten Volke gegen eine derartige Nachricht liefern, auf deren Zuverlässigkeit man bauen könnte. . . Im Volke gab es keine Schriftkundige und selbst die mündliche Überlieferung religiöser Mythen mußte mit größter Vorsicht betrieben werden, da man allenthalben auf Schwierigkeiten stieß und öffentlich das Gepräge der neuen Lehre zur Schau tragen mußte. Was daher später dem freudigen Beobachter hic und da zufällig sichtbar ward, das verstand er entweder nicht zu würdigen, oder er nahm es in seiner Besangenheit und großen Unwissenheit gleich für einen Teufels-Sput, und der Teufel ist schnell bei der Hand, wenn man etwas nicht erklären kann, oder wo es um

<sup>\*)</sup> Es liegt hierin durchaus kein Widerspruch, wenn wir von einer andern Seite gezwingt werden, große mechanische Kunstscherkeiten diesem Urvolke abzusprechen, dessen größte Künstler gewiß seine Waffenschmiede waren, die vielleicht von den Unterirdischen „ma-alluseb“ dieses Geschäft ererbten. Die in den Grabhügeln vorgefundenen Schalenurnen zeigen die Töpferei in ihrer jüngsten Kindheit.

Aufrechthaltung gewisser Prinzipien handelt. Ungeachtet dieser angeführten Schwierigkeiten hatten sich doch viele heidnische Gebräuche durch Jahrhunderte erhalten und was Manchen noch wunderbarer erscheinen mag, ein Theil der alten heidnischen Vorstellungen giug, ohne daß man's im entferntesten nur ahnete, in den römisch-catholischen Gultus über. Später werden wir sehen, ob die Erben der römisch-catholischen Kirche darin glücklicher waren. Das fatale „Kirkelos“ mußte auch zum Hemmsthuh an der erhabenen Christuslehre werden, während die oben erwähnte Tendenz noch dieser den Boden aufwühlte.

Läßt sich nun aus den vorhandenen dürftigen Fragmenten auch kein vollständiges Ganze zusammenfügen, so können wir doch mit Hilfe derselben und bei umsichtiger Benutzung der Mythologie benachbarter Stammverwandter Völker uns ein Bild in flüchtigen Umrissen davon entwerfen. Dieses soll in vorliegender Skizze mit dem Wunsche geschehen, daß eine geschicktere Meisterhand recht bald sich des gegebenen Stoffes bemächtige, aus der Federzeichnung ein Gemälde zu schaffen, welches den Anforderungen der Kenner und Kunstfreunde genüge.

Die einander entgegengesetzten Pole des Südens und Nordens unterscheiden sich nicht bloß durch Verschiedenheit ihrer Temperatur, durch eigenthümliche Hervorbringung von Pflanzen und Thieren, sondern insbesondere durch den charakteristischen Einfluß auf die psychischen Fähigkeiten der Menschen. Bei den Bewohnern der südlieheren Zone finden wir in der Regel das Vermögen einer mehr phantastischen Phantasie, welche die Eindrücke rasch empfängt, vielfach gestaltet und eben so schnell wieder fahren läßt, um — neue Eindrücke aufzunehmen; dagegen tritt die imaginaire Thätigkeit bei den Bewohnern des Nordens weit schwächer und einförmiger auf, ist aber desto kräftiger, die Gestaltungen erscheinen zwar minder manigfaltig, jedoch ist ihr Eindruck dauernder; die starren Formen des Eises sind hier überall vorwaltend. Die Phantasie des Südländers ist ein schöner Sommernachtstraum, ein in bunter Farbenpracht glänzender Schmetterling; die des Nordländer gleicht dagegen des Winters einsörmig schneedeckter Flur, worauf der nächtlich sterngeschmückte, mondbeiglänzte Horizont unverändert niederschaut und nur ein zeitweiliges Morklicht sein sunitiges Purpur ausstrahlt, aber dieser Eindruck ist so gewaltig, daß er sich in des Menschen Brust in seiner ganzen Erhabenheit eingräbt.

Wer das großartige Schauspiel einmal sah, vergisst es nicht wieder, . der geistig absorbirete Eindruck geht auf die Vorstellungen über und diese werden mehr oder weniger dem aufgetretenenilde gleichen. Wenn endlich nach mondenlanger Gefangenschaft des Frühlings belebender Sonnenblirk die gigantischen Schne- und Eismaßen überwältigt, da tritt auch der Bewohner aus seiner tauchgeschwärzten Hütte, sucht seine kriegerischen Waffen her vor und eilt — die Frist des kurzen Sommers benützend — auf neue Abenteuer und Gefahren aus, bis er im Spätherbst siegbeladen wieder heimkehrt und am traulichen Geutehrech, im Kreise der Seinen, von seinen überstandenen Kämpfen und Erlebnissen in fernen Ländern Bericht erichtet. Das Rauhe der Heimat und die kühnen Wagnerie in der Fremde gehen während der Erzählung auf die Vorstellung der Zuhörer über, der nächtliche Traum hängt mit den empfangenen Eindrücken zusammen, und ihrem gemäß muß sich auch das Bild von der unsichtbaren Welt in der Phantasie gestalten.

Der Charakter der Estnischen Mythologie war demnach, wie der der nordischen überhaupt, kein so rosmüter, idealer, weicher wie z. B. bei den Griechen, sondern mehr ein ehrster, stiller, düsterer, dabei reich an Kraft und nicht ganz ohne gemüthliche Tiefe, wie solches Alles bei einem Küstenvolke sich ausbilden müßte, dessen Kühner Unternehmungsgeist fröhlig das unschöne trügliche Element beherrschten lernte, das wilde Meer zum Mitgenosßen seiner Abenteuer erkör, auf schwachen gebrechlichen Fahrzeugen seine räuberischen Streifzüge bis auf weit gelegene Länder erstreckte, während in der Heimat diese Waldesnacht den mit Weite zurück gefehrten Kämpfen empfang und reisende Thiere der Wildnis seine nächsten Nachbarten waren. — Wenn die Phantasie des gebildeteren in üppiger Beweichlichung auf versiererten Sinnengenuß ausgehenden Griechen einen Gros und eine Aphrodito ersjann, da verehrte der rauhe Sohn des Nordens zuerst die Kraft und schuf demgemäß seine mächtigen Göttergestalten nach demilde eines wilden tapferen Kriegers, als: Donnerer, Wetter-, und Wellenbeherrscher, die selbst wieder als dienstbare Vasallen unter der Herrschaft eines Mächtigeren standen, dem die Pegründung des Weltalls und Erschaffung des Riesengeschlechts zugeschrieben ward. Nächst diesen obersten und oberen Gottheiten gab es ein großes Herr untergeordneter Götter als: Erd-, Wasser- und Luftgeister, denen wiederum andere als: Haus-, Garten-, Feld- und Wiesenbeschirmer un-

than waren, und welche letztere die niedrigste oder dienende Klasse des Geisterreichs bildete; -- wir sehen also einen Fürsten-, Herren- und Bürgerstand von diesen Gottheiten vertreten. Selbst die Nischenhöhne oder „Kullen poeab“ waren vollkommen im Stande einem südlischen Hercules die Spize zu bieten, aber leider hat die Sage nur wenige Bruchstücke von ihren Thaten aufbewahrt. — Dass überhaupt Alles leben und Todes insbesondere unter einem speciellem göttlichen Einflusse stehen müsse, ging ja schon aus dem Charakter des Polytheismus hervor. Nach den aus meinen bisherigen Untersuchungen gewonnenen Resultaten kann ich dem Fahlmannschen aus der Schöpfungssage abstrahirten Monotheismus nicht beipflichten, es sei denn, dass der verehrte Herr Verfasser haltbarere Gründe für seine Ansicht beibrachte, die mich zum Rüderlegen der Waffen nötigten. Vor der Hand sei es erlaubt in demilde des „wānā iṣā“, „wānā taat“ und „Tara“ nur die oberste Gottheit, einen Götter- und Menschenvater anzunehmen. Betrachten wir die Sache etwas genauer, so liegt die Entkräftung der monotheistischen Ansicht schon in so fern in der Sage selbst, als die vom „Alten“ erschaffene Welt erst durch das Händewerk seiner Genossen ergänzt und vervollkommen werden musste. Oder: wie stimmt das mit der Idee eines alleinigen und allmächtigen Gottes überein, wenn er zu dem Behufe Helden erschaffen musste, „um sich ihres Raches, ihrer Kunst und ihrer Stärke zu bedienen?“ — Ein Gott, der in solchen Dingen freinder Weihilfe bedürfte, fühlte sich nicht vermögend und vollkommen genug, um die Kleinheitsherrschaft der Welt mit seiner Hand zu lenken. — Ferner gehörten die nekenden dämonischen Wesen, von deren Macht ein flüger Sterblicher sich durch gewisse Kunstgriffe befreien konnte, sämmtlich der diensthügenden Classe des Götterreichs an, aber wie haben meines Wissens kein Beispiel in der Sage, wo der Sohn des Donnergottes oder des Sturmgebieters durch menschliche Klugheit könnte abgewandt werden, man möchte vielmehr die Zuteilung dieser Machthaber durch Gebete und Opfer erscheinen. In der Folge werden wir sehen, wie entschieden beim Cultus vier Gottheiten in den Vordergrund treten \*).

---

\*) Wenn — wie uns die Geschichte von andern Völkern lehrt — der Glaube an Polytheismus allmälig gelockert wurde, und man die Ohnmacht der Gottheiten einzusehen lernte, so war immer eine philosophische Bildung vorausgegangen, wie wir sie bei den alten Östen nicht annehmen können, und

Dem rohen Naturmenschen wird jeder gewaltige Effekt in der Natur, dessen Ursache ihm verborgen bleibt, als eine göttliche Bescheinigung entgegen treten, jenseit solcher Bescheinigungen er allmälig kenntler lernt, desto weniger fühlt er sich im Staude denselben eine gemeinschaftliche Quelle zuzuwiesen; das Großartige und Erhabene eines einzelnen solchen Schauspiels dünkt ihm eines selbständigen Urhebers zu bedürfen. Der Sturm z. B., der die Krone der Eiche niederbeugt und die Fähre entwurzelt, kann etwa mit dem Wellenstürmer des Meeres verbindet aus einer Quelle entspringen, aber nothwendig muß der milde Abendhauch, der die Rose und das Mädchens Wangen mit erfrischender Kühlung berührt, aus einem anderen freundlicheren Mundt wehen. Der wilde Gott, dessen versengender Feuerstrahl unter zornendem Donnergebrüll die feindliche Hütte verzehrt, oder mit seinen Schlossen die gegenwärtswangeren Halme auf dem Ader zerschmettert, kann doch nicht mit jenem freundlich gesinnten in Einläng gebracht werden, der dem Boden Gras, Blumen und Heuhalme entlockt, die Weide am Halt und die Beere an ihrem Stengel reift und den kleinen „Honigvöglein“ die Kunst lehrt aus Blüthenflechten süßen Honig einzusammeln. — Gleichwie in einer geordneten Haushaltung Vater und Mutter, Söhne und Töchter, Knechte und Magde zugleich ihre besondere Beschäftigung haben, und doch gemeinschaftlich — nach dem Willen des Hausvaters — alle zu einem Zwecke wirken, so mußte sich auch das ganze Göttergeschlecht je nach seinen individuellen Fähigkeiten und Gaben in die verschiedenen Funktionen der Weltregierungtheilten, damit Alles nach dem Plane des „Alten“ im gehörigen Grade erhalten werde. Des Sterblichen Bitte wandte sich immer an die zunächst beteiligte Gottheit und mußte diejenigen besonders warm halten, deren Begünstigung sein Geschäft bedurfte.

Es ist von neuern Forschern der Mythologie bis zur völligen Gewißheit erhoben, daß beim Cultus aller heidnischen Völker und zu allen Festen gewisse den Göttern gewidmete Hauptfeiern vorkamen, deren Feier fast immer in die sechsmalige Zeit der Sonnenwende fiel, daher in den mittleren und nördlicheren Himmelsstrichen nach dem regelmäßigen Typus der vier Jahreszeiten auch drei bis vier Haupt-

---

die Zerfallsucht ergreif einzelne Individuen. Ohne fremdes Anthon, z. B. ohne Einwirkung des Christenthums, läßt sich kaum das Ausgehen des Polytheismus in Monothelismus denken.

feste existirten, nämlich: 1) ein Fest des Sterbens oder Hinwollens, 2) ein Fest des Wiedererwachens, 3) ein Fest der Freude und endlich 4) ein Dankfest für empfangene Gabtespenden. Diese vier Hauptfeste des Jahres lassen sich auch bei den alten Esten ganz genau nachweisen, da ihre Spuren noch nicht völlig erloschen sind.

Gangen wir unsere Betrachtung mit dem Storchefeste an, so fiel dasselbe in die Zeit des Winter-Solstitiums, ungefähr vierzehn Tage vor unserer Weihnacht. Die Feier dauerte neun Tage und bildete ein wahres Trauers- und Todteufest, indem überall während dieser Zeit „ingeide aeg“ d. h. Seelenzeit, die größte Ruhe und Stille herrschten musste, und wo am Abend des ersten Festtages die Seelen verstorbenen Freunde und Verwandten mit einem splendidien Gastmahl bewirthet wurden, der Fußboden war mit Stroh belegt\*), damit ein zufällig fallender Körper kein schallendes Geräusch verursache. Während der ganzen Festzeit durfte keine geräuschvolle Arbeit vorgenommen werden, man schlief auf den Beinen und vermied selbst lautes Sprechen. Die verwaltende Herrschaft der langen Winternächte umhüllte das Fest gleichsam mit ihrem weiten Tänermantel, der flüchtige Sonnenblick des kurzen Decembertages vermochte kaum einen sterblichen zu erblicken, die meist in ihren Wohnungen verborgen blieben. — Dieses Fest war dem alten Donnergott „Töö“ gewidmet, der aller Wahrscheinlichkeit nach den Weinamen „Töö“ oder „Töül“ geführt haben mag und neben seinem Donnergeschäft vielleicht auch die Regierung des Todtentreichs zu verwalten hatte. Vor circa dreißig Jahren wurden, wie ich bei einer andern Gelegenheit erzählt habe, die sogenannten „Töö- oder Töö-Abende“ in Strandwierland und Ullentacke noch ziemlich allgemein gefeiert, und es giebt Leute, die noch heutiges Tages dieser heidnischen Sitte huldigen, jedoch bei der größeren Zahl wird die „Töö-Abend-Feier“ mit der Weihnachtsfeierlichkeit verbunden, ohne daß sie sich selbst darüber Rechenschaft geben könnten, woher diese oder

\*) Die übliche Sitte des Storchentrags am Weihnachtstag, die der christliche Priester für scromme Nachahmung der Bethlehemischen Krippe ansah, scheiterte aus dem Heidentum her; mit ihr verbund sich eine zweite, die noch vor wenigen Jahren an vielen Orten Estlands gebräuchlich war und darin bestand, daß am heiligen Weihnachtstag, wo alles schlafen ging, ein gedeckter mit Speisen belegter Tisch stehen blieb, angeblich: damit ein in der Nacht zufällig angelommener Guest gleich Trank und Speise vorfände. Das war die alte Geistermahlzeit.

jene eigenhümliche Ceremonie entspringe. Die Bedeutung des alten heidnischen Todtentfestes lässt sich nur mutmaßlich bestimmen; die stillen Feier scheint einem doppelten Zweck entsprochen zu haben. Die Seelen der Verstorbenen waren um diese Zeit zu einem kurzen Besuch in die vorige Heimat zurück gekehrt und wollten vielleicht in ersten Betrachtungen ihres beschaulichen Lebens nicht geschockt sein, oder der Lebenden kindliche Ehrfurcht und Hochachtung meinte ihnen diesen Beweis der Liebe unaufgefordert zollen zu müssen, und machte sich daher zum freiwilligen Gesetz: die lieben Gäste durch kein Geräusch zu beunruhigen. — Mit dieser zarten Rücksicht gegen die Verstorbenen verband man mit dieser Feierlichkeit noch einen andern wichtigen Zweck, indem man dem ziemenden Donnergötter seine Huldigung darbrachte, ihn siehend, den nächsten Sommer mit schweren Geroßtern zu verschonen! Durch die von Zeit zu Zeit auf Urlaub abgelassenen Verstorbenen scheint eine mittelbare Verbindung zwischen dem Schattenreichsbeherrschter und den Sterblichen Statt gefunden zu haben, ersterer konnte durch seine zurückkehrenden Vasallen mündliche Nachrichten über die Erdenbewohner einzischen &c. Wie sich leicht denken lässt, könnte bei sorgfältigster Bewachung seines Thuns das Volk während der Söhl-Feier nicht jedes Geräusch verhüten, es entstand hier und da etwas Lärm, und daher verging wohl auch kein Sommer ohne Ge- witter, weil die Strafe nicht ausbleiben konnte und Götter mit sich nicht sposen lassen.

Das zweite Jahresfest war ein Fest des fröhlichen Erwachens in der Natur, die nach dem geologenen Winterschlaf wieder anfing sich zu regen und zu beleben. Dieses um die Zeit des Frühlings-Aequinoctiums gefixierte und dem Götter „Ukko“ gewidmete Fest war dem Ackerbau treibenden wie dem Seemann gleich wichtig, indem die genannte Gottheit die Herrschaft über Witterung — Sonnenschein, Sturm und Regen — in seinen Händen hatte, mithin Wachsthum und Fruchtbarkeit im weitesten Sinne beförderte \*). Indem dieses

\*) Bei dieser Gottheit müssen wir uns etwas länger verweilen, und es sei erlaubt zu bemerken, wie Gabrielius fortgesetzte Nachforschungen mich endlich in den Stand legten: aus den Festgebräuchen die Bedeutung des Gottes kennt zu lernen. Ukko's Verehrung war in den beiden ersten Decennien dieses Jahrhunderts in manchen Dörfern Est- und Livlands noch sehr im Gange, aber meine irrtige Vorstellung, die unter dem oft gehörten Ausdruck „Ukko-

Fest von Seiten der Weiber mit eigenthümlichen Ceremonien und einem Chrentunke begangen wurde, so lag darin gewiß der Sinn: daß des Weibes Schoß gleich dem der Erde zur Entwicklung und Fortpflanzung der Keime bestimmt unter gemeinschaftlichem Einfluß stehen müsse. — Die Festfeierlichkeit soll auf folgende Weise begangen worden sein. Nachdem am Vorabend die Zubereitung von Speisen und Getränken vollendet, ward in der Klete ein Tisch gedeckt, der „Ukko-wal“ d. h. Ukko's Opferpaukel auf den Tisch gehoben und rund herum mit Speisen und Getränken besetzt, unter den erstenen durfte keine Gabe des Jahres fehlen, daher: Fleisch, Butter, Fische, Brod, Kuchen, Grüze und Scherbenhonig als Repräsentanten paradierten. Darauf thut der Haushalter von jeglicher Saat des Getreides einige Körner in eine kleine Wortschaale, hob den Deckel von Ukko's Paudel, thut die Wortschaale hinein und schloß den Paudel wieder zu. Zu einem bezüglichen Riebe heißt es:

Ukko-walkale maonia,  
Kane ella sekliniae,  
Wodu (?) laiso paiformiae<sup>\*)</sup>.

Unfruchtbare Weiber wurden zur Nacht bei Ukko's Paudel in der Klete eingesperrt und mußten dort einer geheimen Ceremonie sich unterwerfen, welche vielleicht von einer Priesterin angegeben wurde. Am

wat<sup>1)</sup> ein gewöhnliches Buchermoag verstand, hinderte mich in die Mysterien tief einzudringen. Obwohl man für die heimathlichen Angelegenheiten keinen Sinn hat, wird häufig das zunächst Liegende von uns unbedacht gelassen. Mehrere Jahre später hörte ich einmal bei Gelegenheit, als ein kinderloses Ehepaar in einer Klete sich eingeschlossen hatte, die Bemerkung machen: „Nüt kāwab kākšord nābbalas Ukko-walkas ohverdamas, aaga ei sa lopji sisiki!“ Diese Bemerkung erwies gut Genüge, daß es mit dem „Ukko wal“ eine andre Verwandtschaft haben müsse. Als mir darauf im Jahre 1837 die Mittheilung eines Unbekannten aus dem Fellsischen im „Saland“ zu Gesicht kam, sing ich meine Nachforschungen von Neuem an, sie wollten mich aber nicht zum Ziele führen, bis zuletzt die Mittheilung eines alten Esten aus dem Pleskauischen die Sache aufklärte.

<sup>\*)</sup> Willi wob und wilja woodmīl spricht man von einer guten segensreichen Ernte, womit muß das Wort Wodu im Zusammenhange stehen. In einem von A. Knüpfer mitgetheilten Gebete des Donnerpriesters lautet der Anfang „Woda Pickel“ und Kn. überlegt woda mit woda? — Sprachforscher mögen über die Wichtigkeit dieser Übersetzung entscheiden, ich muß sie bezeugen.

selgenden Morgen verließ der Haushalter lange vor der Sonne sein nächtiges Lager und machte nüchtern\*) einen Gang um die Grenzen seines Ackers; fand er daselbst Alles »wirastuseta« — ohne Spuk (?), dann schrie er fröhlich nach Hause zurück, rief sein Gesinde herbei, während die Haussfrau unterdessen Uffos Paudel von der Tafel entfernt hatte, und nun ging es an die Mahlzeit — gleich den Kleinstädttern, wenn ein hoher Guest abgereist ist! — wo die vom Gott nachgelassenen Überbleibsel wohlgemuth verzehrt wurden. Nach dem Essen ward wacker gezecht, und namentlich mußten die Weiber an diesem Tage viel trinken, wodurch das Fest den Charakter eines wilden über die Grenzen des Anstandes gehenden Bacchanaliums erhält. — Im spätesten Christenthum gingen manche Gebräuche des Uffo-Festes auf den Mariä Verkündigungs-Zug über, und namentlich kommt aus dem Heidenthum die gegenwärtig noch übliche Sitte der Weiber, einander Mariens-Mütze zuzutragen, damit sie das ganze Jahr hindurch frisch geröthete Wangen behalten.

Für »Uffo« mußte in jedem Hause ein geweihtes Heiligthum conservirt werden, das in dem »Uffo-wak« bestand, und ein aus Bork oder dünnem Holzsplit gesetzter mit einem Deckel versehener Paudel war. In diesem Paudel mußte jedesmal ein Stümplchen Licht (weshalb und ob dasselbe jemals angezündet wurde, könnte ich nicht erfahren) vorhanden sein selbst verschiedenartig Übergaben, welche letztere aus kleinen Münzen und a miniaturen verschafften Kleidungsschücken bestanden, wie solche Kinder für ihre Puppen anzufertigen pflegen; sie heißen »Uffo-auned« d. h. Uffo's Gaben, und wurden theils am Uffo-Feste, theils bei einigen andern Beranlassungen hinein gethan. So brachte z. B. ein junges Weib an seinem Hochzeitstage, desgleichen wenn es das erste Kind geboren, regelmäßig eine Gabe dem Uffo zum Dankopfer dar. Drei Tage nach der Feier des Uffo-Festes nahm der Haushalter die Borkschale mit den Körnern aus dem Paudel heraus, sonderte dieselben und warf jegliche Gattung wieder in den Saatfelsen an die frühere Stelle zurück, damit das Ganze des göttlichen Segens theilhaft werde.

Es mußte ferner jedes Dorf und einzelnes Streugeinde einen für Uffo geheiligen Lypferstein haben, worauf im Frühling, nachdem

\*) Guest geht der Elst nie nüchtern ins Geie, indem er die sichtbare Furcht hat, als könne er von einem Vogel betrogen werden.

sämtliche Saaten aufgegangen waren, und im Herbst nach vollbrachter Ernte etwas zum Dankopfer gebracht wurde; desgleichen mußte, wer in seinem Hause ein Stück Vieh schlachtete, etwas von den Eingeweiden auf den Ulfo's-Stein tragen. Ich habe zwei solcher alten Opfersteine gesehen, den einen in Ostland, den andern in einem Dorfe bei den Pleskauschen Esten, welche letztere gewiß noch gegenwärtig heimlich dem Stein Opfer bringen, obgleich die Mehrzahl der Gaben am Johannis-Avend einem andern Stein zu Theil werden, auf dem einst Christus gesessen haben soll! —

In so fern als die Witterung, sämtlicher Segen der Felder, Wiesen und Hecken unter Ulfo's Schutz standen, war er für die vorzüglich auf Viehzucht und Ackerbau angewiesenen Bewohner des Landes die wichtigste Gottheit, weshalb denn auch seine Verehrung am längsten und verbreitetsten sich erhalten hatte. Der Gott Ulfo kommt auch bei andern Finnischen oder Estnischen Stämmen vor<sup>1)</sup>.

Das dritte Hauptfest des Jahres, der Freude und Wonne gewidmet und um die Zeit des Sommer-Solstitiums begangen, bildete die Krone unter des Nordländer Festen, dessen Feier mitten in die schönste Zeit des frischen, warmen Sommers fiel, wo Rott und Ammariik Hand in Hand das ungetrübte Glück ihres ewigen Brautstandes vier Wochen alljährlich vereint geniesen, daß von ihren freudestrahlenden Wangen der Himmel um Mitternacht röthlich wiederleuchte. Dieses herrliche Sommerfest muß meines Erachtens dem Altvater, „wana issa“ gewidmet gewesen sein, da wir weder für Liebe noch für Freude eine besondere Gottheit nachweisen können, sondern diese beglückenden Gefühle des Menschen für unmittelbare Aussichtungen der obersten Gottheit betrachten müssen. Hinsichtlich des

<sup>1)</sup>) Im Jahre 1813 über 14 suchte ein Estnischer Bauer in Strand-Wierland um die Erlaubniß nach: sein Gefinde etwa entfernt vom Dorfe auf die Bierweide ausbauen zu dürfen, indem er mit den schlechten Dorfbewohnern, die alle noch „Ulfo waktab“ in ihren Häusern hätten, nicht zusammen wohnen möge. Fast um dieselbe Zeit fand ein streng reformirender Gutsverwalter in Jannern bei Hausdurchsuchungen fast in jedem Gefinde Ulfo's Haude vor, die er sammt ihrem Inhalte den Flammen überließ. Der ungemeine Berichterstatter aus dem Holländischen ergährt vom Aufbewahren des Ulfo-Haudels im Walde, aber diese Angabe beruht offenbar auf irrtümlicher Auffassung. So wurden bisweilen Kirche in den Wipfeln der Bäume gehalten, die der „Lont“ fallen sollte.

bei der Feier schwaltenden Frohsinns und der Gemüthlichkeit lägt sich kein anmuthigeres Fest denken. Hier erschien Alles glücklich vereint, Kind und Greis, Jungling, Jungfrau, Mann und Weib. Entfernte Freunde sohlen sich oft nach Jahrelangter Trennung einmal wieder, die kurze flüchtige Blüthezeit erinnerte an die Flüchtigkeit der Jugendjahre, es wurden eheliche Bande geschlossen, damit man zur Zeit der abnehmenden Kraft in seinen Kindern Stütze erlange; das alte Herz wird noch einmal vom Sonnenstrahl der Jugendlust durchhebt und an längst verflossene Tage erinnert, wo es auch noch jung war; Menschenmachen machten die Runde, Blumensträuße bedeckten den Versammlungsplatz, Flammen loberten von den Hügeln und Gesänge — bald fehnüchtig schwärzend, bald mutig und kampflustig — durchtönten mit festlichem Jubel die Stille der Nacht; Geissen und Nachtigallen bilden das Echo\*).

Das vierte Jahresfest endlich zur Zeit des Herbst-Aequinoctiums gefeiert, war dem Kriegsgotte „Turris“ geheiligt, während zugleich dem Ullo ein Dankopfer für die Ernte dargebracht wurde. Dem Turris zu Ehren musste ein Siegenbock unter eigenthümlicher Ceremonie geschlachtet werden. Die Frier wähnte eine Nacht, und sollten dabei die Thaten berühmter Vorfahren, namentlich der Helden, nebst andern wichtigen Sagen von den Alten der jüngeren Generation überliefert werden. Die Sitte des Hochschlöchtens war zu Anfang dieses Jahrhunderts in Wierland noch üblich, auch existiren bruchstückhaft Turris-Festlieder.

In obiger Skizze habe ich meine Ansicht über die alt-Estnische Götterlehre vorgetragen, sie mit gelehrten Citaten zu begleiten, welche weniger der Sache dienen als des Verfassers Weisenheit darstellen, konnte nicht in meinen Plan liegen. Dieser vor Jahren angefangenen

\* ) In wie weit der Estnische Altwater neben der Freude sich der Kirche angenommen, wage ich nicht zu entscheiden. Berücksichtigen wir aber das Klima, die Lebensweise und Beschäftigung der alten Esten und werden dabei einen Blick auf andere heidnische Völker des Mittelthums, wo das Weid überall die untergeordnete Rolle einer Dienenden spielt, so dürfte von einer solchen jactanten Neigung wohl kaum die Rede sein, wenn wir das unbestimmte Schenken erwähnender Hubertät nicht hierher rechnen wollen. — Zugegessen, daß bei den germanischen Völkern die Wiege des Familienlebens zu suchen sei, scheint mir doch erst durch die Civilisation des Christenthums das Weid aus den Fesseln der Sklavie zu treten, wie denn alles häusliche Glück aus den Erzeugungen der Christus Lehre entspringt.

Arbeit waren ursprünglich weitere Grenzen gesteckt, die seit mangelnde jedoch zur Ausführung, da entschloß ich mich zu dieser Skizze, welche der geneigte Leser mit gewohnter Nachsicht aufzunehmen wolle. Möchte meine Ansicht recht viel Widerirruh erfahrene, dieser aber dazu dienen: das Feld der estnischen Mythologie von tüchtigern Kräften beleuchtet zu sehen. Bringt erst mehr Licht über das Gauze, dann wird man auch mit Leichtigkeit die Spur verfolgen können, wo des Wunderers Fuß beim nächtlichen Gange vom Pfad abirte.

---

### III.

## *Volksagen und Traditionen aus dem eigentlichen Estlande, besonders aus Harrien und der Wieck.*

Nach den Mittheilungen eines estnischen Altvaters.

Mit einer Einleitung, die estnischen Volksagen überhaupt betreffend.

Vom Pastor J. Baubrig.

---

**D**ie Volksagen und Traditionen der Esten sind nur darum oft so unangemessen bearbeitet und so wenig nach Gebühr gerüdiggt worden, weil man einige Umstände gern aus der Sicht gelassen hat, die doch allein geeignet sind, den Beurtheiler auf den richtigen Standpunkt zu stellen. Vor Allem muß man zwei grohe Hauptabtheilungen genau unterscheiden, unter welche sich alle derartigen Mittheilungen bringen lassen.

Die erste dieser Abtheilungen gehört ganz einem mythischen Zeitalter an, und ist mit so reichem poetischen Reiz des Inhalts und der Sprache ausgeschmückt, daß man bedenklich an ihrer Wahrheit

hat zweifeln wollen. Ja, man hat sogar offen die Vermuthung ausgesprochen, daß alle jene so onspreehenden Erzählungen vielleicht nur bichterische Produkte der Zeitzeit seien, denen man nothdürftig ein angemessenes Gewand und die erforderliche locale Färbung gegeben habe, um das gröbere Publicum gewissermaßen durch sie zu mystifiziren, und so auf Kosten der Wahrheit nicht nur einiges Aufsehen, sondern auch Erwartungen zu erregen, die bei späterer schärferer Kritik sich dennoch hätten als ungegründet erweisen müssen. Wie wollen das Unwürdige und am Ende doch immer Fruchlose einer solchen absichtlichen Täuschung — wenn sie überhaupt unter den vorwaltenden Verhältnissen möglich wäre — hier nicht weiter auszuhorchen segnen, da sich das Unhaltbare dieser Ansicht jedem bei einem Nachdenken von selbst aufdrängen muß. Aber wohl ist es nöthig, darauf in der Kürze hinzuweisen, weshalb Dicjenigen, welche noch jetzt das Estenvolk täglich vor Augen haben, in der Regel nur sehr schwer dahin gebracht werden könnten, an die Wechtheit seiner schönen und wunderbaren älteren Sagenschäfte zu glauben. Die jetzige äußere Gescheinung der Nation und ihre gewöhnliche Ausdeutungsweise steht nemlich in zu großem Abstande von jenen anmuthaften Maßlungen aus längst entschwundener Vorzeit, als daß man geneigt sein sollte, auch diese ihr zuzutrauen; vielmehr scheinen die heutigen Esten viel zu stumpf, viel zu theilnahmlos, um nur auf eine Empfänglichkeit für so zarte Züne schliefzen zu lassen. Allein erstlich muß man nicht vergessen, daß der Ete in der Nähe der Städte, und namentlich Dorpats, wo ich Gegenwärtiges schreibe, ein ganz anderer ist, als der, der fern vom städtischen Verkehre sich noch mehr in seiner ursprünglichen Nationalität erhalten hat. Ferner ist es ein großer Unterschied, wie er sich im Umgange mit den Deutschen, und wie er sich unter seinesgleichen benimmt. Gegen den Deutschen zeigt er, selbst bei mancher Freundlichkeit und persönlicher Buneigung, doch immer große Zurückhaltung und ein gewisses Misstrauen, das in jeder bedeutenderen Annäherung, in jedem Versuche zum tieferen Eintragen in seine Volkskünsligkeit und seine Nationalheilthümmer (zu denen er auch seine Sagen rechnet) sogleich irgend eine gefährliche Absicht, zum wenigsten doch etwas Verdächtiges sieht. Aber unter seinem Volke, unbelaucht von fremden Augen und Ohren, besonders in stiller Sommernacht, in der Waldesinsamkeit, wo die Genossen sich, fröhlich schwatzend, um das Feuer der Nachthütung

lagern, da geht ihm Herz und Sinn auf, da frischt sich das Gedächtniß der Alten an, da wird aus dem treu bewahrteten Vorraath vergangener Seiten Erquickung für die wissbegierige Jugend hervorgeholt. Die träge Runge wird bereit, und eine neue Sprache strömt über die Lippen, in höherem Aufschwunge Worte und Redeformen ergriffend, die das gewöhnliche Leben nicht kennt, ja kaum einmal ganz versteht. Das Auge glänzt von ungewohntem Feuer; die ganze Gestalt erhebt sich, steht voller und kräftiger da; es ist dieselbe Eise und doch ein ganz anderer, vor dessen begeisterten Blicken Baumewonne mit seiner Harfe, Koit und Kunmarik, und tausend andere Geistergestalten der Vorzeit durch den dunkeln Wald und über seinen Gipfeln leuchtend dahinziehn. Wenn nun aber Zurückgezogenheit und Geheimniß diese Nächte decken, woher kommt denn doch dem Deutschen so manche Kenntniß der verborgenen Schäze, die dort hervortreten aus sorgfältig gehütetem Verwahrsam? — Leider ist es nur wenigen Ausgewählten vergönnt, dort Zutritt zu finden, und auch diesen nur unter Entbehrungen und Aufopferungen, die nicht Herdermanns Sache sind, und die noch dazu ungemeine Geduld und Ausdauer erfordern. Die Hauptbedingung ist eine völlige Selbstverläugnung seiner Persönlichkeit und Rationalität, ein Heraussteuern aus seinen gewohnten Verhältnissen und ein Auges Konnehmen ganz neuer, bis der beabsichtigte Zweck erreicht ist. Wer nicht von Jugend auf Sitten und Sprache der Esten so genau kennt, daß er es wagen darf, sich für einen der Thüren auszugeben, und sich im geringen Gewande, etwa eines Hofsdienstes, unter sie zu mischen, hier und da sein Wort dazu gebend und ganz in ihre Denkkreise eingehend, dem werden sich schwerlich ihre engeren Kreise dergestalt öffnen, daß er die geheimnisvollen Kunden des grauen Alterthumes in oben bezeichneter Art aus ihrem eignen Munde vernehmen kann. Nur überaus selten tritt der Fall ein, daß einzelne Esten einem Deutschen, der sich ihnen auf besondere Art werth gemacht hat und dem sie große Dankbarkeit schuldig zu sein glauben, auf freundliches Befragen Einiges aus dem Sagenvorrathe der Nation tüchtig mittheilen, ohne daß dieser eben ihre Waldnächte und Hüttungswachen zu theilen geröthigt wäre. Über diese Mittheilungen sind fogleich ganz anderer Art; es fehlt ihnen der freie Aufschwung, der eigenthümliche Geist und der frische poetische Duft, der dort, den Erzählern selbst unbewußt, die Hörer entzückt und in mannigfache liebliche Träume einweckt. — Erwägen

wir nun alles dies genauer, so sehen wir wohl ein, warum uns bis jetzt immer nur eine sehr spärliche Kenntnis jener durch so viele Generationen treu fortgepflanzten alten Volks sagen der estnischen Nation zu Theil geworden ist; — der Gleichgültigkeit nicht einmal zu erwähnen, mit der man früher manches Einzelne dieser Gattung, wo es einmal unterwirkt aus der platten Alltäglichkeit austraute, als der Beachtung unverth, vornehm bei Seite schob und es in Vergessenheit begrub. Auch hier gebührt vornehmlich Fähmann das Verdienst, zu richtigeren Ansichten geführt zu haben. Was sonst noch die Wechtheit solcher Erzählungen betrifft, so geht sie dem unbefangenen Kritiker schon ganz unbestreitbar aus ihrer inneren Beschaffenheit hervor. Diese unbefangene Naivität, diese reine Verbehaltung des nationalen Gepräges selbst bei dem höchsten Schrunde, den die Sage nimmt, lassen sich wohl in so gerauer Verschmelzung nicht erkennen, ohne daß ein schärferes Auge die Spuren der künstlichen Mosaik hier und da entdeckte. Man verweise nicht etwa auf die bekannte Bernsteinhexe und ihre seltsamen Fata. Denn an diesem in mancher Beziehung merkwürdigen Buche hat die Kritik keineswegs ihre schärfsten Waffen versucht, sondern vielmehr bona fide gleich von vorn herein zu viel als wahr angenommen; und in so fern sind wir Meinhold doppelten Dank schuldig, daß er uns auf das Nöthige hingewiesen hat. Ein zweiter Grund der Wechtheit jener Volksagen ist aber unstreitig auch darin zu suchen, daß man sie, wenn man sie erst einmal kennt, durchaus überall unter dem besseren Theile des Volkes wiederfindet, sobald man darauf hindeutet, und daß sie von ihm mit besonderer Pietät als ein gemeinsamer Nationalgeschag, ja als ein Nationalheiligtum angesehen werden. Noch mehr: — sie sind eigentlich alle nur Bruchstücke eines großen, zusammenhängenden National-Epos, das bis jetzt, ungemeiner Schwierigkeiten und des großen Umfangs halber, der literarischen Welt noch nicht in seiner Vollständigkeit hat mitgetheilt werden können, daß aber, wenn dies einst geschieht, sie gewiß in Bewunderung sezen wird. Es ist in (— sechs?) Tage getheilt, die feine Hauptabschnitte bilden, aber zugleich viele und höchst anziehende Episoden enthalten. Nicht so wild phantastisch unüberschreitend, wie die finnische Kalevala-Sage, stellt es Alles übersichtlicher, zusammenhängender, und doch ungemein poetisch ansprechend vor Augen, und reicht durch seine vielfachen überraschenden Schönheiten ganz unwiderruflich mit sich fort. Möchte

doch der leider fast im Übermaß beschäftigte Dr. Fähmann, der Einzige vielleicht, dem dabei noch Alles zu Gebote steht, einmal die nöthige Muße finden können, die literarische Welt mit dieser merkwürdigen und bedeutsamen Gabe eben so sehr zu erfreuen, als zu verpflichten! — Aus dem Angeführten erklärt sich genügend die höhere, bildreiche, vom Gewöhnlichen so sehr abweichende Sprache, in der die mythischen Erstensagen vorgetragen werden; zugleich aber auch aus dem eigenthümlichen Gefühle, das den Esten während ihres Vortrages ergreift. Es weht ihn gleichsam der Geist entschwundener besserer Zeiten an; er ahnt, was sein Volk einst war, welche Stellung dasselbe unter den übrigen Völkern einnahm, was es in solcher vermochte und wußte; und die Stimmen der Vergangenheit, die aus den Ueberlieferungen entfernter Jahrhunderte und Jahrtausende zu ihm herüberklingen, sagen ihm alsdann weit mehr, als wir zu glauben geneigt sind, indem wie alle solche Empfindungen in ihm für erloschen halten. Wer indessen den Eston recht genau kennt, der weiß gar wohl, daß sich zuweilen bei genügenden Anlässen auch schon im gewöhnlichen Leben die Kälte zur höheren, bildreichen, gewählteren Sprache der Poesie verrath und überraschend hervortritt: freilich auch, um bald nach ihrem Aufbligen, einer erlöschenden Sternschnuppe gleich, wieder im Dunkeln zu verschwinden, als schämte sie sich der überlieferten Profanierung. Zweifelte demnachgeachtet noch immeremand an der Möglichkeit eines so dichterischen Schwunges der Sprache, wie er in den ältestenischen Volks sagen sich zu unserer Bewunderung fund giebt, so mögen denn noch die Volkslieder der Eston, seue so unbeteifelt ächten Nationaldichtungen, deren wir überdem eine ansehnliche Menge besitzen, den Beweis dafür vervollständigen, daß dem Eston allerdings noch eine ganz andere Ausdrucksweise zu Gebote stehe, als die des gewöhnlichen Alltaglebens, und daß er mitunter für Scherz und Ernst gewähltere Rede wie Wortspielung anzuinden wisse, so bald heiter spielende Laune, bald wieder der Schmerz des Lebens ihn antreibt. Aber wenn dem nun wirklich so ist, sagen Einige: warum giebt man uns denn nicht auch einmal einige seiner Ursagen in ihrer ursprünglichen Gestalt, in jener gewählteren Sprache des Eston selbst, wie sie alsdann so charakteristisch und energisch austritt? — Über diesen Punkt wäre in der That gar viel zu sagen, und das Gesagte dennoch nur Denen ganz einleuchtend, die den Eston, sein Wesen und seine Verhältnisse vollkommen genau kennen, nicht aber bloß nach den Vorstellungen

ueberheilen, die sie sich von ihm machen, und die selten mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Es genüge indessen für unsre Absicht an diesem Orte, mit Beziehung auf manches schon vorhin ausgesprochene nur Folgendes bemerklich zu machen. Der Eße selbst schreibt nicht, wenigstens nichts Größeres und Zusammenhängenderes, so lange er noch in seinen ursprünglichen Verhältnissen lebt. Bringt er irgend etwas zu Papier, so ist es nicht nur überhaupt unbedeutend, sondern gewöhnlich so voll seltsamer (ja ganz unnatürlicher) orthographischer und sprachlicher Verstöße, und von so gezwungener Wort- und Sprechung, daß man es nicht begreifen kann. Weilethen sich seine Lebensumstände verändert, daß er schon eine etwas höhere Stufe der Bildung erreicht, so schreibt er vielleicht Einiges, aber in der Regel nichts Selbstständiges; er übersegt, er arbeitet um, er wendet seinen Fleiß auf Verbreitung gottseliger Bractächen, oder schreibt gar bei manchen Veranlassungen einen mystischen Unsinn zusammen, den er selbst eben so wenig wie irgend ein Anderer versteht. Seine Nationalsprache ist dann nicht mehr ächt; sie germanisiert, sie nimmt ungeliebte Wendungen, und hält beim Uebersezeyen sich slavisch an ihre oft nur zu schlechten Originale. Sagen aus seiner eignen Vorzeit aufzuzeichnen und mitzutheilen, ist ihm noch nie eingefallen. Theils vermugt er das nicht, theils will und darf er es gewissermaßen nicht, weil ihm bald die genügende Kenntniß, bald die richtige Überzeugung solcher Dinge fehlt, und überdem ein gewisser Überglauke ihm verbietet, diese alten ehrenwürdigen Ueberlieferungen für alle Welt ans Licht zu ziehn. Von den Esten selbst haben wir demnach in dieser Hinsicht nichts zu erwarten. Aber von den Deutschen? Wollen wir uns doch einmal an die Stelle eines solchen Begünstigten versetzen, wie wir ihn oben geschildert haben. Er sitzt im Kreise der Esten, wird als einer der Thriegen angesehen. Als solcher darf er wohl zuhören und aufmerksam sein, aber durchaus nichts aufschreiben, wenn es ihm auch möglich sein sollte, als Tachygraph der mündlichen schoesten Erzählung zu folgen. Er würde dadurch sogleich Misstrauen erwecken und sich verrathen. Mit dem bloßen Gedächtniß ist er nicht im Staude, jedes einzelne Wort der in vollem Strome dahin fließenden Rede aufzufassen und zu behalten. Es bleibt ihm demnach nichts übrig, als seine gespannte Aufmerksamkeit mehr auf den Inhalt des Vortrags zu richten, wobei denn allerdings manche einzelne Phrase, selbst mancher längere in ungewöhnlichem Style hervortretende Satz

sich ganz von selbst mit einprägt. So machen es ja die Wiedererzähler alter Volksägen wohl in andern Ländern auch; nur mit dem Unterschiede, daß sie doch im Ganzen mehr Gleichförmiges vorfinden, an das sie sich halten können. Vermöchte auch wirklich ein Hörer eine estnische Sage im Volks-Idiom wiederzugeben, so wie er sie von Wort zu Wort vernommen hat, so wäre selbst damit nicht gar viel gewonnen. Denn, bleibt gleich der Hauptinhalt solcher Ursagen immer derselbe, so improvisirt der Esse doch den Vortrag derselben immer wieder auf neue Weise, so daß jede solche Erzählung, was den Ausdruck betrifft, bis auf einige bestimmte Formeln, gewöhnlich eine andre ist. Die Volkslieder der Esten haben schon mehr Stereotypes, welches sich überall gleich bleibt, oder doch nur in unbedeutenden Abweichungen variiert. Werden diese bedenkender, so bildet sich fogleich ein neues, wenn auch ähnliches Lied. Bei den Sagen fällt das Gebundensein des Wortes weg, und die Phantasie nimmt jedesmal, wie bei den Märchenerzählern der Orientalen, einen neuen Schwung, in freier Willkür mit der Reke schaltend. Der Stoff bleibt also im Ganzen unveränderlich; seine Einkleidung dagegen ist immer das Werk einer neuen Improvisation, folglich von dieser Seite unzähliger Veränderungen fähig. Mithin könnte man von keiner wörtlichen Aufzeichnung eines solchen Vortrags behaupten, daß sie allein die echte und wahre sei. Nebrigenz möchte eine solche auch wohl nur für Wenige ein näheres Interesse haben, welches am Ende noch mehr dem Lexikon und der Grammatik der Sprache zu gut käme, als sich auf ein anderes Ziel richtete; und dem Esse selbst würde so etwas kaum einmal zu Gesicht kommen, auch, wenn es geschähe, in ihm gewiß ganz andre Empfindungen erwecken, als in uns auf unserm so verschiedenen Standpunkte.

Über eine andre Gattung der estnischen Volksägen und Traditionen, die wir in die zweite Hauptabtheilung bringen müssen, habe ich mich schon zum Theil in Bd. I. Heft 2 dieser Verhandlungen von S. 79 an ausgesprochen. Sie gehören augenscheinlich einer späteren Zeit an, und knüpfen sich schon weit spezieller an Locales und Historisches. Dabei entbehren sie fast gänzlich jenes höheren Zauberdes der Poesie, der den älteren Sagen der Esten so viel Auszeichnend verleiht, obgleich auch in ihnen manche Leichttücke der Art keineswegs fehlen. Ferner häufen sie oft Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche auf eine Weise zusammen, die um so auffallender erscheint, als sie

doch bei ihrem gesichtlichen und örtlichen Hintergrunde weist auf ganz bestimmte Einzelheiten hinweisen, während ihre älteren Schwestern sich mehr an das Allgemeine halten. Auch werden sie nicht, gleich jenen, mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt und möglichst vor der Profanation geborgen, sondern werden freier und unbefangener insgesamt, auch an Orten des größeren Verkehrs; z. B. bei den Versammlungen in den Krügen, sobald die anderweitige Vergnügung schon ihren Anteil erhalten hat, bei den winterlichen Abendarbeiten, bisweilen sogar in den Plauderstuben der Hofsdamestiken auf den Gütern, wenn sich ein ländiger Erzähler zu ihnen gefunden hat. Die Gegenwart eines Deutschen wird weniger ängstlich gescheut, und die Sprache, wenn sie gleich ebenfalls bisweilen manches Eigenthümliche hat, ist doch im Ganzen nie so gewählt und erhebt sich nie so in eine höhere Sphäre, wie bei den mythischen Überlieferungen aus der ältesten Vorzeit. Das Geistliche ist in den Sagen zweiter Art zuweilen mit dem Heidnischen vermischt, der Glaube mit dem Überglauen, die Weisheit mit der Thoheit. Sie suchen nach diesem Alten merklich im Nachtheil; allein dennoch thut man ihnen großes Unrecht, wenn man sie gering schätzt. Im Gegentheil muss man, bei reiferer Überlegung, auch den meisten von ihnen einen nicht unbedeutenden Werth zugestehn. Dadurch, daß sie in der Regel der Gegenwart näher stehen, erhalten sie etwas eigenthümlich Anprechendes und oft noch dem jetzt Bestrebenden Verwandtes; sie greifen, so zu sagen, mehr in das heutige Leben ein, als jene alten mythischen Darstellungen, in denen sich ein nicht mehr zu fassendes längst Entzündenes abspiegelt, und wie schwach wie aus einer unerreichbaren Ferne in unser gegenwärtiges düstres Zeitalter herüberleuchtet. Es atmet aus den meisten von ihnen eine ganz eigne Feindseligkeit und Lebendigkeit, oft verbunden mit überraschender Maietät, mit origineller Laune, mit tiefer Ironie, ja wohl gar mit heimender und aufs Genaueste ihren Gegenstand fassender Satyre. Undeß freilich sind ernster gehalten, und haben sogar nicht selten etwas Schwermuthiges und Dästeres, auf schwere folgenreiche Geschicke vergangener Zeiten, oder auf einst verübte große Unthaten hinweisend, deren Nachwesen lange und schmerlich bald in einzelnen Familien, bald vom gesammten Volle empfunden wurden, und deren Andenken sich fest an vorhandene Denkmäler knüpft, die Nachkommen an die Sünden ihrer Vorfahren zu mahnen, und aus jenen mit dem Fluch

der Erniedrigung zu rechtfertigen, der auf dem späteren Geschlechte ruht. Sie stimmen die Zuhörer zu trübem Nachdenken, so wie die fröhlicheren Erzählungen meist zu ganz ausgelassener Freude, die alsdann auch bisweilen witzige Wortspiele und andere Ausbrüche heiterer Laune zu Tage fördert. So üben sie, wenn gleich nur für den Augenblick, bedeutenderen Einfluß auf die Gemüther, als man ihnen zutrauen sollte. Alle aber haben das gemeinschaftlich an sich, daß sie uns ungemein tiefe Rücksicht in den Charakter des Volkes thun lassen, tiefere, als oft eine lange Beobachtung gefärbter, wo sich das Innere des Menschen beharrlich verschließt, und der belebende Sonnenstrahl fehlt, der die rauhe Umgebung durchdringt und das Verborgene aus Licht bringt. Ferner begründen sie zugleich ein richtigeres Urtheil über die Intelligenz der Nation, und geben uns bisweilen ganz unwiderlegliche Beweise davon, daß diese bei dem besseren Kerne des Volkes meist weit höher steht, als wir gewöhnlich anzunehmen geneigt sind. Wenn sich früher Spuren davon hervorhatten, daß das Volk manche Kenntniß besaß, die seinem gewöhnlichen Ideenkreise fern zu liegen schienen, so nahm man gewöhnlich an, daß solche, wie selbst die historische aus vergangener Zeit, ihm nur durch die Deutschen zugekommen sein könnten. Allein jetzt möchte es kaum zu bezweifeln sein, daß Manches der Art in Form von Traditionen sich wirklich bei dem Estenvolke mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat, und so auch auf die Kinder der Lebendigen übergehen wird. Unter andern spricht für Letzteres gar sehr die eigenthümliche Umbildung mancher wohlbekannten historischen Namen, die aber in dieser dem estnischen Idiome ungewohnten Umgestaltung nun nicht mehr variieren, sondern constant bleiben; ferner noch weit mehr die ganz eigenthümlichen Ansichten und Vorstellungen, die in diesen Erzählungen hervortreten, und, bei allem augenscheinlich Irthümlichen, ein acht nationales und durch die Tradition sanctuarisiert Gepräge an sich haben: so wie anderseits gewisse Ausfälle zu der anerkannt richtigen historischen Grundlage, die unmöglich aus deutschem Geiste hervorgehen könnten, sondern dem erfahureren Kenner sogleich den acht estnischen und ganz volksgemäßen Fund geben. Bestätigt werden diese Ansichten durch das hartnäckige Festhalten vorkommender Irthümter, die nun einmal mit den Vorstellungen der Nation verwachsen sind, und durch die Übereinstimmung solcher Sagen in den verschiedensten Gegenden. Unter dem besseren Theile der Esten sind auch

von ihnen die meisten allgemein verbreitet, und werden der Hauptsache nach immer auf dieselbe Weise erzählt. Auch diese Unklänge aus einer näher stehenden Vergangenheit sind ihnen lieb, und werden deshalb ebenfalls mit großer Aufmerksamkeit angehört. Sie wecken nicht minder alterlei Gefühle in des Zuhörers Brust; und, sind diese auch nicht allen gleich klar, so geht die Wirkung doch nie ganz verloren. Meist ist sie eine belebende und mit der Gegenwart verschönende. Daß die Sagen dieser Abtheilung mancherlei Anknüpfungspunkte für geschichtliche und sprachliche Forschungen darbieten, und daß sie einst, wenn ein vollständigerer Überblick derselben und eine genauere Vergleichung mit den Sagen anderer Länder möglich wird, zu manchem brachteuerwerthen Resultate führen dürfte, habe ich gleichfalls am oben angeführten Orte angedeutet, so wie auf ihre Benutzung im Gebiete der Kunst hingemiesen, wie denn eine solche in andern Ländern nicht selten ist. Huber's schöne Oper, der Freeser, gründet sich eben so wie das herrliche den Ruhm der Taglioni fast auf den höchsten Gipfel erhebende Ballet: der Schatten, — ganz auf deutsche Volkssagen. Der Freischütz entsprang aus einer böhmischen, der Vampyr aus einer schottischen Sage; Aschenködel gehört vielen Ländern in den verschiedenen Weltgegenden an, sogar in unsern Ostseeprovinzen, wo sie in dem lettischen peltierufschlis wörtlich wiederzufinden ist. Die reiche musikalische und scenische Ausstattung dieser Opern ist den Kunstfreunden hinreichend bekannt, und die Verbreitung dieser Werke, so wie ihr Einfluß auf die Bildung bedeutend genug. Zu halographischen Darstellungen, zu Beichtungen und Gemälden haben sie auch schon Anlaß gegeben. (W. f. namentlich manche Kupfer in den verschiedenen Jahrgängen des Almanachs *Orpheus*.) Eben so gut kann auch einmal eine estnische Sage dem Dichter, dem Tonseger, Schauspieler, Ballettmeister, Maler oder Kupferstecher willkommenen Stoff darbieten. Einem kleinen Beweis für ihre Anwendbarkeit in letzterer Beziehung geben selbst einige artistische Beilagen zu unseren Verhandlungen, die wir dem geistreichen, leider nur zu früh verstorbenen Künstler, Herrn L. von Maydell, verdanken. So wie Zeit und Bedürfniß das Auge auf jene fremden Kunden lenkte, so kann letzteres sich auch wohl einmal irgend einer estnischen Sage zuwenden, und die ganze Gattung gelangt wohl dann zu einem höheren Werthe, den sie in mancher Beziehung unstreitig verdient.

Nach diesen, wie mich dienst, für die Würdigung der estnischen Sagen und Traditionen nothwendigen Vorbemerkungen wende ich mich nun zu Dem, was ich aus dem Vortheile ferner hier mitzutheilen habe. Freilich führe ich, so zu sagen, durch eine große Thür für diesmal nur in ein kleines Haus. Allein, es kann an diesem mit der Zeit nach allen Seiten hin angebaut werden. Auch war es mir Bedürfniß, Manches vor dem größeren Publicum etwas ausführlicher auszusprechen, was zwar Einzelnen recht gut bekannt sein mag, aber von der Mehrzahl nicht immer in solcher Zusammenstellung erwogen werden kann, wodurch denn eben der richtige Gesichtspunkt für die Beurtheilung solcher Gegenstände zulegt ganz und gar verschoben werden muß.

Dass übrigens das hier Gegebene wirklich aus dem Munde eines alten estnischen Familienvaters herüht, der bei seiner Nation in großem Ansehen stand, und dass es mit möglichster Treue aufgezeichnet worden ist, brauche ich nach dem Vorhergehenden wohl kaum noch zu versichern. Ich habe mich gehütet, selbst da im geringsten etwas zu ändern oder hinzuzufügen, wo eine Unrichtigkeit der Darstellung einkludend war, damit das eigenhümliche Gepräge auch nicht im geringsten verwischt würde. Nur des Zusammenhanges wegen ist hier und da eine etwas andere Wendung genommen worden, ohne die Treue in der Hauptsache zu verlieren, weil sonst das Ganze ungenießbar geworden wäre. Ferner ist, um der bequemeren Mittheilung willen, Einiges, das allerdings aus einer anderen, jedoch nicht minder zuverlässigen Quelle stammt, und zwar gleichfalls aus einer alten nationalen, an schicklichen Stellen eingeschaltet worden, da es so beschaffen war, dass es ohne Bedenken dem Uebrigen angeschlossen werden könnte.

---

Der estnische Altvater Seppa Abo, in hohen Jahren stehend, doch noch ungemein tüftig an Körper wie an Geist, erfreute sich einer seltenen Liebe und Achtung bei den Alten und Jungen seiner Nation, nicht nur an seinem Wohnorte, sondern selbst in entfernteren Gegenden. Sein Wort galt viel; denn es war allgemein bekannt, dass er viel Verstand und große Erfahrung besaß, in früheren Jahren fast überall in seinem Vaterlande herumgetrieben war, durch fleißiges Nachfragen es genau kennen gelernt, und stets die Gesellschaft älterer kluger Leute gesucht hatte, um sich recht genau über

Alles zu unterrichten. Dabei war er im Besitz eines ganz vor trefflichen Gedächtnisses, das noch im späten Alter getreu wiedergeben konnte, was es in früheren Jahren in sich aufgenommen hatte. Da nun überdem seine Lebensverhältnisse von der Art waren, daß keine schwere Sorge und Bekümmerniß ihn drückte, und er das Unvermeidliche mit Klugheit und Ergebung tragen gelernt hatte, so war er immer im Ganzen heiter Laune und in einer gleichmäßigen Stimmung, so daß er einen Zug wie den andern erschien. Ein Hauptzug seines Characters war eine ungemeine Liebe zu seinem Volke, und eine rege Theilnahme von Allem, was dasselbe betraf. Beide fanden aber auch dankbare Anerkennung. Er genoß immer besonderer Auszeichnung und Ehreerbietung unter den Helden seines Stammes, und es war ein Vergnügen, zu sehen, wie förmlich man ihm Platz mache, wo er in eine Versammlung von Esten trat, wie freundlich und zutraulich man ihn begrüßte, wie lieblich und herzlich er diese Gräfe erwiederte, und wie aufmerksam Alles zuhörte, wenn er zu sprechen begann. Besonders geru hörte man es, wenn er etwas von der Vorzeit des Volkes erzählte, Bruchstücke aus Erinnerungen mittheilte, die sich an noch vorhandene Lebendigkeiten knüpfen, oder gar aus dem Schafe der alten National sagen Eins und das Andere aus Licht zog. Wenn im Kruge Musik und Tanz aufhörten, wenn der lärmende Jubel der Aufgeregteren verstummte, oder Sturm und Regen zu widerwärtig an die Fenster schlug, dann sammelte sich oft Alles um den alten Wdo, und bat: erzähle, Vaterchen! Und gern that es der Greis, oft über die Zeit hinaus, die er der nothwendigen Ruhe abbrechen durfte. Hier folgt nun Einiges von Dem, was er einst den mißbegierigen Hören an einem rauhen stür mischen Abende mittheilte, an dem Zeder gern unter Dach war und eine solche Unterhaltung doppelt willkommen sein mußte.

---

Ihr wißt, Kinder, sprach der Alte, daß unser Volk einst ein großes und mächtiges war, angesehen und gefürchtet von seinen Nachbarn. Damals waren die Leute nicht so klein, wie jetzt so viele von uns, sondern bei weitem größer und stärker, manche sogar rechte Riesen, wie sie nun niemehr zu finden sind. Die Insel Dogden oder Dogò in unserer Nachbarschaft heißt nicht umsonst in univerer Sprache Riesenland (hio - ma); denn dort haben mit

die größten gewohnt. Sie trugen, gleich den Hebrigen, schöne Kleider, ganz andere, als wir sie jetzt tragen; überhaupt waren sie von schönem Ansehen, und führten, gleich ihren Brüdern auf dem Festlande, viele und große Kriege zur See und zu Lande. — Wer dort in Dagò gewesen ist, weiß auch, daß auf der östlichen Seite der Insel die Pühalepsche Kirche liegt. Pühalep — nun ja, heilige Erle! Mancher hat den Namen ausgesprochen, und nichts weiter dabei gedacht. Aber dieser Name hat seinen guten Grund. Es stand sonst zur heidnischen Zeit ein großer heiliger Hain auf der Insel, in welchem Opfer gebracht und heilige Feiern gefeiert wurden, weshalb auch einige rösten wollten, die Insel müsse eigentlich Hoin-Insel (ie-ma) genannt werden. Von diesem Haine nun soll, als das Christenthum zu uns kam, nur eine einzige, uralte, sehr schöne Erle übrig gelassen sein, die in der Nähe des Plages stand, auf dem nachher die Kirche erbaut wurde. Später hat man sie entweder umgehauen, weil sie an die Heidenzeit erinnerte, oder sie ist wegen ihres hohen Alters von selbst zu Grunde gegangen.

Von der Gründung der Kirche selbst erzählen dort die alten Leute Folgendes. Man konnte lange Zeit über den Bauplatz nicht einig werden, und es entstand dadurch zuletzt ein sehr schlimmer Streit. Endlich gab einer den Rath: man möge zwei Ochsen mit Baumaterial beladen und sie dann ihres Weges gehen lassen. Wo sie zuerst anhalten stehen bleiben würden, da sollte denn auch die Kirche hingebaut werden. So sollte der Verstand der Ochsen ausschaffen, wo der Verstand der Menschen das Rechte nicht zu finden wußte; und es kommt seelich auch jetzt manchmal vor, daß der Ochse klüger ist, als Der, der ihn treibt. Genug, die Ochsen blieben endlich da stehen, wo man jetzt die Kirche erblickt, und wo sonst auch die heilige Erle stand, von der sie ihren Namen erhalten hat.

Dabei erinnere ich mich, meine lieben Freunde, daß von unserer lieben Kreuzkirche in der Nachbarschaft (Kirchspiel Kreuz oder S. Crucis in Westpharrien, mit dem Kirchspiel S. Matthias verbunden) ganz etwas Weihnachtliches erzählt wird. Als man anfing, an ihrem Bau zu gehen, war der Platz dazu ganz in der Nähe des fehligen Dominauskreuzes ausgewählt worden. Aber die Stelle hat Gott nicht gefallen, und deshalb hat dort der Bau nicht zu Stande kommen können, sondern ist immer auf irgend eine Art verdorben und zu Grunde gegangen. In einer Nacht, in welcher das schon Aufgebauzte endlich

ganz und gar in sich zusammenfiel, brachte dort eine Kuh zwei schweineweise Ochsfächer zugleich zur Welt. Diese hat man sorgfältig aufgefüttert, und als sie groß und stark genug geworden waren, auf sie ein hölzernes Kreuz gebunden, und sie dann in Gottes Namen laufen lassen. Wo sie nun zulegt stehen blieben, und mit Begehrungen zu verweilen schienen, da hat man denn die Kreuzkirche hingesezt, und es ist, Gott Lob! bei ihrem fernen Baue auch nicht das geringste Unglück mehr geschehen, auch sie zum Andenken des Kreuzes hinfert die heilige Kreuzkirche genannt worden.

Noch wie wollen wir wieder nach Dogden zurückwenden, Freunde, wo ich selbst in früherer Zeit mehr als einmal gewesen bin. Kommt Bruder von Euch einmal dahin und auf den Weg, der zur Rötschen Kirche führt, so betrachte er doch aufmerksam einen Hügel in der sandigen Hoide zwischen dem Kroka - Krug und einer Hoflage (abgetheiltes Nebengut), die, wenn ich mich recht erinnere, auch Kroß genannt wird. Dieser Hügel ist daran leicht kenntlich, daß er mit einer großen Anzahl von grösseren und kleineren Kreuzen besetzt ist, wie unser Volk sie gewöhnlich zur Bezeichnung von Begräbnissstätten braucht, besonders von solchen, die keine eigentlichen Kirchhöfe sind, sondern einzelne zufällige Grabstätten anteuten. Hier sind die Kreuze Gedächtniszichen eines großen Unfalls, die vor langer Zeit verübt worden ist. In zwei verschiedenen Kirchen waren einsf an einem und denselben Tage zwei Brautpaare getraut worden, und lehnten nach den Hochzeitshäusern zurück. Hier bei dem Hügel begegneten sich beide sehr zahlreiche Hochzeitszüge, und stießen hart auf einander. Keiner von beiden wollte dem andern weichen. Es entspülte sich ein heftiger Streit, und als die Köpfe sich immer mehr erhöht hatten, zulegt eine wütendische Schlägerei, in welcher von einer Seite der Beamtigam, von der andern die Beamt geröddet wurde, mehrere der Gäste aber lebensgefährlich verwundet wurden, so daß sie später noch mit dem Leben büßen mühten. Zur Erinnerung an diese Urbelthat und zur stets erneuten Warnung vor Nebe- rutsch und ungewöhnlicher Heftigkeit redeten unsere Leute nun noch immerfort Kreuze dorthin. Es ist auch ganz gut so, lieber Bruder; denn ihr wisst wohl, wie leicht der Mensch in Frustration gerath, und dann wohl so Manches thut, was er nachher nicht wieder gut machen kann. Wir Alle, alt und jung, haben solche Wohnungungen recht sehr nöthig, da wir sämmtlich Giglköpfe sind; und wer kann

jezt sagen, wie viele schon durch jene Kreuze von großer Verhübung abgehalten worden sind? —

Daß unser Volk von heftigen Leidenschaften ist, und sich in der Aufregung schnell zu übereilten Besündigungen hinreichen läßt, können wir nun einmal nicht läugnen. Aber dennoch weiß ich wirklich nicht, ob wir ganz recht daran thun, daß wir das Gedächtniß solcher Vergehungen gar zu häufig erneuern und mit so übergrößer Sorgfalt zu erhalten suchen. Denkt nur an die *reotmaed* oder *riesse-maed* (am richtigsten wohl, gegen Hubels Angabe, mit Schand- oder Schmachhügel übersetzt, wie das Leitwort *reotama*, lästern, schänden, beweiset), die bei uns hin und wieder im Lande gesunden werden, und auf die man noch immer nach uraltem Gebrauch im Vorbeigehen Strachwerk, Lappen, Steine, auch wohl mitunter ein geringes Geldstück, zu werfen pflegt, damit die Stätte allezeit sichtbar bleibe und die Anerkennung einer Versöhnung ausgedrückt werde. Daß sie gewöhnlich das Andenken von Gewalthäten bezeichnen, die an Weibern verübt worden sind, ist ja Allen hinreichend bekannt. Aber wenn gleich sie warnen, so wie Neue und den Wunsch, wieder gut zu machen, was man verbrochen, anzeigen: so sagen sie doch auch fortwährend laut gewug: das hat Einer von Euch gethan! Solches aber ist immer empfindlich; und darum sage ich es lieber, daß sie nicht da wären, und jeder im Stille zu Gott beten möchte für die Sünden Gingelner und Aller.

In alten Zeiten, als unser Volk noch so mächtig war, und dem Heidenthum diente, da mag freilich auch noch viel mehr gesündigt worden sein, als jezt. Viel Postbares Besitzthum, das zum Wohlleben und zur Uerpigkeit verlorste, wurde besonders durch Unternehmungen zur See gewonnen. Aber es kamen auch fremde Seefahrzeuge hierher zu uns und verkehrten mit uns. Ihr findet an mehreren Orten Spuren, daß die See ehemals viel weiter ins Land hinein ging, als jetzt, und daß bisweilen da Schiffe in diesem Wasser fuhren, wo jetzt Schafe weiden. Bei den Gütern Wannamois und Geier im Kircherschen Kirchspiele diejelets *Leval* liegt ein großer Morast, den Manche von Euch gesehen haben werden. Dort lief eine Zeit lang das in der Nähe wiedende Wich immer mit großer Lust einer Stelle im Moraste zu; und als die Hüter, dadurch aufmerksam geworden, dort genauere Untersuchungen anstellten, so ergab es sich, daß ein mit Salz beladenes Seefahrzeug einst dort

untergegangen war. Räder und Stücke von Schiffen hat man an anderen Orten im Lande aufgefunden, die gegenwärtig weit ab vom Meere liegen, wie bei unserer ehemaligen Burg Sonnagana, die in alter Zeit sehr schön und fest war, bei dem Gute Kircchen im Michaelischen, und bei dem Gute Pargel im Röthelschen Kirchspiele; und daß sogar noch in unsern Zeiten. (M. vergl. Verhandl. der estn. Gesellsch. Bd. I. Heft 1. S. 51 ff.) Wo kommen diese her, wenn dort nicht einst die See war? Noch mehr: auf dem Gute Fikk, auch in jener Gegend (im Fikkelschen Kirchspiele), war einmal ein neues steinernes Haus erbaut worden, welches plötzlich in einer Nacht bis an die Fenster in die Tiefe versank, so daß man es nur mit Mühe abtragen konnte. Auch dies scheint für ehemaligen Meeresgrund zu sprechen. (So sind auch auf der Insel Dösel an den Küsten des alten Schlosses Sonnenburg oder Sühneburg im Kirchspiele Peude nach der Seeseite zu noch mehrere Rings zum Festigen der Seefahrzeuge vorhanden gewesen; und jetzt liegt zwischen dem Schlosse und der See ein großer zum Gute Massk gehöriger Adler.) Gott aber allein ist es bekannt, worum er diese Veränderungen des Landes und Wassers bei uns hat geschehen lassen! —

Außer jenen Kreuzen, deren ich vorhin gedachte, finden sich bei uns noch andere, die auf ganz verschiedene Gegebenheiten der vergangenen Zeit hindeuten; Steinkreuze namentlich, wie Du, alter Markt, sie unter andern auch auf Dösel gesehen haben wirst, wo du früher eine Zeit lang gelebt hast. Sie sind wohl ohne Ausnahme Denkmäler vorzeitiger Kriege und besonders blutiger Schlachten, obgleich man nur selten diese letzteren genauer anzugeben weiß. Solche Kreuze stehen auch hier und da auf dem Feinkande. So sind mehrere bei den Ruinen der Marienkapelle in der Nähe der Maholmischen Kirche vorhanden; ferner bei dem Gute Koif oder Ubafall in Jüren, wo der Weg von der Marien-Magdalenenkirche nach Koif und auf die Dorpat-Rapla-Landstraße hinausführt. Von diesen letzteren ist eines sehr hoch und in der Mitte wie ein Kap gestaltet; die andern sind niedriger und einfach. Hier und bei den beiden zum Gute Koif gehörigen Dörfern Groß- und Klein-Karreda im Petersischen Kirchspiele (welche nung juur Karreda, das Karrethen der alten Chroniken) sollen fürchterliche Schlachten und wiederholte Plündерungen der damals sehr reichen Dorfbewohner vorgefallen sein. Schade, daß man diese alten Steinkreuze jetzt nicht etwas mehr in Ehren

holt, und eines sogar als Treppenstein vor einer Kengstburg gelegt hat! Sie sind denn doch Zeugen einer schweren Zeit, an die wir Zeitlebenden wohl fleißiger zurückdenken sollten! —

Kreuze wiederum von anderer Art habe ich im Rütschischen Kirchspiels, zwischen dem Rütschischen Kreuz und dem Gute Rida am Wege, gesehen. Dort liegt ein mächtig großer, oben ganz flacher Granitblock, in welchen vier große Kreuze in getegelten Zwischenräumen eingehauen sind. Die Leute sagen, daß der mächtige Kaiser Peter der Große, von dem ihr früher in euren Kalendern Manches gelesen haben werdet, einst mit drei andern hohen Herren auf diesem Stein eine Mahlzeit gehalten habe. Es muß aber damals die Erde um den Stein herum viel höher gewesen sein; denn jetzt ist er so hoch, daß nur Riesen ein Mahl an derselben einnehmen könnten.

---

Au einem andern Abende, an welchem in Veranlassung der bevorstehenden Restaurierung viel davon gesprochen worden war, daß die Deutschen und Russen oft sehr verschiedener Meinung in Hinsicht auf die Tauglichkeit der Esten zum Kriegsdienste wären, begann der alte Ado, den man schon früher abermals zu Mittheilungen aus dem Schatz seines Gedächtnisses aufgesfordert hatte, seine Rede also:

Wir haben vorhin davont geredet, liebe Freunde, in wiefern die Deutschen und die Russen unser Volk für tauglich zum Kriegsdienste halten oder nicht. Ihr habt mir verschiedene Meinungen über diese Sache widererzählt, die Ihr gelegentlich gehört habt; und natürlich ist auch mir in so langen Jahren Manches der Art zu Ohren gekommen. Nun, wenn verständige Männer sich über so etwas aussprechen, so ist es wohl der Mühe wert, hinzuhören. So viel ich denn weitigstens davon verstanden habe, so kommt sie meist darauf hinaus, daß sie unsere Leute doch noch für viel tauglicher zum Dienste auf der Flotte hielten, als zum Landdienste. Mag sein, Freunde! Viele von uns wohnen ja am Strandte des Meeres, am Peipus, Wirtshärrn und andern großen Seen; da kann man schon mit dem Wasser bekannt genug werden. Dass wir indeß auch zu Lande wohl leisten können, was tapferen und ihrem Kaiser treu ergebenen Kriegsleuten zukommt, beweiset ja schon mancher alte ansgediente Soldat unsrer Nation, der mit einer Brust voll kriegerischer Ehrenzeichen unter uns herumgeht und nichts auf sich fauwen läßt. Freilich, in alter Zeit war es damit allerdings noch viel besser.

Unser Volk verstand immer tüchtig drein zu schlagen, wo es Noth thot, und jagte oft einen viel stärkeren Feind, der ihm das Seine nehmen wollte, dergestalt von tausen, daß er es sich so leicht nicht einfassen lich, wieder zu kommen. Besonders war dies der Fall, als noch Miniat (offenbar Meinhard) die christliche Religion bei uns einführe, also in der leyten Heidentzit, und auch selbst noch lange nachher. Damals schon standen die räudig in grossem Ansehen. Dies waren Freiwillige aus unserem Volle zu Pferde, die sich von selbst in der Rath des Leutes zum Kriegsdienste versammelt hatten (also eine Art Landmiliß oder Landsturm?), und sich bald furchtbar genug zu machen wußten. Wo sie hinkamen, gerieth Alles sogleich in Schrecken und Furcht; denn sie waren sehr wild und rauh, und schauten nichts in ihree Kriegsrouth. Selbst in späteren Zeiten, als die Deutzen, Schweden und Polen so oft in unserem Lande Krieg führten, sind noch solche räudig da gewesen; und einer von diesen hat einmal bei Rodensee (im Regesschen Kirchspiele) einem vornehmen feindlichen Krieger, der die Eren ganz besouders hafte und verfolgte, und bei der Flucht vor Zevem mit seinem prächtigen weißen Pferde im Sumpfboden stecken geblieben war, mit einem einzigen Hiebe den Kopf gespalten, ihm allen seinen kostbaren Kriegeschmuck abgenommen, und diesen als Siegeszeichen nach Hause gebracht.

Heberhaupt haben sich die Unrigen niemals das Thirige so leicht im Kriege wegziehen lassen, sondern sich immer dagegen auf alle erdenkliche Weise gewehet. Als vor nügefaht hundert und fünfzig Jahren nach unserer Bauernrechnung die Russen und Schweden sich in unserm Lande gewaltig befriedeten, und an der Merkwischen Straße bei Wuns Wessi (?) eine große Schlacht gewesen war, hat sich das zum Kloster Padis (im Kirchspiele S. Michaelis) gehörige Dorf Merakulla vertheidigt, daß diese schlechterdings nicht hinein kommen könnten, und ihnen zulegt weiter nichts übrig klich, als in ihrer Rath das Dorf in Brand zu stecken, wobei seelich viele von unsren Leuten umkamen, aber, da sie ihre Habe schon früher gejährt hatten, die Feinde ihre Absicht, das reiche Dorf auszuplündern, leinesweges erreichten. Andere behaupten gar, die Bewohner selbst hätten ihre Häuser angezündet, um dem Feinde durchaus nichts zukommen zu lassen.

Damals gab es solcher reichen Dörfer genug, und manches leipige Gut hat, wie mir alte Leute in meiner Jugend oft erzählt

haben, nur aus einem kleinen Dorfe seinen eigentlichen Ursprung gehabt. Unter andern sagt man dies auch von Letz und Munnelas in unserm Rüssischen Kirchspiele. Anfangs sollen dort, als diese Besitzungen noch Dörfer waren, große Landereien gewesen sein, aber viel zu wenig Bäume, um es als weitläufige Wälderland gehörig bezeichnen zu können. Da soll denn vom Gute Knit immer Alles zu Hilfe gekommen sein, um die Feldarbeit gehörig zu bestreiten, und es sind einmal so viele Pflugochsen dazu beschafft gewesen, daß die Toche (iflid) derselben im Quadrat einen Haufen von sieben Faden ausgemacht haben. Beim Pflügen wurden zu jener Zeit die Ochsen sämtlich nicht mit einer Peitsche oder einem Stocke zur Arbeit angestrieben, sondern immer mit einem spigen am Leitstocke befindlichen Eisen gestochet (astlidega oder astlidega turkitud; beide Benennungen haben vor). Da konnte man denn auch bei uns sehn, was es heiße, wenn in der heiligen Schrift gesagt wird: Saul solle nicht wider den Stachel locken, wie die widerspenstigen Ochsen. (Bekenntnich Apostelg. 9, 5: se culleb fulle raskels, astla wasto illeslúa. r.)

Solche Klöster, zu denen viele und reiche Dörfer gehörten, waren damals nicht selten in unserem Lande. Heut sind diese Klöster meist ganz und gar verschwunden, so daß man oft die Stätte nicht mehr kennt, an der sie gestanden haben. Das Kloster Padis im Kirchspiele S. Matthias, von dem heut noch einige alte Gebäude übrig sind, und das in ein Gut umgewandelt worden ist, welches noch immer unter uns den Namen Klosterhof oder Klostergut (Kloostri-moß) führt, war wohl eins der größten und angesehensten. Die alten Nachholdebäume, die dort einen Gang bilden, sind noch von den Mönchen angepflanzt worden. Die ersten dieser Mönche sollen meist Ester und frühere Götzendiener oder Heiden (paggauid) gewesen sein; die Bewohner der zum Kloster gehörigen Dörfer gleichfalls vom alten äthn. und eingeborenen Esterstamme. Daher halten selbst ihre jetzigen Nachkommen sich noch immer etwas fremd gegen ihre übrigen Stammverwandten, besonders am Meere, und behaupten, daß diese nach der sogenannten ersten großen Pest (?) aus Finnland eingewandert, mithin keine rechten Ester, sondern vielmehr Finnländer (some : ma : rahwas oder some : rahwas), seien, die sich damals der Wohnstellen bemächtigt hatten, welche durch jene Pest ihre Eigenthümer verloren hatten. Bei dem, wie es wolle,

wie müssen uns immer alle als Brüder betrachten. Das Kloster Padis war mit kluger Vorsicht so eingerichtet, daß es sich allezeit gehörig gegen eindringende Feinde zur Wehr segnen könnte. Stark Verschöningungen umgaben es von allen Seiten. Zu den alten großen Kellern habe ich selbst eine Menge sehr alter Kugeln gesehen, von denen mehrere geplätt waren. Unsere Leute sagen ferner, daß in diesen Kellern zur Kriegszeit von den Mönchen viele und große Schäge vorgegabt worden seien. Gott allein weiß jetzt, wo sie liegen. Mancher könnte sonst durch sie glücklich werden, in sofern er das von Geld und Gut erwartet.

Das Gut Haiba in unserer Nähe, im benachbarten Haggersthaler Kirchspiele, das eine so schöne Lage hat und wohl von den Meisten unter Euch gekannt ist, soll nach der Erzählung der Unsern gleichfalls vor Zeiten ein anscheinliches Kloster gewesen sein. Auch dort findet man herrliche alte Wachholzehäuser, die sehr hoch und gerade sind, wie Ihr wisst. Sie sollen ebenfalls von den ehemaligen Mönchen herrühren. In demselben Kirchspiele findet Ihr im Gebiete des Gutes Angera noch einige uralte runde und schwarze Männerstücke. Hier, sagen die Menschen, soll einst ein mächtiges Oberhaupt unseres Volkes (man kann es) seinen Wohnsitz gehabt haben. Ich habe mich, als ich sie sah, nicht näher erkundigen können; aber wenn einer von Euch dahin kommt, sollte er doch, wenn er Zeit hat, genauer nachfragen. Es werden gewiß einige alte Leute da sein, die davon etwas zu erzählen wissen.

Bei Padis ist es öfter sehr kriegerisch hergezogenen. Zwischen dem jetzigen Edelhofe Padis und dem Dörfe Wettolalla ist auf einer Seite ein tiefer Morast, auf der andern ein ebenfalls tiefer Bach, der, wenn ich mich recht erinnere, kuse-jögggi oder koldama-jögggi heißt. Durch beide wird ein ziemlich schmaler Engpass — von etwa kaum vier Faden Breite — begrenzt, woselbst es im Kriege oft schrecklich hergegangen ist, und die Niedergerauerten gewöhnlich gleich ins Wasser geworfen wurden, um Platz zu gewinnen, ohne daß man sich Zeit nahm, nachzusehen, ob noch Leben in ihnen war. Damals sollen die Schweden mit den Eingeborenen sehr besondert gewesen sein und ihnen Hilfe geleistet haben. In jenen Morast hat man zu dieser schlimmen Kriegszeit, wie auch an andern Orten, die Glocken einer benachbarten Kirche versenkt — man weiß nicht welcher. Diese Glocken sollen noch immer derselbe in der Tiefe liegen,

und groß und schön gewesen sein. Jetzt ist es wohl unmöglich, sie dort aufzufinden und herauszuholen; doch sollen manche Vögel sich dort immer an einer gewissen Stelle in Haufen versammelt und viel jähren.

Die Verschanzungen bei Padis, Selli, Libbola, Pall und so vielen anderen Orten sind, nach Nebelieferungen aus längst vergangener Zeit, von unsren Leuten vornehmlich gegen die Polen angelegt worden, die damals immer wieder von Neumark als Räuberhöden (mörtsukad ning töövölit) ins Land brachen und den wohlhabenden Bauern ihr Silber, Geld, Vieh und sonstiges wertvolles Eigenthum raubten. Sie sollen es auch eigentlich gewesen sein, die das Kloster Padis zerstörten, obgleich nicht viel über tausend Mann stark, und die dann auf der Fläche bei Padis Zelte aufschlugen und ein wüstes Räuberleben führten. Auch die Kreuzkirche wurde von ihnen verwüstet und ihre Glocken fortgebracht. Schweden hatte uns wohl Schutz gegen solche Gewaltthäufigkeiten versprochen, befürmerte sich aber dennoch damals nicht im Geringsten um uns, als so große Noth vorhanden war.

Dass die Mönche auch eifrigst Untheit an der Herrichtung der Verschanzungen nahmen, um ihr Eigenthum zu sichern, kommt ihr wohl denken, und sie hatten um so mehr Ursache dazu, da sie damals sehr reich waren und sogar selbst Geld geprägt haben, wie versichert wird.

Unsres Lebens war damals überall unter uns Bauern, wenn kein Krieg war. Wie besaßen viel Silbergeräth und schöne Kleider, hatten große Felder, hielten viel Vieh, und aßen nicht nur viel Fleisch von alter Art, sondern auch nur mit Milch gebackenes Brod. Von der alten schwedischen Tracht, besonders der Weiber, ist jetzt fast nichts übrig geblieben, und alle schönen bunten Sieccathen der alten Zeit sind verschwunden. Nur in einigen Gegenden sieht man noch Kleidungen, die in gewissem Maße an die alte Zeit erinnern, und den Leuten ein ungemein gutes Aussehen geben.

Damals verstanden unsre Leute auch bei weitem mehr von Kräutern und Thieren, als sie jetzt verstehen, und wußten Manches davon besser und mannigfältiger zu benutzen. Der Gebräuch, nach der Beschaffenheit des Misthäfers die Getreidefaat einzurichten, der noch bei uns üblich ist, führt schon aus jener Zeit her. Schon damals hieß man, wie jetzt, die Frühjaat für gut, wenn der Mist-

Fäser (Rößläser) die Jungen vonn am Körse trug; — die Spätsaat aber, wenn sie an feinem Hintertrieb seien. Hatte er sie dagegen überall, so wre es auch ganz gleich, ob man früh oder spät seine Aussaat mache.

Unsere Nachbarn in den Kirchspielen Haggars und Regel haben, wie man erzählt, weit früher Kirchen gehabt, als wir in unserem Kirchspiele Miss. Ein mächtiger, sehr strenger und hartherziger Gutsbesitzer in unseru Gegendem, der viel Unrecht verübt hatte und früher Heide gewesen war, soll endlich im Alter tiefe Reue empfunden und den Papst mit Gelobniss gebeten haben, zu einiger Abüßung seiner Sünden eine Kirche erbauen zu dürfen, und das soll drum die zu Miss gewesen sein.

Dabei erinnerte ich mich zugleich einer alten Erzählung von der Entstehung der Kirche zu Zewo. Einige von Euch werden diese vielleicht recht gut kennen, da sie am Wege nach Matzen liegt, wohin wir öfter mit den Branntweinsfahrten gehen müssen. Es befindet sich dieselbe in der Mitte eines Plages, der von einem Wassergeben umgeben ist, so daß sie gleichsam ein kriegerisches Menschen hat. Auf Befragen, ob etwa dort früher ein Schloß oder eine Festungsverschauzung gewesen sei, haben die dortigen Leute meinem Vaterbruder einst Folgendes erzählt:

Es lebten einst in jener Gegend zwei Brüder von angehennem Geschlechte, die sehr begütert waren. Während der Eine sein in den Krieg zog, sollte der Andere, genommener Mückensprache gemäß, daheim beiden eine würdige (aus) Wohnung eckzen, ein ansehnliches festes Schloß. Solches that er denn und auch nach seinem besten Wissen an der Stelle, wo gegenwärtig die Kirche steht. Als aber der wilde Krieger endlich zurückkam, und den schon ziemlich vorgezeichneten Bau antrat, fand er diesen nicht im Eeringsten seinen stolzen Erwartungen gemäß. Da übertief ihm ein heftiger Schlag, der durch einen kurz vorher stattgesunden Streit noch schärfer aufblammte; er schalt mit rohen Worten den gleichfalls sehr aufgeregten Bruder, und als dieser sich bei zunehmender Fertigkeit mit wenig Schonung verteidigte, schlug der Andere ihn endlich zu Boden, so daß er das Leben verlor, und sein Blut, von Brüderhand vergossen, die erste böse Weihe des neuen Baues ward. Bald ergriß nun tiefe Reue den Brüder; aber seine Threnen und Klagen weckten den Todten nicht auf. Er ließ nur alles zusammenreißen, was vom Manne schon

land, und an dessen Stelle jetzt die Kirche hinbauen. Da aber der Wallgraben des beabsichtigten Schlosses stehen blieb, so erhielt dadurch das neue Gotteshaus die Umgebung, die manchem Fremden auffallend gewesen ist.

Schlimm genug, daß man nun hier abermals an eine Nebelthat erinnert wird, möge nun die Sache sich ganz so verhalten haben oder etwas anderes. Unter uns ist manche Geschichte der Art im Schwange, welche den Deutschen entweder gar nicht bekannt ist, oder mit den alten Nachrichten, die bei ihnen vorhanden sind, sich auf keine Weise vereinigen lassen will. Dazin gehört unter andern auch eine Geschichte von der Gründung der Stadt Revel, die unter uns Vaterten oft erzählt wird, wenn auch Ihr sie vielleicht noch nicht gehört haben solltet. Sie rast ebenfalls menschliche Bezeugigung ins Gedächtniß zurück. Vor mehr als acht hundert Jahren, sagt diese Nebelüberlieferung, lebte in Dänemark ein König, dessen beide Kinder, ein Sohn und eine Tochter, in verbrecherischer Liebe gegen einander entbrannt waren. Als der König diese strafbare Funeigung entdeckte, verbotte sein gerechter Sohn die Prinzessin, als den am meisten schuldigen Theil, für immer aus dem Lande. Sie wurde auf ein Schiff gebracht, mit der Weisung, sich nun selbst einen entfernten Aufenthaltsort für ihre ürige Lebenszeit zu wählen. Der Sturm trieb die reuige Verbannte an die Küste Estlands, und die Stelle wurde ihr so lieb, daß sie beschloß, sich hier niederzulassen und von ihren mitgebrachten Schägen eine Stadt zu gründen, die nachher Tanti-lin, Dönenstadt, genannt wurde, jetzt aber Revel heißt. Auf dem Domberge daselbst soll das Schloß der Prinzessin gestanden haben. In späterer Zeit hat der König von Schweden sie wieder mit ihrem erzürnten Vater versöhnt, und Estland kam bei dieser Gelegenheit nach und nach immer mehr unter die Herrschaft der Dänen.

Hiermit schloß der alte Abo für diesmal seine Mittheilungen. Als er aber nach Hause ging, sagte noch einer der älteren Zuhörer zu einem jüngeren: Es ist doch immer schön, daß unter uns auf die Aufbewahrung solcher Sagen und alten Nachrichten von einigen Verständigen noch immer gehalten wird. Sorgt ihr Jüngeren ebenfalls dafür, daß sie nicht vergessen werden, und prägt sie fleißig euren Kindern ein. Man kann denn doch immer etwas daraus lernen!

— Und das deutet denn der Wiedererzähler dieser oft wunderlichen Traditionen und Sagen auch. Zum Schluß erläutert er sich noch, darauf aufmerksam zu machen, daß in der Sage von der Erbauung der Jerusalemer Kirche ein Anklung der Geschichte von Romulus und Remus, und in der von der Gründung Nevals einige Ähnlichkeit mit der Gründung Karthago's durch Dido zu finden sei. Zugleich bemerkt er bei dieser Gelegenheit, als Beleg zu früher gemachten Andeutungen über die oft rätselhafte und dennoch vielleicht bedeutungsvolle Übereinstimmung mancher Sagen unter ganz verschiedenen Völkern, daß sich die Geschichte des Ozymessos und seiner Frau, welche in Bd. II. der Ausgabe der Tausend und Einen Nacht durch Habicht, Hagen und Schall, 1825, von S. 144 an zu lesen ist, in der Hauptsache übereinstimmend in einer Volksage der Letten wiederfindet, und daß die alte Deutsche Sage von dem siegenden Knochen eines ermordeten, durch den der Mord entdeckt wird, sich in einer ganz ähnlichen estnischen vom umb lu wiederholt. Dies gibt offenbar zu weiterem Nachdenken Anlaß, und nicht ohne guten Grund haben die genannten Herausgeber der arabischen Märchen, so wie schon früher der treffliche Grimm, auf solche Verwandtschaften an mehreren Orten aufmerksam gemacht, da sich vielleicht daraus mit der Zeit manchelei beachtungswerte Resultate ergeben dürften.

## IV

**Der dankbare Fürstensohn.**

Estonisches Volksmärchen.

Mitgetheilt vom Dr. Mr. Kreuzwald.

**Vorermümerung.**

**S**o wie Volkslieder und Sagen, können auch in gewissem Betracht die Volksmärchen das geistige Leben eines Volkes, das sie schuf und formbildete, darstellen, und manche Eigenthümlichkeiten des selben im Charakter, Glauben, Lebensweise und Bildungsgange veranschaulichen. Wenn Märchen sind Volksdichtungen auf einer kindlichen Entwicklungsstufe, wo die vorwaltende Phantasie das Wunderbare mit Freuden umfasst, und durch schärfer ausgeprägte Begriffe der jugendlichen Auseinandersetzung noch keine Schranken gebeten ward. Je mehr also ein Volk im Kindesalter steht, desto unvergänglicher wird auch seine Märchenquelle sein, weil die Geisterwelt hier mit tausend Arten in die menschlichen Verhältnisse eingreift, und Alles, was dem unentwickelten Verstände unverklärbar bleibt, einer unbekannten, oft rätselhaften Macht zugeschrieben wird. Wir brauchen die Märchenwiese nicht im Orient zu suchen, da jedes Volk seine eigene hat, worin es die Geburten seiner Phantasie groß erziehet.

Das Estendorf besitzt einen sehr umfangreichen Märchenstock, und abgesehen davon, wie viele fremde Elemente in demselben mögen enthalten sein, lässt sich im Allgemeinen die Behauptung aufstellen: daß eine eigenthümliche nationale Färbung in seinem einzigen dieser

Mährchen fehlt. Das Volk hat die aufgenommenen fremden Elemente so vollkommen assimiliert, daß der aufgeworfenne Stoß in Wint und Decernabstanz verändert wurde, inbegriff alles fremdartige verlor. Wer Estnische Volksmärchen mittheilen will, muß sie so geben, wie sie im Munde des Volkes leben, nicht aus bruchstückhaften Notizen, wie man sie etwa in den Papieren eines Verstorbenen vorfinden. Der Sammler macht öfters Notizen, die keinen andern Zweck haben, als sein Gedächtniß zu unterstützen; es ist und bleibt darum ein mögliches Ding, wenn man bloß die sarken Schriftzüge eines Manuscripts zu Rathe zieht, ohne das Leben selbst zu befragen.

Es sind neuerdings im „Zulande“ aus dem Nachlaß des verdienstvollen seligen Knüpfers durch Meiss einige Estnische Volksmährchen mitgetheilt worden; die meisten derselben waren mir bekannt, aber freilich so, wie sie gedruckt erschienen: ganz neu. Das nachstehende Mährchen „der dankbare Fürstensohn“ stammt aus dem Kirchspiele, wo Knüpfer Prediger war, und da unter derselben Aufschrift (vergl. Zuland 1847 Nr. 14 die Beilage) aus der Knüpferschen Sammlung ein Estnisches Volksmährchen — worin zufällig die Grundbestandtheile zweier Mährchen enthalten sind — uns vorgeführt wird: so habe ich gerade dieses zur Mittheilung benutzt. Wer die beiden Mährchen mit einander vergleichen will, wird finden, daß außer Aufschrift und Einleitung keine Verwandtschaft vor kommt, und es ist nicht zu begreifen, wie in so beschränkter Localität eine und dieselbe Geschichte so verschieden sich gestalten konnte. Sollte Knüpfer, der mit so regem Eifer sammelte, immer das Unglück gehabt haben, auf Erzähler zu stoßen, die nur Bruchstücke wußten und diese wie Kohl und Rüben durchhandelten? . . . Das scheint mir unvorstellbarlich.

Eine weitere Verfolgung dieser Untersuchung liegt nicht in meiner Absicht. Ich will ein Volksmährchen so erzählen, wie es im Munde des Volkes lebt; daher gebe ich die Erzählung ungeschmückt in ihrer ganzen Breite und Einfachheit, ohne selbst die häufigen Wiederholungen zu vermeiden, welche, wie in Liedern, so auch in Mährchen, gerade die genuine Seele der estnischen Volksweise charakterisiren. Die gewandte Feder eines Museums oder Hauss hätte aus diesem Mährchen eine angenehme Lecture geschaffen, aber da wäre es kein kritisches geblieben. Die deutsche Literatur hat der Unterhaltungsschriften die Fülle, sie braucht keinen neuen Zuwachs aus der Estnischen.

Dass übrigens ein gewandterer Erzähler, ohne der Treue Abbruch zu thun, das Märchen besser erzählen könnte, als es hier geschieht, davon bin ich überzeugt, allein Niemand kann sein Werk um die Länge eines Folls erhöhen. Solches wolle der nachsichtige Leser bei herzigen und den guten Willen für die That gelten lassen.

Werco, den 6. October 1849.

## Der dankbare Fürstensohn.

Erläutertes Volksmärchen.

Es war einmal ein stolzer Fürst im Goldblau (üks ugle kulla ma luuningas), der hatte sich zufällig in einem großen Walde verirrt, und konnte trotz alles Suchens den Heimweg nicht wieder finden. Da trat ein Fremder zu ihm und fragte: „Was suchst du, Freundchen, hier im dunklen Walde, wo nur reisende Thiere hausen?“ Ich habe mich verirrt und suche den Weg nach Hause, entgegnete der Fürst. „Versprecht mir zum Eigenthum, was Euch zuerst auf dem Hofe begegnet wird, so will ich Euch den Weg zeigen,“ sagte der Fremde.

Der Fürst stand eine Weile in tiefen Gedanken und sprach dann: „Warum soll ich meinen guten Jagdhund verlieren? Ich kann ja wohl selbst mit der Zeit nach Hause finden.“ Da ging der Fremde fort, der Fürst aber irrte drei Tage im Walde umher, verzehrte seinen Speisevorrath und konnte den Weg doch nicht nach Hause finden. Nun kam der Fremde zum zweiten Mal zu ihm und sagte: „Versprecht mir das zum Eigenthum, was Euch zuerst auf dem Hofe begegnet wird?“ Aber der Fürst blieb hörtätsig in seinem Eigenthum und versprach ihm noch immer nichts. Wissentlich und verdrießlich irrte er wieder herum, bis er zuletzt vor Müdigkeit unter einem Baum wiedersank und sein Ende herannahen glaubte. Da kommt der Fremde zum dritten Mal, der kein anderer war — als der „alte Junge“, zum Fürsten und spricht: Seid doch kein Thot! was kann Euch denn so viel an einem Hund liegen? Versprecht mir, was ich verlangte, und Euer Leben soll gesichert sein. „Mein Leben“ — entgegnete der Fürst; „gibt mehr als tausend Hunde! Ein ganzes Land und

Volk hängt daran. Wehlan, ich will Deinen Wunsch erfüllen, führe mich nach Hause." Kaum hatte er dieses Versprechen gegeben, so sah er sich auch schon aus dem Walde und zwar ganz in der Nähe seines Schlosses. Er schritt weiter und das Erste, was ihm am Thore begegnete, war die Amme mit dem fräuleinlichen Zügling, der dem Vater die Arme entgegen streckte. Der Fürst erschok, schalt die Amme aus und hieß das Kind eiligst forttragen. Seinen treuen Hund, der etwas später, mit dem Schwanz wellend, heraus gelassen kam, stieß er im Born mit Füßen von sich.

Als sich des Fürsten Born ein wenig abgekühl, ließ er sein Kind, einen schmucken Knaben, mit der Tochter eines armen Bauern vertauschen, und es wurde des Fürsten Sohn ein armer Lerte Heerd, während des Bauern Tochter in der fräuleinlichen Wiege in selgenden Kleideen schlief. Nach einem Jahre kam der „alte Jünger“ mit seiner Schuldforderung, nahm das kleine Mädchen mit sich fort und war fest der Meinung: es sei des Fürsten Kind. Der Fürst aber freute sich über die gelungene List, ließ ein großes Gastmahl anrichten, und beschuldete die armen Eltern des geretteten Kindes reichlich, damit sein Sohn in der Hütte keinen Mangel leide. Dennoch wagte er den Sohn nicht zu sich zu nehmen, fürchtend, der Betrug könnte entdeckt werden. Die Bauern waren mit dem Tausche sehr zufrieden; sie hatten einen Eher weniger und des Brodes und Geldes die Fülle.

Mittlerweile war der Fürstensohn zum Zügling herangewachsen, lebte im elterlichen Hause in Freuden und in Herrlichkeit, aber konnte sich keiner doch nicht freuen. Denn als er die Geschichte von seiner Befreiung vernommen, war er in große Betrübniss gerathen, daß ein armes unschuldiges Mädchen statt seiner für den Leichtsinn seines Vaters hatte büßen müssen. Da fasste er den Entschluß, entweder das arme Mädchen zu befreien, oder mit ihm unter zu gehen. Auf Kosten einer Jungfrau Fürst zu sein (neithi lullo peal kniugas olla), war ihm zu teuerkund. Eines Tages verkleidete er sich heimlich in die Tracht eines Bauernknights, lud sich einen halblongen Sack Größen auf die Schulter und begab sich nach jenem großen Walde, wo sein Vater vor achtzehn Jahren irre gegangen war.

Im Walde sang er laut an zu jammern: „Ah, ich Kerner, wie hab' ich mich verirrt! Wer wird mir aus diesem Walde den Weg weisen?“ Bald darauf kam ein fremder Mann, mit einem langen grauen Bart und einer ledernen Tasche am Gürtel („otiego Kart-

gute!“), grüßte freundlich und sprach: „Ich bin der Gießend hier fristig und kann Euch, wenn Ihr mir eine reiche Belohnung versprechet, nahm führen, wohin Euer Herz sich schaut.“ Was kann ich armer Mann Euch versprechen, entgegnete der schlaue Fürstensohn, bin ein ganz dürftiger Mensch habe nichts weiter wie meine Seele, denn selbst der Rock auf dem Leibe gehört meinem Brudvater, dem ich für Essen und Kleider dienen muß. Der Fremde bemerkte den Erbsensack und sagte: „Etwas müsstet Ihr doch wol haben, Ihr schleppt da einen Sack, der ziemlich schwer zu sein scheint?“ Im Sack sind Krösen, war die Antwort. Meine alte Tante ist in voriger Nacht gestorben und hat nicht soviel hinterlassen, um die Leichenwache nach Landes Sitte mit gequollenen Krösen abzuspeisen. Ich bat von meinem Wirth um Gottes Lohn diese Krösen, wollte eben hinziehen, und um einen kurzen Weg zu nehmen, stieg ich einen Hüppfad gerade durch den Wald ein, der mich, wie Ihr sehet, in die Ferne geführet hat. „So bist Du also eine Wölfe,“ sprach schmunzelnd der Fremde. „Willst Du vielleicht bei mir Dienst nehmen, denn ich suche gerade einen flinken Knecht für meine kleine Haushaltung, und Du gefällst mir.“ Wenn wir Handels einig werden, sprach der Fürstensohn, so will ich Euch dienen. Zum Knecht bin ich geboren, des Fremden Brod ist überall bitter, da gilt es mir denn ziemlich gleich, welchem Wirth ich gehorchen muß. Was versprechst Ihr mir zum Jahreslohu? „Nun“, sprach der Fremde: „alle Tage gutes Essen, zwei Mal wöchentlich Fleisch, bei der Arbeit außerhalb des Hauses Butter oder Strömlinge als Zukost, vollständige Sommer- und Winterkleidung und zwei Küllemit-Theil Uckerland zum Vortheilhorn (kahle Küllmitte spaßt man).“ Ich bin's geschieden! sprach der schlaue Fürstensohn. Meine Tante können auch andere in die Erde bringen, ich will mit Euch ziehen.

Der „alte Junge“ schien über diesen vortheilhaftesten Handel sehr vergnügt zu sein, er drehte sich wie ein Kreisel auf einem Fuß herum und trällerte ein Liedchen dazu. Bald darauf machte er sich mit seinem neuen Knecht auf den Weg und verkürzte die Zeit mit mancherlei ürmuthigen Geschichten, ohne zu bemerken, wie sein Begleiter nach einer bestimmten Anzahl von Schritten immer wieder eine Kröse aus dem Sack fallen ließ. Die Nacht schließen unsere Wanderer im Walde, unter einer großen, breitästigen Eiche, segten am folgenden Morgen ihre Wandertag fort, und erreichten, als die Sonne schon an den

Wipfel des Waldes stand einen großen Stein. Dort blieb der Alte stehen, warf einen jährenden Blick unher, pfiff gelöst in den Wald und stompfte kaum dreimal mit dem Haken des linken Fusses gegen den Boden. Möglicherthat sich unter dem großen Stein eine geheime Pforte auf, ähnlich dem Eingange einer Höhle. Jetzt führte der „alte Junge“ den Fürstensohn am Arm und sagte im strengen Ton: „Folge mir nach!“

Gleich darauf waren sie von völliger Dunkelheit umschlossen, und es kam dem Fürstensohn vor, als ob ihr Weg fortwährend abwärts in eine Tiefe führe. Nach einer guten Weile fußt es wieder an zu tagen, doch war die Helligkeit weder dem Tageslichte, noch dem nächtlichen Mondschein zu vergleichen. Der Fürstensohn erhob furchtlos seinen Blick, aber er sahe keinen Himmel und keine Sonne; nur eine glänzende Nebelwolke (ilgem udbo-pilwe) schwebte über ihnen und schien diese neue Welt zu bedecken, in der Alles etwas Fremdartiges hatte. Erde und Wasser, Bäume und Gräser, Thiere und Vögel, Alles zeigte sich anders, als er es früher gesehn. Was ihn jedoch am meisten beeindruckte, war die wunderbare Stille, die hier herrschte. Alles war geräuschlos wie in einer Todtengruft; selbst sein eigener Fußtritt erweckte keinen Schall. Man sah hier und da einen Vogel aus dem Ast flegen, mit ausgestrecktem Halse und geschwollenem Kehle, aber der scheinbare Laut blieb dem Ohre unvernehmbar. Die Hunde sperrten ihre Mäuler auf, wie zum Bellen, die Stiere erhoben in bekannter Weise ihren Kopf, wie zum Brüllen, doch weder Gebell noch Gebrüll drang zum Ohr. Das Wasser floß ohne Geriesel über die Kieselsteine des flachen Grundes, der Wind bengte ohne Gesäusel die Wipfel des Waldes, Fliege und Käfer flogen ohne Gesumme. Der „alte Junge“ sprach kein Wort, sein Begleiter versuchte einige Mal zu irrthemen, fühlte aber, wie jeder Laut in Munde sofort erstarb.

So warteten sie, wer weiß wie lange in dieser unheimlich stillen Welt fortgezogen, während die Augt des Fürstensohnes Herr zusammenpreste, sein Haarthaar wie Borsten emporsträubte und Kälte seine Glieder durchbebte . . . als endlich, o wonniges Entzücken! das erste Geräusch sein lauschendes Ohr berührte, und das scheinbare Leben wirklich zu beleben schien. Es war ihm als ob eine große Herde Pferde durch einen riesen Moorgrund sich durchhorstete. Jetzt that der „alte Junge“ seinen Mund auf und sprach mit schallender

Junge: „Der Breitkessel kocht, wir werden zu Hause erwartet.“ Wieder eine große Strecke vorwärts geschritten, meinte der Fürstensohn das Rasseln einer Sägemühle zu hören, wo zum wenigsten ein paar Dutzend Sägen arbeiteten, als sein Begleiter bemerkte: „Die alte Großmutter schenkt schon im Schlosse!“

Als sie bald darauf den Gipfel eines Hügels erreichten, gewahrte der Fürstensohn in einer Entfernung die Wohnung seines Wirthes. Es waren aber der Gebäude so viele, daß man eher ein Dorf oder kleines Städtchen hätte vermuten können, als die Wohnung eines Einzelnen. Endlich daselbst angelangt, fanden sie an der Hofsposte ein leeres Hundehäuschen. „Krieche hinein!“ herrschte der Wirth — „und verhalte Dich ruhig, bis ich Deine Gegenwart der Großmutter werde gemeldet haben. Sie ist, wie alte Leute gewöhnlich, eigenstolz und leidet keiner Fremden im Hause.“ Der Fürstensohn trocknete sich auf und fing bereits an, sein kühnes Unternehmen zu bereuen, daß ihn in diese Klemme gebracht hatte.

Nach einer Weile kehrte der Wirth zurück, rief ihn aus dem Schlupfminkel und sprach mit verdächtigem Gesichte: „Jetzt merk' Dir die Haussordnung und hüte Dich wohl dawider zu handeln, es könnte Dir sonst schlimm ergehen:“

Halte offen Aug' und Ohr,  
Doch verschließ' des Mundes Thor!  
Thur, was man Dir befiehlt,  
Denke, was Dein Herz beiehlt:  
Aber sprich nie ungesagt.“

Zus Wohnhaus getreten, erblickte der Fürstensohn ein junges Mädchen von ausgezeichnetter Schönheit, mit braunen Augen und lockigem Haar. Er dachte bei sich: wenn die Alte solcher schmucken Töchter mehrere hat, möchte ich wohl sein Edam (fodda = weiß) werden! Das Mädel ist mir gerade nach dem Munde. Die schöne Maid ordnete, ohne ein Wort zu sprechen, den Tisch, trug das Abendessen auf und zog sich dann bescheiden zum Kochherde zurück, wie es schien, ohne den fremden Jüngling zu bemerken. Sie nahm ihren Strumpf und fing an zu stricken. Der Wirth setzte sich allein zum Mahl, weder Knecht noch Magd wurden genehmigt daran Theil zu nehmen; auch die Großmutter ward nirgends sichtbar. Des „alten Jungen“ Appetit war grenzenlos; er verschlang in kurzer Zeit ein Mahl, das wenigstens einem Dutzend gewöhnlicher Eßer würde genügt haben. Als er

endlich feierten Räumchen ein wenig Ruhe gegönnt, sprach er zur Maid (Plätzke): „Siegt kehre Kesseln und Geopfen die Böden aus und sät tiget Euch mit den Überbleibseln; die Knechen aber lasset für den Hund.“ Der Fürstensohn zog ein saures Gesicht über das in Aussicht gestellte Kesselbodenrichtwähl (kalla pöhja pühkne roog), welches er mit der schönen Maid und dem Hoshunde theilen sollte. Bald aber erhelltete sich sein Gesicht, als er bemerkte, daß die Überbleibsel ein ganz leckeres Wahl darboten. Beim Essen sah er unverwandt seine Nachbarin an und hätte viel darum gegeben, wenn ihm erlaubt gewesen wäre, mit ihr einige Worte zu wechseln. Aber so oft er Miene machte zum Sprechen, schien der ängstlich fliehende Blick des Mädchens ihm Stillschweigen zu gebieten. Er ließ seine Augen sprechen und unterstützte die stumme Sprache mit seinem guten Appetit, denn das Mädchen hatte die Speisen zubereitet und mußte sich darüber freuen, wenn der Guest tüchtig zulangte. Der Alte lag aufgestreckt auf der Ofenbank und machte seinem Magen Lust, daß die Wände bröckten.

Nachdem sie ihre Mahlzeit beendigt, sagte der Alte zum Fürstensohn: „Zwei Tage kannst Du von der Feise ausruhen und Dich im Hause umsehen. Uebermorgen Abend mußt Du Dich bei mir melden, damit ich Dir Deine Arbeit für den folgenden Tag ausgeben kann; denn mein Grünbe muß immer früher bei der Arbeit seit als ich selber aufstehe. Das Mädchen wird Dir Deine Schlaflätte anweisen.“ Der Fürstensohn machte Miene zum Sprechen, aber o weh! der „alte Junge“ fuhr wie ein Donnerwerter auf ihn los: „Hund von einem Knecht! wenn Du die Haussordnung verürgest, so hast Du Deinen Kopf die längste Zeit getragen. Halt's Maul! und jetzt fort zur Ruhe.“

Das Mädchen winkte ihm, zu folgen, schloß eine Thür auf und wies mit der Hand, er solle hinein gehen. Er glaubte eine Thräne in des Mädchens Auge zu bemerken und wäre gern länger hier geblieben, aber die Furcht vor dem Alten gestattete kein Hören. Die schöne Maid kann nicht seine Tochter sein, dachte der Fürstensohn, sie hat ein menschliches Herz. Um Gottes ist sie das arme Mädchen, welches statt meiner geopfert wurde und um dessen willen ich dieses thörichte Wagniß unternahm. Er schlief sehr spät ein und sein unruhiger Schlaf wurde von ängstlichen Träumen unterbrochen; er träumte von allerlei Gefahren, die ihm umstritten, und immer war es die Gestalt der Schönen, die ihm Höfle bot.

Am Morgen war es sein erster Gedanke, sich ganz der stummen Leitung des Mädchens anzupreisen. Er fand die Fleißige schon bei der Arbeit, half ihr aus dem Brunnen Wasser tragen, Holz spalten, schüttete das Feuer unter den Kessel an, und half ihr sonst bei jeder Arbeit. Nachmittags bezog er seine neue Umgebung genauer und wunderte sich, die Großmutter nirgends zu erblicken. Im Stall fand er ein weißes Pferd, im Pfahlland eine schwarze Kuh mit einem weißköpfigen Kalbe; in andern verschlossenen Ställen glaubte er Gänse, Enten, Hühner und anderes Fasel zu hören. Das Essen zum Frühstück und Mittag war, wie am vorigen Abend, gut gewesen, und er hätte sich mit seinem Schicksal befriedigen können, wenn der fatale Jungenbann ihm das Beisammensein mit dem schönen Mädchen nicht verleidet hätte. Am Abend des zweiten Tages ging er zum Wirth, um dessen Befehle einzuhören.

Der Alte sprach: „Am morgen will ich eine leichte Arbeit Dir geben. Nimm die Sense zur Hand, mäh so viel Gras als das weiße Pferd zum täglichen Futter bedarf und halte zugleich den Stall sauber. Sollte ich beim zufälligen Kommen die Krippe leer, oder den Stall unsauber finden, dann könnte es Dir schlimm ergehen. Nimm Dich in Acht.“

Der Fürstenjoh war froh und dachte bei sich: mit dieser kleinen Arbeit werde ich schon zurecht kommen; obzwar ich weder Pflug noch Sense bisher in die Hand genommen, habe ich doch öfters gesehen, wie leicht diese Werkzeuge von Landleuten gehandhabt wurden, und an Kraft fehlt es mir nicht. Wie er sich auf seine Lagerstatt eben ausstrecken wollte, schlich das Mädchen leichten Schrittes zu ihm und fragte mit flüsternder Stimme: Welche Arbeit hast du bekommen? „Morgen“ — antwortete der Fürstenjoh — „habe ich leichte Arbeit; ich soll für das weiße Pferd Gras zum Futter mähen und den Stall säubern, das ist Alles.“ „Ah, Du unglückseliges Geschöpf!“ seufzte das Mädchen: wie wirst Du das ausrichten können? Das weiße Pferd, des Wirths Großmutter, ist ein gesäßiges Thier, denn zwanzig Arbeiter kaum sein tägliches Futter liefern könnten, während zehn andere mit Fortschaffung des Düngers genug zu thun hätten. Wie wolltest Du Beides allein verrichten? Merke auf meinen Rath und befolge ihn genau. Wenn Du dem Pferde ein Paar Schoß voll Gras in die Krippe geschüttet, dann mußt Du einen starken Reifen aus Weidenreisern drehen und aus festem Holz einen tüchtigen Keil

schnigen, beides so, daß das Pferd Deine Arbeit sieht. Es wird so gleich fragen, wo zu Deinen Vorkehrungen getroffen werden, und dann mußt Du antworten also: mit diesem Reisen verbinde ich Dir das Maul, wenn Du nicht fressen solltest als ich Dir vorgehe, und mit dem Keil will ich Deinen — verleisten, wenn Du mehr solltest lassen lassen, als ich gerade Lust habe fortzuschaffen." Nachdem sie solches gesprochen, ging sie so leise fort, wie sie gekommen war, und ließ dem Jüngling nicht so viel Zeit, seinen Dank zu sagen. Er wiederholte Wort für Wort, was das Mädchen gesprochen und schließt dann ein.

Folgenden Tages früh Morgens begab er sich zur Arbeit. Er ließ die Sense heftig im hohen Grase tanzen und sah zu seiner Freude bald so viel Gras liegen, daß er einige Schoß voll aufscharfen konnte. Als er den ersten Schoß voll dem Pferde in die Krippe geschüttet und gleich darauf mit dem zweiten wieder kam, fand er zu seinem Schreck die Krippe schon leer, und ein halbes Fuder Düniger im Stall liegen. Jetzt sah er ein, wie er ohne des Mädchens klugen Rath verloren gewesen wäre, und beschloß, ihn sogleich zu benutzen. Als er den Reisen drehte, wandte das Pferd seinen Kopf und fragte voller Verwunderung: Was willst Du mit dem Reisen beginnen, mein Söhlein? "Gar nichts," entgegnete der Fürstensohn: "ich drehe ihn nur fertig, damit, falls Dir's einfallen sollte mehr zu fressen als ich Lust habe vorzugeben, ich mit diesem Reisen Dir Deine Kinnladen zusammen kleppen kann." Das weiße Pferd stieß einen Seufzer aus, und hielt augenblicklich mit dem Kauen inne. Er reinigte den Stall und fing darauf an, seinen Keil zu schärfen. Was willst Du mit diesem Keil beginnen? fragte das Pferd. "Gar nichts. Ich mache ihn nur fertig, damit ich ihn Dir vorstropfen kann, wenn Du das Futter etwa zu eilig und in sehr großer Menge durch die Knochen schießen läßt." Das Pferd sah ihn seufzend an und that seiner übeln Gewohnheit Einhalt. — Der Mittag war längst vorüber, das weiße Pferd hatte noch immer Futter in der Krippe und der Stall blieb sauber. Da kam der Wirth, und wie er alles in bester Ordnung fand, fragte er mit einem Erstaunen: Wist Du selbst so klug, oder hast Du kluge Rathgeber? Der blonde Fürstensohn entgegnete schnell: "Ich habe Niemand, als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel." Der alte zog ein verdrießliches Gesicht und verließ brummend den Stall, aber der Fürstensohn war froh, daß ihm die Sache so gut gelungen war.

Am Abend sprach der Wieth zu ihm: „Für morgen hast Du keine eigentliche Arbeit, da aber die Magd anderweitig beschäftigt ist, mußt Du die schwarze Kuh melken. Nimm Dich nur in Acht, daß keine Milch in dem Euter zurückbleibt. Fände ich solches, es könnte Dir leicht das Leben kosten.“ Der Fürstensohn dachte beim Fortgehen: wenn dahinter keine Schlächtigkeit steckt, so soll mir die Aufgabe nicht schwer werden; ich habe, Gott lob, starke Finger und will mit ihner die Zitzen bis aufs Blut auspressen, es soll darin gewiß kein Tropfen Milch zurückbleiben. Wie er sich eben zur Ruhe begeben wollte, kam das Mädchen zu ihm und fragte: Welche Arbeit hast Du morgen zu verrichten? „Morgen habe ich Gesellenstag,“ antwortete der Fürstensohn. „Ich bin den ganzen Tag frei, und soll nur die schwarze Kuh melken, daß keine Milch in dem Euter zurückbleibt.“ Ach, Du unglückseliges Geschöpf! wie willst Du das verrichten, sprach seufzend das Mädchen. Weße, mein unerfahrener Jungling, wenn Du auch vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen melken wöhltest, Du würdest doch nicht das Euter der schwarzen Kuh leer; die Milch quillt gleich einer Quellenader (mitteß cui alita = soon) beständig zu. Nun merk' ich es, der Alte will Dich verderben. Doch sei unbeforgt, so lange ich lebe, soll an Dir kein Haar geschrämt werden. Läge auf meinen Rath und befolge ihn genau, dann kommt Du durch. Nimm, wenn Du melken gehst, einen Topf mit glühenden Kohlen und eine Kneifzange (vihhild) mit. Im Stall angelommen, thust Du die Kneifzange in den Topf und bläst auf die Kohlen, bis sie in heller Flamme brennen. Wird Dich die schwarze Kuh fragen, wozu Du solches thust, dann mußt Du ihr antworten, was ich in's Ohr sage. Sie flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, und schlich sich auf den Zehen leise aus dem Zimmer. Der Fürstensohn streckte sich hin, um zu schlafen.

Die Morgentöthe hatte kaum ihre Strahlen über den Himmel verbreitet, da erhob er sich von seinem Lager, nahm das Milchgeschirr in die eine, den Kobtentopf und die Kneifzange in die andre Hand, und begab sich nach dem Kübstall. Er that Alles genau, wie ihm gelehrt worden war. Die schwarze Kuh beobachtete sein Treiben eine Weile und fragte dann: Was machst Du da, mein Söhlein? „Gar nichts,“ war die Antwort. „Ich will die Kneifzange bloß rothglühend machen, weil manche Kuh die üble Gewohnheit hat, nach dem Melken die Milch in dem Euter zurück zu halten. Da ist es

denn gut, nach dem Melken die Züge mit einer glühenden Facke zu kneifen, damit keine unzeitige Milchabsondierung erfolge.“ Die schwarze Kuh stieß einen Seufzer aus und richtete furchtlose Blicke auf den Melker. Dieser nahm ruhig sein Milchgeschirr (Löffel), wischte das Euter aus, und als er es nach einer Weile untersuchte, fand er keinen Tropfen Feuchtigkeit darin. Der Wirth kam darauf in den Stall, zog ein Paar Mal an den Zügen, und als er seine Milch vorfand, fragte er mit einem verbrieslichen Gesicht: „Bist Du selbst so klug, oder hast Du kluge Rathgeber?“ Der Fürstensohn antwortete: „Ich habe Niemand, als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel.“ Der Alte ging zürnend fort.

Als der Fürstensohn Abends zum Wirth ging, Arbeit fragen, sagte dieser: „Ich habe ein Schöberchen (Schjoke) Heu auf der Wiese, das ich gern bei trockner Witterung unter's Dach möchte bringen lassen. Führ' mir morgen das Heu ein, aber siehe wol zu, daß nichts zurück bleibe (et rücksicht fürdet ei ja), sonst könnte es Dir leicht das Leben kosten.“ Der Fürstensohn ging vergnügten Sinnes fort, indem er dachte: Heu führen ist keine große Arbeit, ich brauche nur aufzuladen, das Pferd muß ziehen. Ich will des Wirthes Großmutter nicht schouen. Abends schlief das Mädchen wieder zu ihm und fragte nach der Arbeit. Der Fürstensohn sagte lachend: „Ich lerne hier alle Bauerarbeiten, denn morgen soll ich ein Schöberchen Heu einfischen und darauf scheu, daß nichts liegen bleibe; das ist alles.“ Ach, Du unglückseliges Geschöpf! seufzte das Mädchen: wie wird Dir das gelingen? Wolltest Du auch mit sämtlichen Arbeitern des größten Gehirres eine ganze Woche Heu führen, Du könnetst dieses Schöberchen nicht fachhaben. Was von oben abgeführt wird, wächst von unten wieder zu. Gieb Acht, was ich Dir sage: Du mußt morgen früh vor dem Tage aufstehen, das weiße Pferd aus dem Stall und einige lange Stricke mitnehmen, Dich dann zum Heuschober begeben, diesen mit Stricken umspannen und das weiße Pferd an die Stricke binden. Wenn Du damit fertig bist, dann kletterest Du auf den Heuschober hinauf und sangst dort an zu zählen: eins, zwei, drei u. s. m. Das Pferd wird Dich fragen, was Du zählst, dann mußt Du antworten, was ich Dir in's Ohr sage. Nachdem er das Geheimniß erfahren, war auch das Mädchen schon verschwunden. Er hatte nichts Besseres zu thun, als schlafen zu gehen.

Beim Erwachen am folgenden Morgen fiel ihm gleich des Mädchens guter Rath ein, er nahm die nöthigen Stricke, eilte zum Stall, führte das weiße Pferd heraus, schwang sich auf's Pferd und ritt zum Heuschober, der mindestens seine fünfzig Soden fassen möchte und kein Schaberchen war. Der Fürstensohn befolgte genau des Mädchens Lehren, und als er oben auf dem Heuschober sitzend bis zwanzig gezählt hatte, fragte das weiße Pferd voller Erstaunen: Was zählst Du, mein Söhlein? „Gar nichts,“ lautete die Antwort. „Ich machte mir den Spaß, die Wölfeherde dort am Wolde zu zählen, aber sie ist zahlreicher als ich zählen kann.“ Raum hatte er das Wort Wölfeherde ausgesprochen, so schoss auch das weiße Pferd wie der Wind davon und war nach wenigen Augenblicken mit dem Heuschober zu Hause. Des Wirths Erstaunen war nicht gering, als er, nach dem Frühstück hinausgehend, den Knecht mit seiner Arbeit schon fertig fand. Wist Du selbst so klug, oder hast Du Nuge Rathgeber? fragte der Alte, worauf der Königsohn entgegnete: „Ich habe Niemand, als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel.“ Der Alte ging körpenschüttelnd und lachend davon.

In der Abenddämmerung ging der Fürstensohn wieder Arbeit fragen. Der Knecht sagte: „Morgen sollst Du mir das weißköpfige Kalb zur Weide führen, doch hütet Dich, daß es sich nicht verläuft, sonst könnte es Dir leicht Dein Leben kosten.“ Der Fürstensohn dachte bei sich: mancher jahrfähige Bauerbübe muß eine ganze Herde hüten, wie sollte mir die Hüt eines einzelnen Kalbes schwer werden. Wie er sich eben niederelegen wollte, schllich sich das Mädchen zu ihm und fragte nach seiner morgenden Arbeit. „Morgen habe ich Faulenzararbeit,“ sprach der Fürstensohn — „ich soll das weißköpfige Kalb hüten.“ Ach, Du unglückseliges Geschöpf! riefte das Mädchen: das wird Dir niemals gelingen. Wisse, dieses Kalb hat eine solche Wut zum Rennnen, daß es an einem Tage drei Mal um die Welt laufen könnte. Gieb Acht, was ich Dir jetzt sage. Rimm diesen feidenen Faden, befestige das eine Ende desselben an das linke Ohrloch des Kalbes, das andere aber an Deines linken Fußes kleinen Bein; dann wird das Kalb sich nicht von Deiner Seite entfernen, Du mögest gehen, sitzen oder schlafen. Das Mädchen ging leise fort und der Fürstensohn in's Bett, recht ärgerlich darüber, daß er's wieder vergessen hatte, für den guten Rath zu danken.

Er erfüllte am andern Tage Alles genau, was ihm das gute Mädchen gelehrt hatte, führte das Kalb auf die Weide, das wie ein treues Hündlein nicht von seiner Seite weich. Abends beim Sonnenuntergänge führte er es in den Stall zurück, als ihm der Wirth entgegentrat und mit zornigem Blicke fragte: „Bist Du selbst so flug, oder hast Du fluge Rathgeber?“ Der schlaue Fürstensohn aber antwortete: „Ich habe Niemand als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel.“ Wieder ging der Wirth brummend davon, und der Fürstensohn glaubte bemerkt zu haben, daß die Rennung des göttlichen Namens jedesmal des „alten Jungen“ Sohn erwesse.

Spät Abends begab er sich zum Wirth, um dessen Befehle für den folgenden Tag einzuholen. Dieser überreichte ihm ein Säckchen mit Gerste und sprach dabei: „Morgen hast Du einen Feiertag zum Schloßen, aber dafür mußt Du Dich in dieser Nacht tüchtig tummeln. Soe mir gleich diese Gerste aus, sie wird rasch waschen und reißen; darauf entfernst Du sie ab, drishest und windigest sie aus, damit Du sie malzen und zermahlen kannst. Aus dem gewonnenen Malzmehl mußt Du Bier brauen, und morgen früh, wenn ich aufwache, mir eine Flasche von Deinem frischen Bier überreichen. Sieh zu, daß meine Befehle genau befolgt werden, es könnte Dir sonst leicht Dein Leben kosten.“

Sorgenvoll und betrübt ging der Fürstensohn hinaus, stellte sich vor die Haustür und fing bitterlich an zu weinen. Er sprach für sich: „Heut verließ' ich meine letzte Nachtf, diese Arbeit kann kein sterblicher Mensch verrichten, ebensoviele wie des flugen Mädchens Rath nützen. Ach, ich unglückliches Geschöpf! warum habe ich so leichtsinnig mein fürstliches Schloß verlassen und mich in diese Gefahr begeben. Nicht einmal den Sternen des Himmels kann ich mein Leid klagen, denn hier gibt es weder Himmel noch Sterne, aber einen Gott gibt es, der ist überall.“ Wie er mit seinem Gersten säcklein am Stern in großer Betrübnis stand, sah! da öffnete sich die Haustür und das liebe Mädchen kam zu ihm. Es fragte ihn um die Ursache seiner Betrübnis. „Ach!“ erwiderte der Jüngling mit Thränen: „meine letzte Stunde ist gekommen! Wir müssen uns für immer trennen. Wehe denn noch, ehe ich sterbe: ich bin eines mächtigen Fürsten einziger Sohn, der einst ein großes Gebiet erben sollte, aber nun ist Alles hin.“ Hierauf erzählte er unter häufigen Thränen

den ihm gewordenen Auftrag, und ärgerte sich, daß das Mädchen so gleichgültig blieb. Als er seine lange Geschichte geendigt, sprach das Mädchen mit Lachen: „Da kommt Du heute Nacht ganz ruhig schlafen, mein lieber Fürstensohn, und auch den morgenden Tag feiern. Merke auf meinen Rath und verschmähe ihn nicht, weil er aus dem Mund einer geringen Magd kommt. Nimm diesen kleinen Schlüssel, er schlägt den dritten Fassestall auf, wodin des Alten dienstbare Geister wohnen. Wirf Deinen Herzensack in den Stall und wiederhole dabei pünktlich des Wirths Befehl; am Schluß aber mußt Du noch hinzufügen: „Wenn ihr um ein Haar breit abweicht, so wird es euch allen das Leben kosten; braucht ihr jedoch Hilfe, so wird in dieser Nacht des siebten Stalls Thür offen stehen, wodin des Wirths mächtigste Geister wohnen.““

Der Fürstensohn befolgte genau diesen Rath und ging dann schlafen. Als er am folgenden Morgen erwachte und in die Brautküche ging, fand er die Bierküchen in voller Sähreung. Er kostete das frische Bier, füllte dann eine Flasche und überreichte das schauende Bier dem Wirth, als dieser sich eben von seinem Lager erhob. Aber anstatt eines Dankes sagte der Alte sehr verdrießlich: „Das kommt nicht aus deinem Kopfe! Ich wecke, Du hast Dir gute Freunde und Rathgeber erworben. Gut, heute Abend sprechen wir uns weiter.“

Am Abend sagte der Alte: „Morgen habe ich keine Arbeit für Dich zu geben, doch mußt Du, sobald ich aufwache an mein Bett treten und mir Deine Hand zum Morgengruß reichen.“ Der Fürstensohn lachte innerlich über die wunderliche Grille des Alten und erzählte sie mit lachendem Mund dem Mädchen, als es nach gewohnter Weise in sein Zimmer kam. Aber das Mädchen wurde sehr ernst und sprach: „Nimm Dich in Acht! der Alte will Dich morgen früh verspeisen. Es gibt nur ein Mittel, Dich zu retten. Du mußt eine eiserne Schaufel im Ofen rothglühend machen, und die glühende Schaufel anstatt Deiner Hand ihm zum Morgengruß bieten.“ So schied das Mädchen und der Fürstensohn streckte sich zum Schlaßen. Er hatte am Morgen die Schaufel längst rothglühend gemacht, bevor der „alte Junge“ aufwachte. Endlich hörte er rufen: „Kauler Knecht, wo bist Du? Kannst grüßen?“ — Als der Fürstensohn hierauf mit seiner glühenden Schaufel ins Zimmer trat, rief ihm der Alte mit lächlicher Stimme entgegen: „Wir sehr froh heute, ich kann Deine

Hand nicht fassen! Kommt aber am Abend wieder, damit ich Dir meine Befehle verkünden kann."

Der Fürstensohn schlunkerte den ganzen Tag herum, bis er am Abend zum Wirth ging, um dessen Befehle einzuholen. Dieser aber war sehr heiter und sprach schmunzelnd: "Ich bin mit Dir zufrieden! Kommen morgen früh mit dem Mädchen zu mir. Ich weiß, Ihr habt einander längst schon lieb, ich will Euch als Mann und Weib zusammensetzen."

Der Fürstensohn wäre vor Freude aufgejauhtz, aber da fiel ihm noch zur rechten Zeit des Alten strenge Handordnung ein, und er schwieg. Über wie er vor dem Schlafengehen sein Glück der Geliebten mittheile und von ihr gleiche Freude erwartete, bemerkte er mit Erstaunen, daß sie ganz erschreckt war und wie eine mit Fackel angewiesene Wond aussah. Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte und wieder sprechen konnte, sagte sie: "Der 'alte Junge' merkt es, daß ich Deine Rathgeberin gewesen und will uns darum beide vernichten. Wir müssen uns noch in dieser Nacht durch eilige Flucht retten, sonst sind wir verloren. Nimm ein Weil zur Hand, gehe in den Stall und schlage dem weissköpfigen Kalbe mit einem kräftigen Hiebe den Kopf ab, mit einem zweiten spaltest Du den Schädel. Im Gehirn des Kalbes findest Du ein rothes glänzendes Knäulchen; dieses bringst Du zu mir, das Weitere will ich dann schon besorgen." Der Fürstensohn dachte: lieber ein unschuldiges Kalb schlachten, als mich selbst mit dem lieben Mädchen schlachten lassen; gelingt uns die Flucht, so kommt ich in die Heimat. Meine ausgestreuten Erbsen müssen jetzt ausgegangen sein, wir können des Weges gar nicht fehlen.

Darauf begab er sich in den Stall. Die Kuh lag neben dem Kalbe und schliefen beide so fest, daß sie sein Kommen nicht bemerkten. Doch wie er den Kopf des Kalbes abbiss, stöhnte die Kuh schauerlich im Schlosse, wie in einem schrecken Traume. Rasch führte er den zweiten Hieb, der den Schädel spaltete. Sieh! da ward es plötzlich wie heller Tag im Stall. Das rothe Knäulchen fiel aus dem Gehirn und leuchtete gleich einer kleinen Sonne. Erwickelte es vorsichtig in ein Tuch und barg es in seinem Busen. Es war ein Glück, daß die Kuh nicht erwachte, sonst hätte sie angefangen zu brüllen und der Wirth wäre darüber wol auch noch geworden.

Um der Pforte saß er das Mädchen schon reisefertig, mit einem Bündel am Arme, seiner hatte er. "Wo hast Du das Knäul-

chen?“ fragte die Maid. „Hier!“ sprach er, und überreichte ihr das Knäulchen. „Wir müssen eiligst fliehen!“ sprach sie, indem sie einen kleinen Theil des Knäulchens aus dem Tuche wickelte, damit der leuchtende Schein gleich einer Laterne ihren nächtlichen Pfad erhelle. Die Lebzen waren, wie der Fürstenjahn vermutet hatte, alle aufgegangen, daher waren sie ihres Weges ganz sicher. Unterweges vertraute ihm die Maid, wie sie einmal zufällig auf einem Zwiesgespräch des Alten mit der Großmutter erlauscht hätte, daß sie das Kind eines Fürsten sei, welches des Alten Schlußheit den Eltern abbetragen. Der Fürstenjahn wußte die Sache besser, schwieg aber still, und war im Herzen froh darüber, daß sein Unternehmen, das arme Mädchen zu bestreiten, gelungen war. So mochten die Wanderer eine gute Strecke vorwärts gekommen sein, als es anfing zu tagen.

Der „alte Junge“ erwachte erst spät am Morgen, rieb sich lange Zeit die Augen, ehe die Schlaftrunkenheit verging (nicht mehr lästig), und ergötzte sich dann mit dem Gedanken, wie er die beiden jungen Leute zum Frühstück verzehren wollte. Nachdem er lange gewartet, sprach er: „Die Braut wird wohl noch nicht mit ihrem Brude fertig!“ Doch als ihm das Warten zu lange wähnte, sang er an zu rufen: „He da! Knecht und Magd, wo bleibt Ihr.“ Er wiederholte mehrmals schrillend seinen Ruf, aber weder Knecht noch Magd erschien. Verdrießlich froh er endlich aus dem Bett und ging suchen. Aber er fand das Haus menschenleer, bemerkte auch, daß Niemand in der Nacht auf dem Lager geschlafen. Siegt eilte er in den Stall. Doch wie er hier das Kalb getötet und das Knäulchen entwendet fand, merkte er gleich was vorgefallen war. Er fluchte, daß alles schwarz würde, öffnete dann schnell die Thür des dritten Geisterstalles und sandte seine Gehilfen zum Suchen aus. „Bringt sie mir, wie Ihr sie findet, ich muß sie haben!“ So sprach der „alte Junge“, und seine Geister stoben wie der Wind davon.

Die Flüchtlinge waren eben auf einer großen Fläche, als das Mädchen stehen blieb und sprach: Es ist nicht alles, wie es sein sollte. Das Knäulchen in meiner Hand fängt an sich zu bewegen; wahrscheinlich werden wir verfolgt.“ Umsehend gewahrten sie bald eine dunkle Wolke, die rasch näher kam. Das Mädchen drehte das Knäulchen drei Mal in der Hand herum und sprach dabei:

„Knäulchen, höre! was ich sage: möchte werden gern ein Büchlein, der Jüngling drin ein kleines Fischlein!“

Eugenblieblich geschah die Verwandlung. Das Mädchen ward ein Wächlein und der Fürstensohn schwamm als Fischlein darin. Die Geister zogen sasend darüber fort und kehrten nach einer guten Weile wieder, aber das Wächlein und Fischlein ließen sie in Ruh. Sobald die Verfolger fort waren, verwandelte sich das Wächlein wieder zum Mädchen und machte aus dem Fischlein einen Jüngling. So legten sie in menschlicher Gestalt ihre Flucht fort.

Als die ermüdeten Geister mit leeren Händen zurück kehrten, fragte sie der „alte Junge“, ob sie denn bei ihrem Suchen nichts Besonderes gesehen? „Nein!“ war die Antwort: „nur ein Wächlein floß auf der Fläche und ein einzelnes Fischlein schwamm darin.“ Wuthend brüllte der Alte: „Schöpfsenköpfe! das waren sie, das waren sie!“ Schnell riß er die Thür des fünften Stalles auf, ließ die Geister heraus und befahl ihnen, das Wächleins Wasser auszutrinken und das Fischlein einzufangen. Wie der Wind stoben die Geister vom dounen.

Unsere flüchtigen Wunderer näherten sich eben dem Saum eines Waldes, da blieb das Mädchen stehen und sagte: „Es ist nicht Alles, wie es sein sollte; das Knäulchen in meiner Hand fängt wieder an sich zu bewegen. Wahrscheinlich werden wir verfolgt.“ Sie erblickten abermals eine Wolke, dunkler als die erste und auch röther: „Das sind unsere Verfolger!“ rief die Maid, indem sie das Knäulchen drei Mal in ihrer Hand umdrehte:

„Knäulchen, höre! was ich sage: möchte werden ein Rosenstrauchlein (*Ribes rotundifolia* völse), der Jüngling ein Röslein am Strauchlein!“

Eugenblieblich geschah die Verwandlung. Sie ward zum Rosenstrauch und er hing als Rose daran. Sausend zogen die Geister über sie fort und kehrten nach einer guten Weile wieder, und da sie weder Wächlein noch Fischlein gefunden, so bekümmerten sie sich nicht um den Rosenstrauch. Sobald die Verfolger fort waren, verwandelten sich Rosenstrauch und Rose, wieder in Mädchen und Jüngling, die nach dieser kurzen Ruhe eilig ihren Weg forschetzen.

„Habt Ihr sie gefunden?“ fragte der Alte, als er seine Gefallen feuchend zurück kehren sah. Nein! antwortete der Anführer der Geister: wir fanden weder Wächlein noch Fischlein. „Habt Ihr sonst nichts Besonderes gesehen?“ schnaubte der Alte. Der Anführer antwortete: Nah am Waldes Saum war ein einzelner wilber Rosenstock

um Wege und eine Rose hing daran. „Schöpsenköpse!“ schrie der Alte: „das waren sie, das waren sie!“ Er öffnete jetzt die Thür des nächsten Stalls und suchte seine mächtigsten Geister zum Suchen. „Bringe sie mir, wie Ihr sie findet, tot oder lebendig! ich muß sie haben. Reicht den verdammten Rosenstrauch mit der Wurzel aus dem Boden, und nehmet Alles mit, was Euch Fremdartiges aufstoßen sollte.“ Wie der Sturmwind stoben die Geister davon.

Die Flüchtlinge ruhten eben im Schatten eines Baumes und löckten ihre Glieder durch Speise und Trank. Plötzlich rief das Mädelchen: „Es ist nicht Alles, wie es sein sollte; das Knäulchen will mir gewaltsam aus dem Busen springen. Gewiß werden wir verfolgt und die Gefahr ist sehr nahe, aber der Wald verbirgt uns den Augen der Feinde. Ich will zum letzten Mal mein Glück versuchen.“ Es nahm das Knäulchen aus dem Busen, drehte es drei Mal in seiner Hand herum und sprach:

„Knäulchen, höre! was ich sage: möchte werden gleich zur Lust, der Jüngling ein Mücklein in der Lust!“

Augenblicklich geschah die Verwandlung. Das Mädelchen zerflog (fuscas) in Lust, der Fürstensohn aber schwante als kleines Mücklein in der Lust. Das mächtige Geisterheer zog mit Sturmestrausen vorüber und kehrte nach einer Weile zurück, da es weder Rosenstrauch noch sonst etwas Verdächtiges gefunden. Doch kaum waren die Geister fort, so verwandelte sich die Lust zum Mädelchen und machte aus der Mücke den vorigen Jüngling. „Zeigt müssen wir eilen“, sprach die Holde (ellakette): „bevor der Alte selbst kommt, der uns in jeder Verwandlung kennen wird.“

Sie liefen eine Strecke Weges vorwärts bis sie den dunklen Gang erreichten, wo sie aufwärts steigend im Schein des leuchtenden Knäulchens hinreichende Helligkeit hatten. Ganz erschöpft langten sie endlich beim großen Stein an. Hier ward das Knäulchen wieder drei Mal gedreht und die fluge Maid sprach dabei:

„Knäulchen, höre! was ich sage: heb' mir auf den großen Stein!“

Augenblicklich erhob sich der Stein und sie befanden sich glücklich wieder auf der Erde. „Gott lob!“ sprach das Mädelchen: „wie sind gerettet. Hier hat der „alte Junge“ keine Gewalt über uns, und gegen seine List wollen wir uns wahren. Doch jetzt, Freund, müssen wir uns trennen! Du gehst zu Deinen Eltern und ich gehe die

meinigen suchen.“ „Nein!“ sprach der Fürstensohn: „ich kann von Dir nicht lösen; Du mußt mit mir kommen und mein Weib werden. Du hast mit mir Leidestag geheilt, darum ist es billig, daß Du nun auch Freudentage mit mir verlebst.“ Das Mädchen hatte vol noch manches darüber einzuwenden, ging aber doch mit.

Weiter gehend trafen sie im Walde einen armen Holzhacker und erfuhren von demselben, daß im Schloß und ganzen Lande große Trauer sei über den unbegreiflichen Verlust des Fürstensohnes, der vor einiger Zeit plötzlich verschwunden war. Mit Hilfe des Zauberknäulchens verschaffte das Mädchen dem heimkehrenden Sohne wieder seine früheren Kleider, damit er vor dem Vater erscheinen könnte. Aber das Mädchen selbst blieb einfroheln in einer Bauernhütte zurück, bis der Fürstensohn mit seinem Vater würde gesprochen haben.

Aber der alte Fürst war früher gestorben, als der Sohn anlangte. Des einzigen Sohnes schmerzlicher Verlust hatte seine Lebentage schnell zum Abend geführt (cello pávad öhtule minut). Noch auf seinem Sterbebette hatte er seinen Leichtsinn und Betrug bereut, daß er ein armes unschuldiges Mädchen dem „alten Jungen“ gegeben, weshalb jetzt Gott zur Strafe seinen Sohn genommen. Der gute Fürstensohn beweinete den Tod seines Vaters, und ließ ihn mit großen Ehren begraben. Danach trauerte er drei Tage, indem er weder Speise noch Trank zu sich nahm. Doch am vierten Morgen stellte er sich als neuer Gebieter vor, versammelte die Räthe um sich und verkündete ihnen seine wunderbaren Begegnisse in der Behausung des „alten Jungen“, indem er zugleich hervorhob, wie die kluge Jungfrau seine Lebensretterin geworden.

Da riefen die Räthe wie aus einem Munde: „Sie soll Eure Gemahlin und unsere Gebieterin werden!“

Als darauf der junge Fürst seine Braut heimsuchten ging, war er nicht wenig erstaunt, als dieselbe mit fürstlicher Pracht ihm unterwegs begegnete. Mit Hilfe des Zauberknäulchens hatte sie sich alles Nötige zu schaffen gewußt, daher glaubte das ganze Land: sie sei die Tochter eines unermesslich (márató) reichen Fürsten aus einem fernen Lande. Hierauf wurde die Hochzeit gefeiert, die vier Wochen dauerte, und sie lebten darauf glücklich und zufrieden noch manches lange Jahr.

### B e r i c h t i g u n g e n :

Seite 4 Zeile 4 v. u. lies von statt von:

- 6 — 19 v. o. L „thelt wird; Gobald xx.“ st. thelt wird; Gobald xx.
- 30 — 15 v. o. L Rotmar st. Rotmar.
- 41 — 9 v. o. L Aphrobite st. Aphrobito.
- 45 — 20 v. o. L Göul=Geier st. Göuls Geuer.
- 49 — t (Überschrift) lies „Kreuzgobald. Ueber den Charakter der  
Esn. Mythologie“ statt „Dansen. Bischof Alpert und  
sein Leben.“

## Z u h a l t.

	Seite
I. Bischof Albert und sein Orden. Vom weiland Collegien- ratz Dr. Hansen	1
II. Ueber den Charakter der Estnischen Mythologie. Eine Skizze vom Dr. Fr. Kreuzwald	36
III. Volksagen und Traditionen aus dem eigentlichen Ostlande, besonders aus Harrien und der Wied. Nach den Mittheilungen eines estnischen Altrates. Mit einer Einleitung, die estnischen Volksagen betreffend. Vom Pastor J. Boubrig	50
IV. Der dankbare Fürstensohn. Estnisches Volksmärchen. Vom Dr. Fr. Kreuzwald	74

Verhandlungen  
der gelehrten  
Ehstnischen Gesellschaft  
zu Dorpat.

S zweiter Band.  
Vierteß Heft.

---

Mit einer lithographirten Tafel.

---

Dorpat,  
in Kommission bei G. J. Karow,  
Universitätsdruckerei.

Gebruck bei Schünemann's Mitten u. C. Wietzen.

Der Druck wird unter der Bedingung gestattet, daß nach Beendigung  
dieselben der Abgetheilten Census in Dorpat die vorstehimäßige Anzahl von  
Exemplaren vorge stellt werde.

Dorpat, den 28. November 1852.

Abgetheilter Census Hofkath. de la Gouv.

## Vorwort.

Den Zweck unserer Gesellschaft streng vor Augen behaltend, haben wir bisher es uns zum Geiz gemacht, nur wissenschaftliche Mittheilungen, welche jenem Zwecke entsprechen, in die Hefte unserer Verhandlungen aufzunehmen und haben es sorgsam vermieden, von Personalien mehr zu geben, als etwa zur Geschichte der Gesellschaft unerlässlich gehörte. — Als und aber der sicher heranschleichende Tod am 10. April 1850, unsern unvergeßlichen Fählmann entrissen hatte, beschloß die Gesellschaft in ihren Monats-Versammlungen vom 12. April und 10. Mai 1850, dem Manne, der mit dem sel. Professor Hück der eigentliche Stifter und Begründer derselben gewesen war, in diesen Blättern ihre dankbare Achtung dadurch zu erweisen, daß sie eine ausführlichere Biographie desselben hier niederlege. — Fählmann hat sich so bedeutende Verdienste im Gebiete der Estnischen Literatur erworben, daß sein Name weit über die Gränzen hinaus rühmlichst bekannt geworden ist, innerhalb deren man die Rauten der Sprache erflingen hört, welche ihm so thener und lieb war. Seine Versuche für die Estnische Grammatik die Gesetze festzustellen, nach denen die Sprache sich in ihrer Formenbildung bewegt, haben allerdings auch Gegner gefunden, welche jene Gesetze in anderer Weise meinten aufzufassen zu müssen. Indessen werden auch diese Gegner, wenigstens die leidenschaftlosen und gerechten unter ihnen, seinem verewigten Fählmann das Verdienst nicht absprechen, daß er mit einer seltenen und sehr ausgebreiteten Kenntniß

der genuinen Estnischen Volksprache, und dabei mit unermüdetem Fleische und Eifer, sowie mit Scharfsinn und Besonnenheit an die Erforschung der Sprach-Gesetze gegangen ist, und daß er dadurch vielfach anregend eingewirkt hat. — Ein weit größeres Verdienst und einen viel weiter reichenden Ruhm erwarb sich unser Fählmann durch die Sorgfalt, mit welcher er den allmählig verschwindenden Uebertreissen der Estnischen Volkspoesie nachspürte, wie Dieselbe im Volksliede und in der Volksage hervortritt, durch die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er, gerade dazu besonders begabt, das nicht Volksbürtliche richtig erkannte und von dem eingedrungenen Fremden genau zu unterscheiden sich bemüht, und durch die zarte und gewandte Uebertragung solcher Estnischen Poesien in die Deutsche Sprache. Durch ihn zuerst ist die schöne Volksage von Koit und Nemmarit auch in ganz Deutschland bekannt geworden und Fählmann hatte mit seinen Arbeiten also sowohl dem allgemeinen ästhetischen Interesse durch Darbietung sinniger Gaben einen nicht unerheblichen Dienst geleistet, als auch dem Volle, dem er selbst entsprossen zu sein sich freute, eine Stelle unter den Völkern von natürlich diesem und zartem Sinne für poetische Auffassung der äußerlichen Erscheinungen errungen und gesichert, indem er für die lange unbeachtet gelassenen Blüthen Estnischer Volksdichtung durch seine glücklichen Übersetzungen eine allgemeinere Aufmerksamkeit zu erweden verstand. — So ist Fählmann zu einer selbst das lebhafteste wissenschaftliche Interesse erregenden Erscheinung auf dem Gebiete der Estnischen Literatur geworden und darum erachteten wir seine Biographie für etwas mehr, als für eine bloße Personalie. — Nebstdem gewährt auch der ganze Entwicklungsgang dieses kräftigen Geistes und Charakters gewiß jedem, der denselben beobachtend folgt, ein lebhaftes psychologisches Interesse, und es wurden demnach die zwei vertrautesten Freunde des Verstorbenen von der Gesellschaft dringend ersucht, sich zur Auffassung einer Biographie Fählmann's zu veräußigen, die wir nun hier, sowie sie mit Benutzung der von Hrn.

Röll.-Professor Necks mitgetheilten Jugendgeschichte von Hrn. Dr. Kreuzwald zu Werro zusammengestellt worden ist, den Lesern unserer Verhandlungen vorlegen, damit der Mann, dessen Name ihnen nicht fremd geblieben, nun im belebtenilde vor sie hinstrete und die Wichtung ihres Herzen gewinne, wie er die Liebe Deter gewann und festhielt, die ihn persönlich saanten. — Und alle Diese werden bezeugen, daß in nachfolgender Lebensskizze zwar eine warme Freundschaftshand gezeichnet und als Solche manche Details sorgfältiger ausgemalt hat, die dem Fremden und Fernstehenden vielleicht zu unbedeutend erscheinen könnten, daß aber kein Zweck, um wenigstens irgend ein schmeichelnder Zug zu Fahlmann's Ilde hinzugefügt ist. — So wie er hier erscheint, so war, so lebte, so litt und wirkte unser biederer Fahlmann, und sein Andenken bleibt unter uns im Eegen! —

### Die Reaktion.

---

# Dr. Friedrich Robert Föhlmann's Leben

von dem Herrn Dr. Kreuzwald.

„Nicht ungenannt sollst Du von ihnen scheiden,  
Dein Staub soll nicht im Strom der Zeit verloren!“  
Ernst Schulze.

---

Nachstehende Lebensuntersisse eines Mannes, der in mancher Begleitung aus dem Kreise des Gewöhnlichen trat und nicht ohne phosphorescirendes Leuchten in des zur Ewigkeit rollenden Stromes Wellen versank, verdienten in der That von einer geübteren Hand gezeichnet zu werden, als von der eines Biographen, den — in Ermangelung besserer Kräfte — nur die gebietende Freimüdigkeit hervortrieß und der außer redlichem Willen keine Gaben besaß, um dem Verstorbenen ein feiner würdiges Denkmal zu setzen. Es ist nicht des Stoffes Utzsch, sondern dessen überschwängliche Hülle, welche die Lösung der Aufgabe erschwert. Ein geistiger Schattentanz läßt sich nicht dem körperlichen gleich mit Hilfe des Storchschnabels getan verkleinern, so wie die vom Porträtmaler die Ausföhrung erleichternden scharf markirten Züge dem Charakterzeichner die Sache erschweren. Wer dem Vollendeten im Leben näher gestanden, verkennt gewiß nicht die Schwierigkeiten, die bei der Schilderung eines solchen Charakters, wie der seinige war, hemmend entgegentreten müssen. Ans diesem Grunde dürfen wir bei dem billigdenkenden Leser auf Nachsicht rechnen, während durch die verspätete Erscheinung dieser Blätter, wo Föhlmann's Abdenken bei der die Tageslöwenjagd ausübenden großen Menge bereits vergessen ist, und der Vortheil erwächst, daß bei dem kleinen Leserkreis des Gegenstandes Interesse für die Mängel der Ausstattung hinreichende Entschuldigung gewährt wird.

Friedrich Robert Gähmann wurde am 21. December 1799<sup>1)</sup> zu Hagerweid, einem Landgute im St. Marien-Magdalenschen Kirchspiele und Werwischen Kreise in Fülland geboren. Sein Vater, ein libertus des Kammerherren von Berg, stand damals als Gutsverwalter im Dienste des Landgerichts-Akkessors von Paßfull. Friedrich brachte im elterlichen Hause zu Hagerweid seine ersten Lebensjahre zu und hatte noch nicht das siebente erreicht, als ihm der Tod seine treue Mutter entzog, die an der Schwinducht starb. Von seinen beiden Brüdern war der ältere bereits in eine Schule abgegeben, während der andere, jünger und hilfsbedürftiger als er, sein Schützling und Spielgenosse wurde. Da der Vater durch seinen Beruf den größten Theil des Tages außerhalb des Hauses beschäftigt war, wäthen die beiden Knaben sich selbst und einer Magd überlassen gewesen, wenn nicht die Familie Paßfull fremdländisch und liebvoll sich ihrer angenommen und für ihr geistiges und leibliches Wohl gesorgt hätte. Die mutterlosen Kleinen verbrachten ihre Tage in Gesellschaft von Gräulein Caroline, der einzigen Tochter des Hrn. von Paßfull, die nicht viel älter als Friedrich unter Aufsicht von Tanten und Cousinen im Hause erzogen wurde.

Auch Friedrich begann um diese Zeit seine ersten Studien im Lesen und in der Deutschen Sprache bei Hrn. von Paßfull, dem das Unterrichten des ausgewesenen Knaben Vergnügen gewährte. Unter seinen Altersgenossen machte Dieser sich frühzeitig durch sein energisches Auftreten bemerkbar, zeigte einen festen Willen und wird seine Rivalen mit einem lalonischen: „Herrn, fern, sie erreicht mich nicht!“ von sich zurück. Gräulein Helene von Paßfull, eine Nichte des Akkessors, der wie obige Wirthsleungen verbannt, führte manche erigirelle Züge aus seinem frühesten Leben an, die — wenn auch nicht von unserer Bedeutung — uns wegen ihres Zusammentreffens mit seinen späteren Schwächen interessiren. Einst saß Gräulein Helene auf der Treppe vor dem Hause und

<sup>1)</sup> Gähmann's früherer Jugendfreund, Hr. Schulinspektor Kollegien-Akkessor Rock zu Wesenberg, bem. wie die Angaben über F.'s Jugend verbauen, giebt 1798, als Geburtsjahr an, aber in einer Notiz von dem Verstorbeneen eigenen Hant geschrieben heißt es: „Bin geboren den 21. Decbr. 1799. gestorben den 1. Januar 1800. neuen Stiles“ — daher wie dieser Angabe gefolgt habt.

der Knabe spielte auf der untersten Stufe, indem er Sand und Pfeile einig in Papierkapseln fasste. Auf die Frage: Was macht du da? erwiderte er: „Ich bereite Arzneien, denn aus mir wird ein Arzt werden.“ Sein in diesem Augenblick zufällig vorübergehender Vater gab durch eine kleine Zurechtweisung dieser kindischen Neuerung eine andere Richtung: „Was?“ rief er aus — „Arzt? — Aus dir soll ein Grobschmied werden.“ Der Knabe nahm diese Worte für Ernst und sprach seitdem, er werde ein Grobschmied werden, weshalb er lange Zeit nachher im Scherz bei Groß und Klein gewöhnlich unser Schmied hieß. Ja selbst auf der Universität nannten ihn seine vertrauteren Freunde mit Beziehung auf diesen Vorfall den Meister in alterlet Erz.

Die medicinische Richtung in der Phantasie des Knaben möchte zunächst durch die Hausapotheke in Hagerweid angezeigt worden sein. Das Mediciniren war bei dieser Familie, wie's zu jener Zeit auch in manchen andern adelichen Häusern Ostlands Sitte war, bei Gesunden und Kranken an der Tagesordnung, und durften Tropfengläschen und Pulverschachteln fast nie auf der Toilette fehlen. In Hagerweid war des menschenfreundlichen Guisherrn Sinn darauf bedacht, nicht nur in seinem Gebiete, sondern auch in der ganzen Nachbarschaft den Bauern in ihren leiblichen Nöthen mit Rath und That beizustehen; daher sein Au-dienzen bis auf den heutigen Tag beim Volke in dankbarer Erinnerung sich erhalten hat. Die guädigen Fräulein spielten die Rolle von Discipel und Provisor nicht bloß bei der Arzneizubereitung, sondern Fräulein Helene begab sich häufig in's Dorf, um die Leute zu belehren, wie sie die Arznei gebrauchen sollen. Wenn sie an schönen Frühlings- und Sommertagen mit den Verordnungen des Hausarztes und sonstigen Erforschungen für die Kranken in's Dorf wanderte, war Friedrich mit Gläsern und Löffeln beladen gewöhnlich an ihrer Seite. Glücklich in seiner Weise haschte er nach Käfern und Schmetterlingen oder pflückte die Blumen am Wege und sah durch seine kurzen scharfsinnigen Bemerkungen die Begleiterin nicht selten in Erstaunen. Von Zeit zu Zeit erschien der Hausarzt, Dr. Heimberger, in Person und ergötzte unsern Knaben durch schlechte Aussprache des Estnischen. Glücklich mit Gedächtniß und Beobachtungsfähigkeit ausgestattet, entging ihm fast nichts von Dem, was die Leute thaten und wie sie sich benahmen; er hörte die Klagen der Kranken

und sah wie man zu helfen suchte; da war es kein Wunder, wenn er die Weise des Doktors kopierend anfangt den Blätter zu spielen. Ein anderer ihn von den übrigen Kindern im Hause unterscheidender Zug war, daß er kleine todie Thiere, wie Maulwürfe, Mäuse u. dgl. gegen vergliederte, um — wie er sagte — zu sehen, wie sie innerlich beschaffen wären. Mit dieser vielen Kindern gemeinschaftlichen Neugierde verband er eine große Vorliebe für die Natur.

Das hübsche an einem stattlichen Bach gelegene Hagerweid, dem der Wechsel von Fluß, Wiese und Gehölz seine eigenen Reize verlieh, blieb dem Betwiegten sein Leben lang ein theurer unvergesslicher Ort; denn die dem jungen Herzen eingeprägten Eindrücke erhielten sich stets frisch und ersteuteten ihm jedesmal von Neuem, so oft er sich in seine Kindheitsträume zurückversetzte\*). Die näheren Umgebungen wurden geographisch und naturhistorisch gründlich durchforscht. Die täglichen Sommer-Erforschungen führten zum Flusse, zur Mühle oder in eines der nahen Wälzchen, die aus mächtigen Föhren (hier Tannen genannt) bestanden, und wohin die Heidelbeere einlud. Auf der Brücke wurde dem Treiben der Börse und Bleier zugeschaut oder geangelt, bei der Mühle der Schmetterling und die Duappe mit der Gabel gestochen und die Maletmuschel gefischt, oder von den Wellen glattgetriebene kleine Steine gesammelt.

Andere Kurzweil gab es wieder am Hause. Hier herrschte eine wahre Phäaken-Wirthschaft, so daß die Kinder von der Herrschaft bis zum letzten Dienner herab nur gemüthliche und gutmütige Menschen sahen. Mitten auf dem von Gebäuden umschlossenen Hofe wurde im Sommer von der muntern Jugend „das Rad geschlagen“ oder „Kurni“\*\*) geworfen. Der alte Herr sah mit seiner Familie gewöhnlich von der weitausgebauten Treppe

\*) Am 22. Dechr. 1819, als er einzigen Freunden die Geschichte eines berühmten Bauwerks aus Hagerweid zum Besten gab, erwachten die Erinnerungen mit solcher Lebhaftigkeit, daß der funfzigjährige Mann, seinen lieben Körper vergessend, im Junglingsfeuer von Plan entwach, im nächsten Sommer auf einer Rastreise Liv- und Öland zu durchziehen, um alle mit der Rasewitz-Sage im Zusammenhange stehenden Vortheile zu besichtigen und bei dieser Gelegenheit auch sein liebes Hagerweid zu besuchen.

\*\* ) Kurni heißt ein in Livland sehr beliebtes, eigentlich Russisches Spiel, bei welchem 5 bis 7 kleine, in bestimmter Weise aufgestellte Holzklindern mit

wie von einem Belvedere zu, und es ereignete sich nicht selten, daß er sich herabließ, selbst einen Meisterwurf zu versuchen.

Sonntagabends war des benachbarten Dorfs, erwachsene Jugend vor der Treppe des Herrenhauses versammelt und fühlte nach des alten Thomas Sachse eine einen Tanz aus oder erfreute sich am Gesange. — Solche und ähnliche Scenerien gab es an Winterabenden in den Gestudestuben der Herberge. Hier war es, wo in düstern, spärlich erleuchteten Räumen die schauerliche, wundervolle Märchen- und Sagenwelt dem stillauschenden Knaben zum erstenmal sich erschloß. Ihrer tieferen Bedeutung unbewußt hatte er die empfangenen Eindrücke lebendig bewahrt, welche ihm später nach seinem eigenen Ausdruck zum „Ariadnens Hafen“ wurden, vermittelst Deßen er verborgene Schätze aus dem inneren Vollsleben an den Tag brachte, die man bis dahin nicht gesannt hatte. Vermöge seines trefflichen Gedächtnisses behielt er neben dem Inhalte die eigentliche Färbung des Erzählungstons, wodurch er das Gehörte oft wortgetreu wiedergeben konnte, Manches nochmals sehr gelungen im Deutschen nachbildete und dadurch die Ausmerksamkeit des Auslandes auf Deutsche Sagen hindeutete.

In des Vaters Wohnung erblickte er stets das freundliche Gesicht desselben, der fast nie anders als lächelnd mit seinen Kindern sprach und die Vilde und Freundlichkeit selbst war. Als nahezu Sechziger, aber noch sehr tüchtig, hatte er zum zweitenmal geheirathet, wodurch Friedrich eine gute Stiefschwester und in der Folge mehrere Geschwister bekam. Der Alte war bei seinem heiteren Temperamente ein harmloser Humorist und hechelte die Schwächen der Umgebung in und außerhalb des Hauses auf die gutmütigste Weise. Zu seinen Liebhabereien gehörten ein paar stäuliche Pferde im Stall, ein guter Krug Bier und wenn es sein konnte eine Kartens-Partie; doch keine von diesen Vergnügungen erreichte die Grenze der Leidenschaft. Auch von seinen in jüngern Jahren im Auftrage des Kammerherren von Betz nach Pommern und Schonen übernommenen Geschäftsgreisen mußte er

kurzen Knütteln, die aus einer Entfernung von etwa 10 Schritt nach denselben geworfen werden, aus einem durch Linien eingegrenzten Viereck hinausgeschleudert werden müssen. Dieses Spiel gibt Augenmaß und Kraft des Armes in gleicher Weise.

manches Anziehende zu erzählen, und objwar er Blätter von Hörmann und Güssfeldt niemals zu Rathe gezogen, war ihm die Reise zur vollen Zustidenheit seines Vergeßten gelungen. —

Aus dem Vaterhause scheidend trat Friedrich schon in seinem neunten Jahre die Wanderschaft in die Fremde an, indem er nach Löwolbe zu „Onkel“ Wenzel in die Schule geschickt wurde, die ihn zu den Propheten göttlicher und menschlicher Weisheit leiten und mit Hilfe von Hübner's biblischen Historien und Rass's Naturgeschichte über das fertige Lesen hinaus noch mit Allerlei für das Leben aufrüsten sollte. „Nun begann — erzählt Hr. Nock — im Hause meinet Eltern die Zucht- oder Eigenschule, wo wir kleinen Kerle von aller Welt geschieden, in ein enges Zimmer eingepferpt, sechs — sechs lange Stunden täglich üben lernen sollten. Der „Onkel“, so mußten wir Kinder ihn Respekt halber nennen, war beim ersten Aufblick ein kleiner Caliban aus Shakespeares Sommernachtstraum, von abschreckender Gestalt und doch voll magischer Anziehungs Kraft, daß er uns Kinder freiwillig in seinen Umriss bannte, wie der Centralkörper die Planeten. — Ich muß etwas bei seiner Person verweilen, damit seine Schule ihre Einführung finde, und bei seiner Schule, damit ihre Wirkungen, die in weite Ferne trugen, sich erkennen lassen. Der „Onkel“ war nicht viel über drei Fuß hoch, weil seine Beine seit seiner Jugend verkrüppelt waren. Sie trugen ihn daher kaum, und ein Gang durchs Zimmer war für ihn mit großer Anstrengung verbunden. Fast sein ganzes Leben hat er wie ein Säulenheiliger auf seinem Sitz zugebracht. Hier nahm er sich ganz stattlich aus, da Kepf und Knorpf einem vollen Manne gehörten, dabei Geberde und Haltung uns kleinen die schuldige Ehrfurcht einflößten. Mit einer Glassfabrikanten-Familie, der er angehörte und die aus dem Braunschweigischen verschrieben worden, war er noch sehr jung nach Ostland gekommen und, als seine Brüder thre Stellung ausgegeben, ein Lehrer und Schreiber bei Gutsvorwaltern geworden, was er auch bis an sein liebes Ende blieb. Iwar halte er selbst nicht viel gelernt, jedoch schrieb er eine gute Hand, und vielleicht hat Hählmann seinen kräftigen Duktus von ihm geerbt. Abgesehen davon, daß er in der Orthographie nicht viel weiter war als jener Oberpahlensche Schulmeister, der große Buchstaben nach der Regel zu schreiben pflegte: „weil ab und zu ein großer Buchstabe die Schrift stiere,“ so besah er doch

Eigenschaften, um welche ihn viele Pädagogen hätten beneiden können. Durch sein Unglück hatte er früh Geduld und Ergebung sich erworben, und da er die meiste Zeit mit Kindern verlebte, verstand er ganz vorzüglich mit ihnen umzugehen und einen wohlthätigen Einfluss auf sie zu gewinnen. Er erzählte gern und wurde um Geschichten gequält. Da hörten wir Manches aus der Deutschen Volksage vom Drachen und Lindwurm, vom tapfern Holzenz, Kaiser Ottavian, der schönen Magellone u. s. w., oder auch von historischen Personen, wie vom großen Macdonier, dem zwölften Karl, dem alten Fritz und Suvorow, von Hus und Enther, oft freilich das wunderlichste Zeug, doch um so besser, häufig auf gelegenliche Veranlassung, wie am Martinstage oder am langen Winterabende. Wenn der „Onkel“ Glasperlen fabrizirte, erzählte er Manches von der Glashütte, vom Harz und Deutschen Erfindungen. Im Herbst wurden Dohnen, im Winter Leimkuchen ausgestellt, dabei Naturgeschichte getrieben und im Raff fleißig nachgelesen.

Außer Wenzel's Erfahrungsschatz waren Ort und Zeit geeignet, Mancherlei zu sehen und zu hören. Häufig waren Handwerker in Löwolde beschäftigt und wir mußten sehen, was sie machten. Das Gut gehörte damals zu den hübschesten im Lande. Da gab es große Gartenauslagen, einen Park mit viel Wasser, Treibereien und Blumenläden, stattliche Gebäude mit Ornamenten, Bildsäulen. Aus dem mitten auf dem Hofe stehenden Hercules machten wir einen Simson. Vor Adam und Eva im Park wurde gebadet. Gelegentlich schlüpfte man in eine Bildersammlung und sah Cook's Tod, eine Türkische Ambassade oder Französische Revolutions-Szenen in Englischen Kupferstichen. Zu die Zeit fielen gerade die Napoleonischen Feldzüge und es gab mal seinen Winde in Europa, wohin nicht die Stunde von den vollbrachten Thaten gedrungen wäre. Wir hörten von Austerlitz und Eylau, von Franzosen und Engländern und von der Tapferkeit der Russen reden und erblickten in eifriger die Helden des Tages. Unsere Volksschule setzte uns in den Stand, später in der Schule uns leicht zu orientieren, da wir ein Interesse für die Sache hatten, wo solches häufig den Mitschülern aus Unbekanntheit mit den Gegenständen fehlte. Wir hatten einen Kursus der Anschauung durchgemacht ohne Plan des Lehrers, der wol Nichts von Rousseau und Pestalozzi wußte. — Ernstlich durferte er sich

über Freigeisterei, die damals selbst in den unteren Schichten der Gesellschaft grassierte. Wenzel hielt fest am Dogma; ohne selbst in der Schilder sehr bewandert zu sein, half er mit der Weisheit auf Gassen nach, wo es bei uns fehlte, und die Mutter des Hauses leistete ihm darin treulich Beistand. Friedrich's älterer Bruder Karl, der in den Ferien aus der Stadt auf's Land kam, mitsel dem Alten und wie nunstens die scharfe Kritik mit anhöten, wie die jungen Leute nicht sein sollten. Das „sein, fern“ wurde gebäumt.

„Die beschränkten Verhältnisse im Hause wirkten dadurch wohlthätig, daß sie uns vor Flattern bewahrt. Auf Pietät wurde freude geschenkt, und der „Dufel“ verlor seinen Nimbus nicht, wenn er manchmal zum Beschützer der Einsamkeit seines Daseins eine Diversion suchte. Zuweilen versuchte sich „Dufel“ Wenzel auch auf der Geige, wir hörten Phantasien und den Deßfauer. Im Uebrigen suchte man uns möglichst vor schädlichen Einflüssen zu bewahren; dagegen hatten wir Gelegenheit zu sehen, wie manches Gute geübt wurde, als Wohlthätigkeit gegen die Armen. Es herrschten damals schwere Hungerjahre, besonders im Döpitschen Kreise; ganze Scharen von bettelnden Kindern durchzogen das Land. In Hagedeit wurden durch den Wohlthätigkeitszün der Familie von Bayfull Dutzende dieser Unglüdlichen verwiegelt.

„Neben dem idyllischen Hagedeit betrieben die Zustände Löwolde's, wo es einen ausgedehnten Hofstaat, größere Mannigfaltigkeit der Bewohner, vornehmere Lente und Euren gab, Kontraste dar zu der Welt, welche an den Ernst des Lebens erinnerte.

„Aus diesem erweiterten Lebenskreise trat Friedrich 1809. in das städtische Leben, als er in die Wesenbergische Elementarschule kam. In kurzer Zeit reiste er hier durch die praktisch-mechanistische Dresur für die Kreisschule heran. Der Elementarlehrer Schmidt, der seine Jugend im Komitor eines Rigaschen Handlungshauses verlebt hatte, war auf mancherlei Umwegen durch das Schicksal endlich nach Wesenberg verschlagen und Lehrer geworden. Er hatte vom Wesen „Dufel“ Wenzel's nichts an sich. Civilisirter als Zener, auch wenn es sein konnte, ein Stein wenig Lebemann, ersfüllte er pünktlich wie der Kaufmann sein Geschäft, übte als Flor's Schüler strenge Zucht an den wilden Buben

und betrachtete es als seine Lebensaufgabe, seine Schüler dahin zu bringen, daß sie fließend lesen, bei Komma und Punkt gehörig einhalten und dabei genügend orthographisch schreiben und zum Abiturienten-Cramen ein ebenlanges Divisions-Crempe in kürzester Zeit richtig lösen lernten. Publikum und Vorgesetzte waren mit seinen Leistungen zufrieden; denn ohne viele Umwege hat er Manchen für das Leben zugestutzt.

Bähmann wurde noch in demselben Jahre in die Kreisschule ausgenommen. Von Anfang an zeichnete er sich hier durch Selbstständigkeit und großen Fleiß aus, wie noch jetzt aus den in den Centur-Büchern über ihn gesellten Urtheilen ersichtlich. Nach dem Gesagten ist es vielleicht erklärlich, warum bei seinen guten Anlagen die Fortschritte so bedeutend waren. Auch der damalige Lehrplan mochte die freie Entwicklung begünstigen. Es gab nicht viel auswendig zu lernen, allenfalls Einiges in den Sprachen. Friedrich erfasste alle Lehrgegenstände, abgleich zum Theil ganz neu für ihn, mit Energie und gutem Erfolge. Nach den Vorträgen aus der Geschichte arbeitete er zu Hause aus eigenem Antriebe diese, soubert geschriebene Hefte aus, einen Leitfaden sah man damals höchst selten in den Händen der Schüler. In der Geometrie wurde er mit so glücklichem Erfolge mein Lehrer, daß ich in Kürzem im Stande war, die schriftlich verlangten Beweise selbst zu finden. Schon damals liebte er Natur und vertiefte sich gern in monche Schriften. Ein uraltes gerseytes Kräuterbuch, das ich in Wessenberg oft in feinen Händen sah, erblickte ich nach vielen Jahren unter seinem Nachlaß. Auf der Wessenbergischen Schule hatte es den Anschein, als wolle er ein Liebhaber der Botanik werden; aber zur speciellen Kenntniß der wildwachsenden Pflanzen bot der Unterricht keine Anleitung. Um seinem Ferntriebe zu genügen, saß er Abends spät auf, was seinem verheitigen Nährvater, dem Gerbermeister Rohleder, in dessen Hause er wohnte, Besorgnisse für des Knaben körperliche Gesundheit einflößte, die der ehrliche Meister zu überwachen für Pflicht hielt und ihn nicht selten zu Bettentreiben mußte. Zu diesem Hause lernte Friedrich wieder neue Beziehungen, besonders das Järfreien kennen. Er hörte den Gesellengruß und lebte umgeben von den Traditionen des Handwerkers. Der wandtende Geselle, der ein Stück hinein in's Dänische gemacht hatte, wußte auch von Wiener Würsteln und Ungarwein zu erzählen; aber nicht bloß so gewann er Menschenkenntniß, die Ha-

mitgliedern des Hauses erweiterten sie auf ihre Art. Außer der Behäbigkeit eines Deutschen Bürgers und Meisters in einer kleinen Stadt sah er ehrenwerthe Seiten, aber auch manche schwache, wie sie in seiner Umgebung nicht ausbleiben konnten, ohne daß sie auf seine Moralität irgend einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt. Viel Vergnügen gewährte ihm der Garten, wo vorzeltliche Uepfel wuchsen und wo er Obst-Kultur, namentlich die praktischen Handgriffe des Pfropfens, Knospliren u. s. w. sich aneignete. Ihm interessirte Alles, was er sah, und er erwarb sich manche technische Kenntnisse, die die Werkstätten der Handwerker bieten.

„Obgleich er seine Zeit fleißig anwandte, behielt er doch so viel Erholungsmöse übrig, daß er höchstens an den Vergnügen den muntern Mitschüler teilnehmen konnte, die je nach der Jahreszeit verschieden waren. Im Winter lud der steile an die Stadtgärten gränzende Wallberg zu excellenten Russchpartieen und zum Schneeballwerfen ein. Die Schule machte mäßige Anforderungen an den Fleiß des Schülers: die Jugend sollte nicht verkrümeln; die Lehrer huldigten den Marionen des weiland berühmten Gräte in Frankfurt a. M. — An Sonnabenden ging es zum „Nenen-Ververb“, wo die Allen sich am Kegelspiel vergnügten und die Jugend im Wolde umherstreifte, wenn nicht Ivan Petrowitsch Sommer, Lehre der Russischen Sprache und großer Jugendfreund, Spiele arrangierte. Derselbe gab sich viel mit der Jugend ab und ersann gar Vielerlei zu ihrer Ergötzung. Hauptsoche dabei blieb die Russische Sprache, die ex. usw., selbst beim Spiel erlernt werden sollte. Einige kleine Dramen wurden damals auf seine Veranstaaltung von den Kreisschülern in Russischer Sprache aufgeführt. Wenn Fählmora sich auch weniger dabei betheiligte, blieb er doch nicht ganz ex. usw. Hatte er später, wie auf einer Ferienreise nach Reval oder bei zufälliger Anwesenheit einer wandernden Schauspielertruppe, Gelegenheit das Theater zu besuchen, so zeigte er wie alle junge Leute eine besondere Liebhaberei für dieses Vergnügen. Was Wessenberg Vorzügliches darbietet, ist der vorhin genannte Wallberg mit der hübschen Schlossruine und einem vor denselben liegenden Eichenwäldchen, „Lamwilt“ genannt. Zu allen Zeiten haben diese Orte die liebe Jugend angezogen; auch Fählmora sah gern in Gesellschaft der Dohlen in dem alten Gemäuer und sahn vielleicht hier schon über die Vorzeit nach, ohne viel Ausschluß zu finden. Der Ursprung

der Dänenherrschaft, die düstigen Tage über des Schlosses Schicksal reizten wenigstens zu allerlei phantastischen Vorstellungen. Auch an ritterlichen Kämpfen fehlte es nicht, um sich ganz in die alten Zeiten zu versetzen. An Feiertagen wurden hinter den Wallberge zwischen den Kreis- und Elementarschülern (die fast überall eine feindselige Stellung gegen einander behaupten) gemeinschaftliche Kraftübungen angestellt, wobei die glücklichen Sieger — unbekümmert um einige blaue Flecke — jubelnd nach Hause zogen\*). Von allen Unnehmlichkeiten, die der Okt darbot, benützte er nur so viel, als ihm die strenge Pflichterfüllung erlaubte; denn zu jeder Zeit berücksichtigte er das Die eur hic. Seine Heste mussten möglichst gut geführt, seine Übersehungen, Aufsätze korrekt, sein, einen Fehler ließ er ungern auf sich sitzen. Als ihm einst bei der Korrektur einer Grammätschen Uebersetzung ein Fehler angestrichen worden war, den er nicht anerkennen wollte, weil ihm der Grund nicht einleuchtete, erlaubte er sich Einwendungen zu machen, veranlaßte aber dadurch, daß der Lehrer in Eifer getrieb und sich auf keine Erklärung weiter einließ. Nur dieses einzige Mal zog er sich ein Missfallen zu; aber der gute Erb e gebrauchte trotz Dem seine beliebte Eingangsformel „mit Vergnügen“ bei dem Entlassungszeugnisse, welches Fählmann beim Abgänge von der Wesenbergsthen Kreisschule erhielt. Auf der andern Seite muß ich von Diesem benitzen, daß er nie Nachtheiliges von seinen Lehrern sprach, weder auf der Schule noch später, wenn er gelegentlich seiner Schulzeit gedachte, obgleich er verschlissene Methoden sonst wohl zu würdigen verstand. In kleinen Schulen möchte sich diese Pietät selten finden; aber nicht selten ist die Erscheinung, daß Leute ihre eigenen Schulünden später mit denen ihrer Lehrer zu verbüßen suchen.

„Im Jahre 1814. bezog Fählmann das Dörptische Gymnasium, in welches er in Folge des Entlassungszeugnisses der Reise von der Kreisschule in die unterste Klasse, damals die Tertia, aufgenommen wurde. Durch seine Tüchtigkeit wie durch seinen Verdienst nahm er hier gar bald eine achtunggebietende Stellung unter seinen Mitschülern ein und erward sich zugleich die Anerkennung und das Wohlwollen seiner Lehrer, denen des Jünglings

\*). Dieser glückliche Kinderspielstag hatte für E. einen solchen Wert, daß er ihn später in einem hübschen Gemälde stets in seinem Zimmer hängen hatte, wo das Bild mit einem Faunus Troes! den vertrauten Freunden vorgezeigt wurde.

Fleiß, Fähigkeiten und Geistesgaben nicht verborgen bleiben konnten. Ich folgte ihm erst nach zwei Jahren in's Gymnasium, traf daher mit ihm nicht mehr in einer Klasse zusammen, wurde aber sein Stubengenosse und blieb es, bis er Student wurde. Wir trennten uns allerdings, verschauten jedoch fast täglich mit einander während meines Aufenthalts in Dorpat. Daß ich viel später nach Dorpat ging, war Folge von einem veränderten Lebensplan. Diese Unbeständigkeit bei dem gekaschten Einschluße fand nicht seinen Beifall. Schon als Knabe hatte er mir sein Mißfallen beigelegt, wenn ich Dies oder Das Andere werden wollte, nachdem ich irgend eine neue Hobbithaltung gelernt hatte, und für Diese ein augenblicklicher Enthusiasmus gewesen war. Ich war darin, wie in vielen andern Beziehungen, sein entgegengesetzter Pol.

Obgleich wir in der Zeit unseres Zusammenlebens oft mit großer Dürftigkeit zu kämpfen hatten, so lähmte Diese doch nicht unseren Muth, und wir waren immer guter Dinge, selbst wenn es im Winter an Feuerung gebrech und die täglichen Provisionen sehr häufig ausfielen. Solche Zeiten traten gewöhnlich in den letzten Wochen vor den Ferien ein. Das Hauptnahrungsmittel verschafften wir uns beim anwohnenden Bäcker auf Puh, den Düsselheimer versüßten wir gelegentlich mit Syrup, und stärkten uns, wiewohl nur selten, mit einem guten Hering. Wir achteten den Kauz in der Tonne noch und bedachten nicht, daß Derselbe an's Heizen nicht zu denken brauchte.

Diese frugale Lebensweise fand einen Bewunderer an einem dritten Gymnasiasten, Karl P., der sich mit uns vereintigte, ohne gerade dazu gezwungen zu sein, da seine Eltern ziemlich wohlhabend waren. Er hatte bereits Einiges verstan und hoffte vernünftiger zu werden, wenn er unsern Weg einschläge. Leider traf seine Hoffnung nicht ein; er verbrauchte an Geld und Zeit viel, ohne dadurch ein sonderliches Ziel zu erreichen, und wurde zuletzt Militär. Eine gesäßliche Klappe für ihn war zunächst der Konditor; er besorgte schlecht unsers Fähnmann's Beispiel, den ich nie in einer Restauration, am wenigstens bei einem Konditor traf, auch niemals Koschweiß lansen sah. Überhaupt verfragte er sich jedes durch Geld zu erringende Vergnügen, wenn es etwas zu sehen oder zu hören gab, weil er jeden Pfennig zu Rathe ziehen mußte. Bei dieser weisen Sparsamkeit eines Krauslin, die nicht Geiz war, sah man ihn nie vom Gelde ganz entblößt,

ja er konnte noch Andern aushelfen und that Dies immer mit der größten Bereitwilligkeit. Hierin, wie in vielem Andern, zeigte er in den Jahren des jugendlichen Reichtums sehr viel Festigkeit und Rechtschaffenheit und einen tiefen stolzen Ernst. Einst fand er bei einem Schulfreunde Bücher, die aus einer verwüsteten Bibliothek stammten, und ruhte nicht eher, als bis Diese wieder dahin geschickt wurden, wohin sie gehörten"). Als sein ökonomischer Leuchter aus Pappe einst Feuer fachte und ein aus der Bibliothek des Gymnasiums geliehener Theil des rasenden Roland dabei stark beschädigt wurde, ersehnte er nicht nur das Buch, sondern bestrafte sich selbst zugleich damit, daß er seitdem nie wieder ein Buch aus dieser Bibliothek sich ausbat."

Wir haben uns nicht für besugt gehalten von obiger Schildernug des vorhergenannten achtungswertthen Jugendfreundes etwa abzusetzen, der einen großen Theil des so interessant Erzählten selbst miterlebte. Die Freunde des Vollendetem werden gewiß Hrn. Rock's für das Mitgetheilte Dank wissen.

Sein länges abendliches Aufsingen und Lesen im Bettel geöhnte Bähmann sich nicht ab, wiewohl er sonst Alles durch seine eiserne Willenskraft durchzuführen im Stande war. So soll er damals, wie Hr. Pastor Hellmann erzählt, stark gestimmt haben, welches Gedrechen er in der Sekunda des Gymnasiums durch seinen entschiedenen Willen so weit bewältigte, daß er 14 Tage nach dem gesagten Vorjahr ein Gedicht ohne Anstoß hersagen konnte und später nie mehr stotterte.

Die Zeit war ihm kostbar, er verwandte sie redlich auf die ausgegebenen Schularbeiten. Die wenigen Freikunden benutzte er zur Lektüre oder zum Abschreiben, welches letztere als ein kleiner Gewerbs Zweig zur Verbesserung ökonomischer Umstände benutzt wurde. Wenn es thunlich war, suchte er sein spätes Aufsingen durch längeres Schlafen am Morgen auszugleichen. Von seiner Schulthätigkeit muß noch angeführt werden die seltene Pflichttreue,

") Ein anderer Mitschüler aus dem Dörptschen Gymnasium, der verewigte Quibbo von Liphart, schreite einmal über Bähmann: „Er war schon in der Schule ein so reiner und großer Mensch, daß wir ihn alle liebten, zugleich aber auch den größten Respekt vor ihm hatten. War er — wie's gerade nicht selten vorkam — in verwirrten und freitigen Fällen zu Rathe gegezen, so war sein Ausspruch entscheidend, Niemand wagte dagegen weiter Einwendungen zu machen.“

mit den er allen Anforderungen gerecht zu werden sich bemühte und selbst für solche Stunden sich stets vorbereitete, für die Andere wenig oder nichts thaten. Besonders sorgfältig waren immer seine Präparationen für die Klassiker; großen Fleiß verwandte er ferner auf seine Deutschen Ausarbeitungen, für welche er in der Regel ein lobendes Urtheil erlangte. Was ihm viel Mühe kostete, war das Auswendiglernen, weil regelmäßige Gedächtnisübungen von Jugend auf von ihm nicht betrieben worden waren; indessen besaß er ein neues Gedächtniß, welches das ehemal An geeignete für immer behielt. Stellen aus den Klassikern, besonders aus seinem Liebling Horaz, blieben ohne Zwang haften und wurden im Gespräch mit Glück und Geschick angewandt. Für die Schönheiten der alten Klassiker besaß er einen sehr empfänglichen Sinn und benutzte die Lektüre Derselben häufig zum eigenen Vergnügen.

Von Seiten der Gymnasial-Lehrer wurde sein redlicher Fleiß nicht nur gebührend anerkannt, sondern auch durch gütige Urtheile und Prämien mehrmals belohnt, bis er mit dem Zeugniß der Reife entlassen auf die Universität abging.

Als er im Jahre 1818. die Hochschule mit dem festen Vorhaben bezog, einen Schlag tüchtiger Kenntnisse von hier für's Leben mitzunehmen, ging es ihm darin besser wie vielen Andern, die vor und nach ihm auch so gedacht, aber von manchem Zugeindtreiben fortgerissen ihre töblichen Versäume bald wieder vergessen. Er begann seine Studien nach dem für Mediziner vorgeschriebenen Lehrplan und versäumte ohne die dringendste Veranlassung nie eine Lehrstunde. Was am Tage gehört werden war, mußte noch an demselben Abend repetirt werden, wobei er besonders peinlich mit dem „leidernen“ Auswendiglernen zu Werke ging und sich ärgerte, wenn die technischen Kunstausdrücke aus zwei Sprachen oder gar sprachwidrig gebildet waren. Einer seiner ersten akademischen Lehrer war der damalige Professor der Anatomie, Gichtius, für den er bald eine große Vorliebe gewann. Bählmann sah überall mehr auf den Kern, als auf die Schale, und sobald er sich von der wissenschaftlichen Tüchtigkeit seines Lehrers überzeugt hatte, waren ihm die Schwächen, welche Derselbe als Mensch an sich trug, nur Nebensache. — Durch seinen Fleiß hatte sich Bählmann bald bemerkbar gemacht, und als er bei verschiedenen Gelegenheiten mit großer Vorliebe anatomische

- Präparate anfertigte, wurde er der Lieblingsschüler von Göring.

Wiewohl Fählmann mit entschiedener Neigung die Hochwissenschaft ergriffen und nach dem üblichen Ausdruck mit Leib und Seele Mediciner war, konnte er vermöge seiner Natur in dieser einseitigen Richtung nicht volle Befriedigung finden; sein wissenschaftiger Geist bedurfte auch anderer Nahrung, und gern benutzte er eine und die andere freie Zwischenstunde am Tage, um neben den eigentlichen Hochwissenschaften noch andere Kollegia zu hören. So besuchte er mit vielem Eifer philosophische, philologische und selbst theologische Vorlesungen, namentlich bei Jäsché, Morgenstern, Gvers und Hezel. Für linguistische Studien, insbesondere für Sprachvergleichungen, hatte er ein lebhafte Interesse, eine Neigung, die er bis zum Lebensabend bewahrte; nicht minder sprachen ihn *artes liberales*, namentlich poetica an: und er schlug deshalb einen eigenthümlichen Weg ein, wie ihn vielleicht kein anderer seiner medicinischen Köttonen betreten hat. Er hörte, dachte und las, dabei nicht daß *multum* als *multa* berücksichtigt, und ging nirgends leer aus, was seine fernigen Bemerkungen im traulichen Kreise verriethen. Er sprach wenig, aber was er sagte, war durchdacht und gehaltvoll. Ebenso fernig war auch sein Styl. Bei Morgenstern hörte er Ästhetik und Vorlesungen über die Röbelungen und den Haß.

Mit Kleopatra, Göthe und Schiller hatte er sich schon auf dem Gymnasium vielfach beschäftigt. Jetzt suchte er, soweit die Zeit erlaubte, andere Deutsche Meisterschriftsteller kennen zu lernen und benutzte zu diesem Behufe die Universitäts-Bibliothek fleißig. So suchte er den ernsten Pfad des Wissens mit gelegentlichen Erholungsblumen zu bestreuen, indem er seinen abgespannten Geist mit einem leichten dichterischen Produktie zwischendurch erfrischte. Zum Romanenlesen konnte er sich jedoch nicht entschließen und pflegte im Schetz zu äußern: er erspare dieses Vergnügen für die Tage des Alters, wo er einst auf seinem Vorber ruhen werde.

Die Zeit der Sommer- und Winterferien verlebte Fählmann in den ersten Studienjahren gewöhnlich in Hagerweid bei Bayfulls, wo er, von Jung und Alt geliebt und geschätzt, wie ein Familienbild betrachtet wurde. Ein trauriges Erkerzimmer und ein Lusthäuschen im freundlichen Garten borgen abwechselnd die beiden Freunde Fählmann und Rods, welcher Letztere ebenfalls

ein geringeschenker lieber Gast im Parkfüll'schen Hause war. Die Erinnerung an diese im ländlichen Asyl traurig verlebten Stunden blieb sämtlichen Mitgenossen thauet." Mit rührender Vieidt sahen wir Gräulein Helene von Parkfull bei solchen Zeiten verweilen und mit einer schweiblichen bis in's kleinste Detail gehenden Genauigkeit Alles beschreiben, was mit jenen Szenen und den heimgegangenen Lieben in irgend einem Zusammenhange gestanden hatte. — Aus diesem Zustand pflegte Höhlmann nach allen Richtungen Exkursionen zu machen; um den reichen Schatz seiner Volks sagen zu ergänzen und zu erweitern. Dies waren nach Kleist's Ausdrucke seine „poetischen Bilderjagden“, wobei er keine Mühe sparte. Bei solchen Gelegenheiten mischte er sich am liebsten ungeliebt, bisweilen in der Bekleidung eines Hofdomestiken, unter das Volk, wo er, mit der genuinen Sprache und den Sitten völlig vertraut, so gut die angemessene Rolle spielte, daß nicht leichtemand gegen ihn Verdacht schöpfte, noch weniger die gegen Fremde oder Höherstehende beobachtete Zurückhaltung zeigte. „Einmal“ — erzählt er selbst — „hatten die Leute doch Unrat gewittert und ich wäre vielleicht nicht ohne Polzwäsche davon gefkommen, wenn nicht noch zur rechten Zeit die Warnung eines alten gutmütigen Mütterleins mich auf die Soden gebracht hätte.“

Beim tiefen Eindringen in die fachwissenschaftlichen Gegenstände fand Höhlmann die Gränzen Derselben mit jedem Tage erweitert und mußte in gleichem Verhältnisse seine Nebenbeschäftigunge einschränken. Der alte Mediciner, das „bemooste Haus“, vom Ernst seiner Studien ergrißen, verbannte die gaufelnden Illustria aus seiner Umgebung und ließ sie später nur bei seltenen Gelegenheiten als föstliche Erholungsgenuß wiederkommen, wenn sein Geist zu abgespannt war. Er las zwar nicht mit der Feder in der Hand und gab überhaupt auf den Besitz von Schwarz auf Weiß — nach Mephisto's Rath — nicht viel, sondern bediente sich bloß seines Gedächtnisses, als eines bequemern Excerpten-Büchleins, das er immer zur Stelle haben konnte. Das Neuerworbane mußte fogleich zum lebendigen Eigentum werden und sein kritischt sichtender Verstand lernte frühzeitig das Gold von der Schläde aussondern. Auf sein Urtheil konnte man sich verlassen.

Aus ökonomischer Rücksicht hatte er die Leitung des häuslichen Fleisches bei den Kindern des verstorbenen Dr. Monsewitz

übernommen, wofür er Wohnung und Tisch bekam. Da jedoch diese Stellung für seine Studien keinen Nutzen brachte, ihn vielmehr vom Arbeiten abzog, so gab er nach einiger Zeit den Mentor-Posten wieder auf, da er sich lieber frugaler behessen, als von seiner kostbaren Zeit etwas verlieren wollte. Von nun an bewohnte er bis zum Beginn seiner praktischen Laufbahn im Hause des Ministerialen Nedash ein Kämmerlein, das auf den Namen einer Zelle die vollkommenste Vereinfachung gelind machen konnte. Ein Bett, ein Tisch und zwei Stühle säumten fast ganz den inneren Raum aus, Bücher und Hefte dekorirten die Wände und in einer Ecke sah man die Rudimente eines errckten Skelets. Unerachtet dieser beschränkten Raumlichkeit trug Hr. Rock einst eine Boston-Pattie daselbst an und hielt sie als Zuschauer die fünfte Person der Gesellschaft. Fähnmann war eben so gemüthlicher als geselliger Natur, verschrie daher gern und häufig mit den wenigen Freunden, die gleich ihm nicht Fortuna's Günstlinge, aber trotz ihrer beschränkten Lage zufrieden, fleißig und heiteren Sinnes waren. Am fröhlichen Treiben der großen Burschenwelt nahm er selten Theil, weil ihm Zeit und Mittel dazu fehlten und er den davon unzertrennlichen Bacchanalien keinen Geschmack abgewinnen konnte. Bei den damaligen allgemeinen Freudenfesten (Büschen-Kommerschen) wie z. B. am Stiftungsfeste der Universität ic. schloß er jedoch nie; hier hielt er es für eine Pflicht, sich nicht auszuschließen. Bei solchen Gelegenheiten war er vergnügt unter den muntern Jugendgenossen, sang sein Gaudeamus igitur aus vollem Eeche und durchbohrte mit Lust seinen Hut. Viel Genuß gewährte ihm die Beobachtung der verschiedenen Charaktere, wie sie sich in der Weintonne offenbarten. Ihm entging dabei nicht leicht das Geringfügigste, und später pflegte er im vertrauten Kreise die komischen Scenen zu kopiren, worin er viel Geschick besaß. Dieses Talent übte er indessen mit aller Harmlosigkeit, wie er überhaupt gegen die Schwächen Anderer sich stets nachsichtig bewies und bei eingetretenen Missgeschäften gern zuerst die Hand zur Veröhnung darbot. In ernstliche Konflikte mit seinen Kommilitonen sah man ihn niemals verwickelt, und die Kampfseite der Studentenwelt war gerade diejenige, welche ihn am wenigsten ansprach. Bei seiner großen Anspruchslosigkeit war er nicht fähig eine Kenomisterei auszuüben, denn Eigenliebe und Eitelkeit waren ihm ständig und sein wahrhaft scommes Gemüth sträubte sich

dagegen, eine Burschikosität zur Schau zu tragen, die keinen Ruhm in seinem Innern hand. In die Kirche ging er nur um die Predigt zu hören, und versteckte sich am liebsten in einen Winkel oder hinter einen Pfeiler, wo ihn nicht leicht Bevandt erblicken konnte. Den damaligen Oberpastor, ehemaligen Professor der praktischen Theologie, Kenz, hörte er besonders gern von der Kanzel.

Wie er schen als Knabe im Ringen und manchen andern aus eigener Hand ausgeführten gymnastischen Besuchen seine Kräfte fleißig geübt hatte, suchte er Dieselben auch als Jüngling durch Handhabung des Rappiers in Thätigkeit zu erhalten, damit neben der Pflege des Geistes der Körper nicht verkümmere. In Fehlgehung geregelter gymnastischer Turnübungen — die damals überhaupt selten waren — pflegte er derartige Kunststücke aus freiem Antriebe zum eigenen Vergnügen auszuüben, indem er mit steifem Atem schwere Lasten aufhob, oder mit seinen von Natur sehr gelenkigen Beinen mancherlei Kuriosa produzierte, die ein Anderer ihm so leicht nicht nachmachen konnte. Durch solche Turnübungen eines Naturalisten hatte er eine große Muskelfrast, namentlich in den oben Erwähnten, erlangt. Diese bei seiner Gestalt kaum zu vermutende Körperfraß Anden zur Lebensforschung auszuüben, schien ihm sowohl im Studentenleben wie selbst noch in späteren Jahren viel Spaß zu machen, wie manche komische Auftritte beweisen. So hatte er — um nur Eins hier anzuführen — einst einen Bramorbas von Grobschmid, der eben viel Aufhebens von seiner „gewaltigen Force“ und seinem körperlichen Übergewicht gegen einen Feuerschützen gemacht hatte, beim Abschreie durch einen freundlichen Handdruck so außer Fassung gebracht, daß der Umbeschuld lout aufbrüllte vor Schmerz. Wichtige Dienste leistete ihm die große Muskelkraft in den Händen in vielen chirurgischen Fällen, wo er bisweilen ohne Assistenten und füstliche Vorrichtungen ein verstautes oder verstauchtes Glied durch einen einzigen Ruck oder kräftigen Fingerdruck in die normale Lage zurückbrachte.

Trotz dieser Muskelkraft und einer zur Erregung manigfacher Extravagien gesühlten Seele konnte er als Fußgänger seine Virtuosität erlangen, was vielleicht von seinem vielen Spazieren herrührten möchte. Bei einer in Gesellschaft zweier Theologen nach Eßland unternommenen Fußreise war er nicht im Stande mit seinen Kameraden gleichen Schritt zu halten, son-

Diese oft erst durch eigene Versuche erhärtet. Er lernte immer deutlicher erkennen, wie ungänglich vom schimmernden Glanze des marstischreierischen Neuen überstrahlt das alte Bewährte zurückgedrängt worden, aber mit der Lebenskraft eines ewigen Juden verschenkt immer wieder von Zeit zu Zeit aufgetanzt war, weil die Wahrheit unvergänglich ist. Dadurch erlangte Höhlmann neben einem tüchtigen Wissen frühzeitig ein selbstständiges Urtheil über die Vergangenheit und konnte zugleich in einer Zeit, wo Andere ihr Credo noch auf Kompoden oder des Meisters Worte bauen, von selbst gemachten Erfahrungen sprechen. Sein unermüdliches Streben ging darauf hinaus, ohne Hilfe fremder Krücken gleich auf eigenen Füßen gehen zu lernen; sein Ideal war eine rationale Hippokratische Empirie, welche vorsichtig lavirend zwei gesäßliche Klippen vermeidet: auf der einen Seite die hohle Phrasologie der idealistischen Theoretiker, auf der andern den frassen Materialismus der vulgären Empiriker.

Die durch Schelling und dessen Schüler vertretene Naturphilosophie, die zu jener Zeit an der Tagesordnung war, und die raschenden Fortschritte in den Naturwissenschaften schärften auch den Blick unseres jungen Beobachters am Krankenbette. Die Medicin als eine reine Erfahrungswissenschaft war in den letzten Jahrzehnten eine ganz andere geworden; daher wurde von Höhlmann neben den Studien des Alten auch die Gegenwart stets im Auge behalten.

Durch Erdmann's Freundschaft und unbegrenztes Vertrauen ausgezeichnet, der ihn als seitens Gehilfen auch außerhalb des Klinikums vielfach beschäftigte, erlangte Höhlmann bereits in seinen Studentenjahren einen bedeutenden Ruf. Als im Frühling 1823, Erdmann einer für ihn ehrenvollen Vocation als Königlicher Leibarzt nach Dresden folgend Dorpat verließ, übertrug er nicht nur den größten Theil der bis dahin von ihm behandelten Kranken seinem Schüler Höhlmann, sondern empfahl auch Diesen bei der medicinischen Fakultät auf's nachdrücklichste zu seinem Nachfolger. Da konnte es denn nicht fehlen, daß ganz Dorpat auf den anspruchlosen, in seinem Uebertritt keinen „offenen Empfehlungsbrief“ tragenden jungen Mann aufmerksam wurde und in ihm eine außergewöhnliche Erscheinung erblickte.

Um dieselbe Zeit, wo gerade alle Blicke auf ihn gerichtet waren, traf ihn ein schmerzlicher Seelenzitter. Ein durch zarte

Von de an ihn gefesseltes weibliches Wesen, daß fast unter seinen Flügeln aufgeblüht und von ihm mit aller Glut des jugendlichen Herzens treu und innig geliebt worden war, sank der floride Schwindfucht zum Opfer in die fröhle Gruft. In das Grab seiner Geliebten war seines künftigen Glückes schönster Traum mit hinabgesunken. Tief erschüttert von diesem herben Schicksalschlage vergingen ihm Wochen und Monde in stiller Trauer, bevor er sich wieder fassen und erheben konnte. — Wohl mögen in seiner schwer errungenen späteren Resignation Schiller's Worte:

Was ich mir seuer auch reueken mag, —  
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,  
Und salt und sarklos sch' ich's vor mir liegen. —

ost und bedeutungsvoll nachgelungen haben! Das Andenken dieser Frühlingsneigung blieb ihm unvergesslich. Alljährlich am Geburtstage der Geliebten, mußte ihm der Gärtner einen reichen Blumenstrauß bringen, mit dem er zum Kirchhof fuhr, um ihr stilles Bettchen zu schmücken und ihrem Andenken einige Wehrmachtskränze zu opfern. Nachdem er einst von der Neugier eines alten Kutschers dabei überrascht worden war, fuhr er später immer nur mit einer gemieteten Fuhrmanns-Equipage nach dem Gottesacker \*).

In den Jahren 1824., 25. und 26. bestritt Fähnmann einen großen Theil der Stadtarmen-Preis in Dorpat, die von ihm mit ebensoviel Ausdauer als Glück und Geschick ausgeübt wurde. Seine Freunde konnten es nicht begreifen, warum er so lange mit dem Examen und der Promotion zögerte; sie bestürmten ihn von allen Seiten mit Bitten und Vorstellungen: er solle doch einmal seine Vorbereitungsstudien abschließen und als praktischer Arzt austreten. Als ihn einst auch Gräulein Helene von Poyfull sehr dringend mit solchen Vorstellungen aングing und scherzend hinzufügte, sie werde vor Sehnicht fast verzehrt und könne den Augenblick nicht erwarten, ihn mit dem Doctor-Hut geschmückt zu sehen, antwortete Fähnmann sehr einst: »Wünschen Sie Das

\* ) Schöner und zarter als unsre Feder solches schildern könnte, hat Fähnmann in seinem Vlakosjut in wohlgelungenen östnischen Versen das Andenken seiner ersten Liebe gesiebert. Siehe den Anhang im Druckfeinischen Kalender, Jahrgang 1846.

noch nicht, mein Fräulein! Ich möchte, wenn ich könnte, noch zweimal so viel Jahre auf diesem weiten Wissensfelde verweilen und lernen und sammeln, und mühte am Ende doch beschämmt gestehen, meine Ernte sei nur eine sehr lägliche gewesen."

Fählmann's Uneigennüigkeit war groß; unterachtet seiner sehr dürftigen Lage wied er jede aus der Armenpraxis ihm gebotene Gabe zurück, und nahm nur dort eine Belohnung an, wo er Dessen vollkommen gewiß war, daß die Geber dadurch nicht selbst in Verlegenheit gerietzen. Diese Marke sah man ihn auch später als ausübenden Arzt überall befolgen.

Gegen Ende des Jahres 1825. fing er an in seinen länglichen Ruhestunden zur Erholung Estnisch zu treiben, was er ein vorzügliches Mittel wider die Hypochondrie nannte und oft scherzend auch Andern empfahl. Die nächste Veranlassung dazu boten des verdienstvollen verstorbenen Prophs Masing's Volksdichterlied, worin zum erstenmal von der genuinen Volkssprache etwas auffauchte, nachdem die Jahrhundertlange Barbarei der Schriftsprache schon theilweise angefangen hatte, die reine Mundart bei den Nationalen selbst zu verdrängen. Früher soll Fählmann, wie Noss erzählt, mit soviel sich mit dem Estnischen abgegeben haben, daß er dann und wann in einem Estnischen Distichen sein Glück versuchte. Diese Liebhaberei zum Estnischen wurde auch zum Anknüpfungspunkte der Bekanntschaft zwischen ihm und dem Schreiber dieser Zeilen, dessen Volkslebensfahrtung Fählmann's Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Nachdem Fählmann endlich die akademische Prüfung glänzend überstanden und gegen Ende des Jahres 1827. zum Dr. medicinae nach Vertheidigung seiner Dissertation „Observationes inflammationum occultiorum“ freit werden war, begann er sogleich seine praktische Laufbahn in Dorpat, oder richtiger gesagt — setzte Dieselbe unter verändertter Firma fort. Wohl felen mag ein junger Arzt beim Beginn seiner Praxis eines so zahlreichen Zuspruchs sich erfreuen, wie er ihm zu Theil wurde. Es dauerte nicht lange, so waren vom Morgen bis zum Abend auf den Receptur-Tischen der Apotheken seine Recepte perpetuell zu finden; die Hilfsbedürftigen konnten des vielbeschäftigt Helfers Spur oft nicht anders verfolgen, als durch Nachfragen in der Apotheke, aus welchem Stadttheile die letzten Recepte eingelaufen waren.

Trotz dieser starken Beschäftigung fielen Anfangs die gesundheitlichen Fehlcühte nur spärlich aus. Als aber Höhlmann's Praxis allmählig eine einträglichere wurde und als auch die begüterteren Einwohner Dorpat's sich häufig an seine ärztliche Hilfe wendeten, da blieben Unannehmlichkeiten nicht aus, welche einen weniger ruhigen und anspruchslosen Mann leicht hätten in eine sehr gereizte Stimmung versetzen können. Manche schmerzhafte Stunde mögen ihm vergleichene unangenehme Erfahrungen wohl bereitet haben; allein wie würdig er darüber dachte. Das beweiset ein Brief, welchen er später an einen in ähnliche Lage gerathenen Freund schrieb, um Diesem durch Das zu rüthen, was er selbst im schweren Kampfe des Lebens an Besonnenheit und richtiger Auffassung der menschlichen Verhältnisse gewonnen hatte. Es heißt in diesem Briefe: „Kollegialische Fatalitäten habe ich in früheren Jahren vielfach zu tragen gehabt. Das beste Mittel, sie zu überwinden, ist strenge Rechtlichkeit, und die nächste Folge davon — die Achtung und Anerkennung des Publikums. — Das Publikum und die Wahrheit sind verschiedene Instanzen; der Eine wendet sich an Diese, der Andere an jenes, aber Der hat immer das bessere Theil erwählt, der sich an die Wahrheit hält. Hüte dich vor einem öffentlichen Streite; man darf ja nicht glauben, daß die öffentlichen Gerichte uns Genugthuung geben können, — nur in unserm Gewissen können wir sie haben. Ich bin einmal zu einem Prozeß verleitet worden und habe es nachtmals bitter bereut. Wenn die Flugen sich rausen, pfeifen die Narren dazu und die Straßensungen schmeißen mit Koch dazwischen.“ — In der Achtung des Publikums hatten ihm vergleichene Anschauungen, wie die in seinem Briefe angedeuteten, keinen Abbruch thun können, sondern er blieb nach wie vor der Liebling Derselben.

Da er den ganzen Tag über mit der Praxis beschäftigt war, so blieben ihm nur die Nächte zum Studium, daher er seiner alten Gewohnheit gemäß das Nachwachen forstzte und selten vor 3 Uhr Morgens sein Bett suchte. Daß bei einer solchen Geist und Körper erschöpfenden Lebensweise die Gesundheit mühs untergraben werden, war ganz natürlich. Im Jahre 1830. hatte ein durch Ersättigung hervorgerufener, anfänglich unbeachteter geblicher Husten einen so bedenklichen Grad erreicht, daß ein schreckendes Zehrf sich entwickelte, welches seinen Berufsgenossen und Freunden ernstliche Befürchtung machte. Höhlmann selbst verkannte

die Gefahr nicht, sobald er das Fieber für ein heftiges erkannt hatte. Durch entschlossene Anwendung des Glüheisens, das er eigenhändig auf seine Brust applicirte, wandte er glücklicher Weise die augenblickliche Gefahr ab, und als nach einem dreimonatlichen Sommeraufenthalt auf dem Lande seine Kräfte vermehrt worden waren, daß er scheinbar ganz gesund wiederkehrte, hofften seine ärztlichen Freunde heitererwart in ihrer gestellten Prognose sich getäuscht zu sehen. Niemals konnte wohl damals der Gedanke bestossen, daß die von der Mutter geerbte Schwindsucht ihre Keime zur langsamem Fortentwickelung ausgestreut hatte<sup>1)</sup>! Fählmann's Selbstänshung löst sich aus der Natur des Uebels vollkommen rechtfertigen, welches bekanntlich seine Opfer bis zum Grabestände mit Lebenshoffnungen umgaßt.

Schen im folgenden Winter stellten sich abermals leichte Brustbeschwerden mit Blutspeien ein, denen ein hatinässiger Husten folgte, ohne daß vorige Fieber. Von nun an pflegten alljährlich und zwar zu ziemlich regelmäßiger Zeit die erwähnten Beschwerden bald schwächer, bald stärker wiederzufechten, wie wir weiterhin aus seinen Briefen nachweisen werden.

Unterdessen war die Einteilung der pecuniären Früchte seiner Praxis eine reichere und glänzendere geworden, aber sie mußte in den ersten Jahren starke Subtraktionen erfahren. Fählmann's erste Sorge war, den alten Nedag und andere Gläubiger aus seinen Studentenjahren zu befriedigen. Ersterer hatte durch seine Weisheit ein Kapital bei Fählmann niedergelegt, das nach völliger Tilgung mit allen möglichen Zins- und Zinsszinssberechnungen niemals aufhörte Renten zu tragen. Auf der Doctor-Promotion mußte der bescheidene Mann seinen Ehrenring als Gag einnehmen, wo ihn Fählmann beim nachfolgenden kleinen Schmaus in aller Gegenwart umarmte und uns Anwesenden als den Begründer seines Glückes vorstellte. In dem Bechältnisse, wie Fählmann's Glücksumstände sich vermehrten, suchte er auch seinen thätigen Dank gegen Nedag zu vergroßern und hat die Witwe des braven Alten noch in seinem letzten Willen

<sup>1)</sup> Auch zwei seiner Brüder sind, der Eine vor ihm, der Andere nur wenige Tage nach seinem Tode an derselben Krankheit gestorben.

bedacht. Rücksicht Regulierung dieser in Dorpat gerichteten Schulden hatte Fähnmann noch andere Pflichten zu erfüllen, die ihm nicht minder heilig erschienen. Er musste der Verweser seiner würtzigen Familie werden und namentlich eine Stiefgroßmutter, eine Stiefschwester und mehrere Stiefschwestern unterhalten. Für Diese wurde in Wessenberg eine besondere Wohnung geniehet und Freund Nock mit hinreichenden Summen versehen, damit er den Gedächtnisstifter mache und die Familie aufs anständigste mit allem Nöthigen versorge. Für seinen frühesten Gönner und ersten Lehrer, den in seinen Vermögensumständen ziemlich reducirten Professor von Bayfull, wurde eine bestimmte jährliche Pension ausgezahlt und nach Diesen erfolgtem Tode die Hälfte der Summe für die Hinterbliebenen bestimmt, welche Zahlung bis zu Fähnmann's Tode regelmäßig geleistet wurde. Diese Thatsachen sind uns durch Nocks berfaunt geworden; aber sie stehen kaum im Verhältnisse mit den Unterstützungen, die alljährlich anderweitig zum Besten Notleidender verabreicht wurden, und wobei der Betwiegte nie die Lücke wissen ließ, was die Rechte that, dadurch von unsrer modernen Wehlthätern, die ohne Skrupel nirgend ein Ei legen können, sich vortheilhaft auszeichnend.

Die Bedürfnisse für seine eigene Person waren sehr gering. Er blieb bei seiner frugalen Lebensweise, nicht etwa aus Geiz, der seinem herzlichen Charakter völlig fremd war, sondern vielmehr aus Jahrzehnter früherer Gewohnheit. Demgemäß litt er durchaus keinen Kurus auf feiner gewöhnlichen Tafel, und selbst in späterer Zeit, wo er mit jüdischen Gütern reichlich gesegnet war, dabei gern und freigiebig oft die kostbarsten Leckerbissen für Andere aufsticht, sahen wir ihn nur ein Stückchen Schwarzbrot mit Butter bestrichen zum Frühstück einnehmen, bevor er seine Krankenvisiten am Vermittlstage begann.

Zum Jahre 1832. trat er mit Henriette Reidemeister in die Ehe, indem er diese durch vieljährige Bekanntschaft geprüfte Freundin sich zur Lebensgefährtin erlor. Man sagt, sie sei ihm von seiner ersten Braut empfohlen worden; wahrscheinlicher ist es, dass er die Liebe zu der Verstorbenen unwillkürlich auf deren intime Freundin übertrug. Und in der That, nachdem der im Leben nur einmal blühende Mai mit seinen romantischen Klängen so stürmischi verweht worden war, konnte er nichts Besseres thun, als mit der Zeugin seines früheren Glücks ein Bündniß schließen, das

auf Freundschaft und gegenseitige Achtung gegründet war. Nichts störte das Glück dieser Ehe, die bis ans Ende in ungetrübtem Frieden fortduerte, und in welcher ihm 4 Kinder geboren wurden, von denen zwei Söhne, Friedrich und Robert, ihn überleben; Beide noch im Knabenalter siehend und in der Vorbereitung auf einen künftigen wissenschaftlichen Lebensberuf begriffen. Mögen sie mit dem Erbe des geachteten väterlichen Namens auch die schöne Verpflichtung übernehmen, einst in gleicher Geisteskräft und Charakterstärke wie der Vater zu wirken! Nach der Vermählung wurde das bisherige stillle Leben in ein etwas geräuschvollereres verwandelt, auch die Haushaltung vergrößert, zum Theil sogar modernisiert, ohne eigentlichen Kurzus, der seinem schlichten Wesen immer zuwider blieb. Eben so wenig Genuß fand er an größeren geselligen Kreisen in- und außerhalb des Hauses; immer fühlte er sich am behaglichsten, wenn er mit wenigen Vertrauten seine ihm so länglich zugewiesenen Mußestunden gemüthlich verplaudern konnte. Der Fähnmann, den wir bisweilen in größeren Gesellschaften antrofen, glich so wenig dem von seinen Freunden verehrten, daß wir es seinem Fremden verargen können, wenn er, nachdem er durch Fama's Posaune so große Dinge von ihm gehörte hatte, von der zufälligen Bekanntschaft des Gefeierten etwa die Überzeugung nach Hause mitnahm: es müßt mit den guten Vorpatenten im Überstübchen nicht ganz richtig sein! Ob es Blödigkeit, ob es aus anderer Quelle entsprungene Zurückhaltung war, die ihn so theilnahmlos erschienen ließ? wir wissen es nicht, aber thatsfächliche Wahrheit ist es, daß ein Fremder wenig von der geistigen Fülle und Originalität Fähnmann's inne werden konnte. Mit diesen reichen Schätzen hat er im vertraulichen Beisammensein nur seine Freunde begnügt, denen solche Stunden der Weise unvergesslich bleiben.

Im folgenden Jahre (1833) starben die beiden Stiefmütter fast zu gleicher Zeit am Nervenfieber und wurden an einem Tage in eine gemeinschaftliche Gruft zu Weisenberg beerdigt. Fähnmann blieb noch wie vor der alleinige Verfolger seiner Stiegeschwister und ließ es insbesondere bei der Erziehung seiner jüngeren Brüder an Mitteln nicht fehlen, indem er ihnen mit brüderlicher Ausopferung die schwere Prüfungsschule ersparen wollte, durch welche er selbst gegangen aber freilich auch eben im Kampfe mit äußerlicher Noth an Geist und Charakter gekräftigt worden war; ein Segen, der auf bequemeren und geschneteteren Pfaden nur zu leicht verloren geht.

In einem vom Februar 1834. datirten Brief sagt Böhmann: „Mein Gesundheitszustand ist seit einigen Jahren um diese Zeit sehr schlecht; ich glaube eine rheumatische Pleuritis hat sich stirtzt. Die Lunge selbst ist gesund, aber ich fürchte, daß sich Kallositäten und Infekstationen in der Pleura gebildet haben, indeßnen ist mir der ganze Zustand etwas dunkel. Der alte Erdmann untersuchte neulich meine Brust mit dem Längsschen Rohr, wollte aber mit der Sprache nicht recht heraus.“

Böhmann's Freunde drangen darauf und die Dörsische medicinische Fakultät ließ es auch nicht an leisen und launtern Erinnerungen fehlen: er solle doch etwas schreiben und durch den Druck veröffentlichten, um einen medicinischen Lehrestuhl einzunehmen. Jede neueingetretene Bakanz rief die alten Wünsche wieder wach, ja man wollte selbst die Formalitäten mit der Druckschrift aufgeben, er könne dieselbe später nachliefern; doch Böhmann konnte sich nicht dazu entschließen. Er war in seiner ungebundenen Stellung als freipracticirender Arzt zufrieden und glücklich, und mochte diesen Beruf mit keinem andern vertauschen.

Ein Jahr später, am 22. Februar, drückte er über seinen Zustand: „Klar ist mir mein Zustand noch immer nicht. Auf jeden Fall scheint etwas Lokales zum Grunde zu liegen. Sollte auch eine intermitteus gegenwärtig mit im Spiel sein, so ist sie nicht unabhängig von Lokalstörungen. Zu Anfang nahm ich die seichten Gescheinungen für eine intermitteus, aber Mittel, die sonst dagegen hellen, — schadeten. Eine Empfindlichkeit der Leber trat auf. Der gewöhnlich regelmäßige wechselnde Gang des Fiebers könnte auch jetzt noch eine solche Vermuthung aufkommen lassen, aber er ist doch nicht regelmäßig genug. Liegt dem Ganzen eine dreischeitliche Entzündung oder ein Steizungszustand der Leber zu Grunde? — Sürde als unparteiischer Richter die Symptome schärfer in's Auge zu fassen, vielleicht deuten sie auf eine bestimmte Form hin. Die thätige Beurtheilung des eigenen Zustandes fällt einem schwer. Ammon. muriat. mit leicht auflösenden Extraktien thun mir immer am besten.“

Seine Praxis war von Jahr zu Jahr gestiegen und schien jetzt ihren Klimaxpunkt erreicht zu haben. Er mußte von 9 Uhr Morgens bis 5 und 6 Nachmittags ununterbrochen Krankenvisiten machen, und wenn er zum Mittagessen nach Hause zurückkehrte, hatte er nicht allemal so viel Zeit, die Mahlzeit zu been-

digen, weil — da man ihn zu dieser Stunde treffen konnte — neue Bittsteller im Vorzimmers sich sammelten und Bitten vom Lande auf Briefe worteten. Am Abend wurden noch in der Regel einzelne schwere Kranken zum zweitenmal besucht, und an nächtlichen Besuchungen schließe es selten. Wie er bei dieser Beschäftigung noch Zeit zum Lesen der neuesten Tageserscheinungen in der medizinischen Literatur, ja bisweilen selbst zu kleinen Nebenbeschäftigung gewinnen konnte, lässt sich nur daran erklären, daß er seinem Körper die Nachtruhe entzog und während Andere schliefen sich mit ernsten Studien beschäftigte. Offenbar mußte aber eine solche Lebendeweise den Körper allmälig austreiben.

Wie nachstehende vom 28. Mai 1837, datirte Zeilen besagen, war er im Frühling längere Zeit hindurch wiederum leidend gewesen: „Im Februar wurde ich wieder von einer pleuritischen Affektion der rechten Brusthälfte ergriffen. Ein leicht antiphlogistischer Apparat beseitigte das Leid schnell, aber nun kamen Schmerzen, dem heftigen Rheumatismus gleich, an verschiedenen Stellen der Brust und den oberen Extremitäten zum Vorschein, bisweilen gegen Abend auch etwas fiebert. Als die Schmerzen aufhörten, trat heftiger Husten ein, doch ohne Beengung des Atemmens. — Ich komme wieder auf meine alte Meinung zurück: mit der Pleura ist es nicht richtig, es müssen sich Pseudomembranen gebildet haben. Viel hoffte ich von der guten Jahreszeit und die ersten schönen Frühlingstage im April brachten auch bedeutenden Nutzen; aber nun wurde es wieder unfreundlich und der Husten verschlimmerte sich auffallend. Sehr ist die Lust endlich leidlicher geworden, aber ich fühle mich so angegriffen, daß ich Lichen Islandie zur Destillation der Kräfte trinke.“ — Fast um dieselbe Zeit schrieb Professor Huet: „Unser lieber Fähnmann macht uns ernsthafte Besorgnisse; er sieht wie ein Schattenbild aus und ist gewiß mehr leidend als viele von Denen, die er täglich besucht. Im März waren abendländische Fieberersymptome da, die etwas heftiges befürchten lassen. Bereden Sie ihn doch zu einer kleinen Erholungsreise, wenn auch nur auf vier Wochen: Die würde ihn gewiß am besten stärken!“ Fähnmann wollte aber von einer solchen Reise nichts wissen und blieb unerbittlich gegen unsere Vorstellungen und Bitten. Die Sommermonate sind die einzigen, versicherte er, wo ich etwas mehr Muße zu ernsten wissenschaftlichen Beschäftigungen gewinne, daher darf ich die Zeit nicht leichtsinnig auf einer

Reise vertödetu. Jeder hat sein bestimmtes Pensum zu tragen, damit muß er sich fort schleppen.“

Im Oktober desselben Jahres erhält er eine Aufforderung nach Riga, zur ordentlichen Professur für die Geschichte der Medizin, gerichtliche Arzneikunde und medicinische Polizei; aber auch diesen Ruf lehnte er ab und schien fast entschlossen zu sein, seine damalige Stellung gegen andere zu vertauschen.

In dem Zustandekommen der gelehrten Estnischen Gesellschaft im folgenden Jahre sah er einen von seinen lange gehaltenen Lieblingswünschen in Erfüllung gehen. Er hatte die Idee Jahre lang genährt, wie aus folgenden Anwendungen ersichtlich. „Es thut mir leid — schreibt er im Sommer 1833, an Kr. — daß Du Deine hübsche Liedersammlung unfruchtbare liegen läßt. Ganz abgesehen vom poetischen Standpunkte bieten uns die Lieder einen wichtigen Sprachschatz dar, und die Estnische Sprache liegt sehr im Eigner. In letzterer Zeit habe ich viel darüber nachgedacht, wie's wohl am schicklichsten einzurichten wäre, Volks sagen und Lieder, soweit sie noch erreichbar, vom gänzlichen Untergange zu retten. Wenn Roseplänter's Beiträge, besser redigiert, neuen Aufschwung erhalten, könnte man dieses Organ benutzen. Doch müßte man sich zu diesem Zweck gemeinschaftlich die Hand bieten. Wie würde es, wenn Du vorläufig eine Handvoll Lieder mit angefügter metrischer Uebersetzung veröffentlichtest? — Ich trage längst eine Lieblingsidee mit mir herum, aber sie will sich noch nicht gestalten. Ein andermal mehr davon; sub suem coetum addo das Deinige freundlichst hinzu.“ — Am Schluße desselben Jahres schreibt er: „Von Kalevi poeg habe ich noch nichts zu Papier bringen können, wohl aber eine kl. Abhandlung über die Eigenhümlichkeiten der Dichtersprache in Estnischen Liedern angefangen. Meine Ansicht über Estnische Orthographie stimmt nicht ganz mit der Masing'schen überein, sie ist noch eine wertende.“ Etwa drei Jahre später, im August 1836., heißt es in einem Briefe: „Huet zeigt ein lebhafte Interesse für die Estnische Angelegenheit; auch sind hier andere Leute, die alle viel guten Willen haben. Was sagen die Leute der That? Nur sein Nasenrumpfen vor der Zeit!“ —

Endlich meldet er seinem Freunde vom 30. März 1838: „die Estnische Gesellschaft ist begründet und bestätigt, nun soll sie einen Präsidenten wählen und unter Autorität der Dörpsischen Uni-

versität stehen. Lasset uns fleißig schaffen! An Willen fehlt es mir nicht, aber wo die Zeit hernehmen? Wenn jeder nur ein Bißchen beiträgt, am Jahresende kann doch zu etwas werden!"

Nach Fähnmann's Ansichten war der Zweck der gel. Estnischen Gesellschaft ein doppelter: die wenigen historischen Erinnerungen des Volkes in Frieden und Eagen zu sanieren und vor dem Untergange zu sichern, und andererseits durch Herausgabe belebender Volkschriften auf die intellektuelle Ausbildung der Nationalen zu wirken. Daß in letzterer Beziehung nicht so viel gejedessen ist, als Fähnmann und mancher andere Freund unserer Esten wünschte und hoffte, ist allerdings wahrt, kann aber niemandem zur Last gelegt werden, da sich weder die Produktivität in Erzeugnissen des Geistes erzwingen läßt, noch die Organisation der Estnischen Gesellschaft zu bestimmten Forderungen dieser Art an die Mitglieder berechtigt, und ist auch bisher von keiner dringenden Nothwendigkeit gebeten gewesen, da die Schulbehörden und Prediger stets beslossen sind, den Jugendunterricht in den Bauerngemeinden mit den Anforderungen der Zeit im Einfänge zu erhalten.

Was den reichen Sagenschatz der Esten anbetrifft, über welchen Fähnmann zu gebieten hatte, so hat er selbst Einiges daraus brüderlich veröffentlicht und auch von der Kalevi-Sage einige Grundzüge flüchtig entworfen; indessen ist der größte Theil der Letzteren mit ihm untergegangen. Da er bis zum Lebensabend die Hoffnung nicht aufgab, es müsse ihm gelingen bei einer Wandertour durch Estland die fehlenden Zwischenglieder in der Kalevi-Eage zu ergänzen, so wollte er nicht früher das dem Gedächtniß Anvertraute zu Papier bringen, als bis er im Stande sein würde, das Ganze vollständig zu liefern. Im Stillen nährte er noch einen anderen Wunsch. Er wollte nämlich nur noch zwei bis drei Jahre als praktischer Arzt wirtschaften, dann die medizinische Laufbahn aufgeben und den Rest seiner Tage sprachlichen Studien und der Auszeichnung der Sagen widmen.

Wie lebhaft und lebensfroh seine Sehnsucht nach Erholung und Besinnung ausgeprägt worden sein muß, spricht sich in folgender Briefstelle aus: „Dortat ist allgemach leer geworden und alte liebe Erinnerungen tauchen wieder auf. Schöne Ungebundenheit — man lernt dich kennen, wenn man gebunden ist! Mir geht's

wie den Störchen und Schwänen, denen man die Flügel gebrochen. Du hast gesehen, wie ein solcher armer Kerl Ohr und Auge nach den jubelnd vorüberziehenden Scharen erhebt, seine Flügel schüttelt — aber ach! sie wieder senkt und einen Gruss den Scheidenben zuflüstert. Ich kenne die in unserer Zeit fiktivite Thiersprache nicht, sonst könnte ich Dir sagen, was ich den jubelnden Davonjüglern nachrufe."

Die Jahre 1839., 40. und 41. gingen in gewohnter Thätigkeit vorüber. Fählmann's Gesundheitszustand war selbst während des Winters besser gewesen, als vorher, daher hatte er mit unermüdlichem Eifer fortgearbeitet, theils in seiner Fachwissenschaft, theils in der Estnischen Sprache, für welche letztere er durch den verstorbenen Seminariusprofessor Jürgenson Studien von neuem lebhaft angeregt worden war. Er wollte Vorarbeiten und Material für eine neue Estnische Grammatik liefern, da die Hupelsche Sprachlehre den gegenwärtigen Anforderungen nicht mehr genügte. Damit dieser Beschäftigung versezt ihn Jürgenson's früher Tod einen sehr empfindlichen Schlag; in ihm verlor Fählmann seinen eifrigsten Mitarbeiter auf dem Felde der Estnischen Literatur.

Lange Zeit beschäftigte ihn die Idee, ein ausführliches Estnisches Gebammmeubuch zu schreiben; da er aber bald einsah, wie ein solches Werk allein ohne gleichzeitige Gebammenschulen wenig leisten würde, gab er endlich den Plan wieder auf. „Was kann ein gutes Buch nützen“ — schreibt er — „solange man die einfältigsten und hinsäßigsten und dümmsten und abergläubischsten Strudzen noch immer für gut genug hält, um Gebammendienste zu leisten!“

Als nach Jürgenson's Ableben das erledigte Lector-Amt im Jahre 1842. Fählmann übertragen wurde, schrieb er in seiner bekannten launigen Manier: „Wenn die Kunde über eine gewisse Lector-Wahl zu Euch gelangen wird, so bitte ich zumvoraus, Euch zwar darüber zu verwundern, da es aber viele Vörter der Verwunderung giebt — wie Gesenius in seinem Tractat über die menschlichen Leidenschaften sehr gelehrt auseinandersetzt — so bitte ich also, Ihr möget es nicht höhnender, benitleidender, schadenfroher oder vornehmter Art ihm, welche Acten alle nach benanntem Gesenio die kränkenderen sind. Der neue Lector hat nichts dazu gehan. Ein Kandidat wurde verworfen. Nun

sält es einem Konseilmitglied ein, den fraglichen vorzuschlagen, mit dem Bemerk, er wolle schon Denselben dazu willig machen; es wird gestimmt, gewählt, die Wahlschrift mit der Ausforderung ausgesertigt — mis iehha, ei oska leelt egga sruja, pannalse waefleit unniro otja, laulgo iudva juhhub (was beginnen, versteht weder Sprache noch Schrift, man legt den Unten (Hahn) auf einen Haufen, singe (tröhre) er wie's der Zufall führt)."

Einzehn Tage später schreibt er: „Ich beabsichtige ein kleines Amtsrts-Programm drucken zu lassen. Das Manuskript werde ich Dir bald zuschicken und werde Dich um Deinen unumwundenen Rat bitten. Sollte es nichts taugen, so ist der Titel bald geändert — ; das Papier kann dann nach gewählt werden.“ (D. 16. Jun. 1842.)

Die Uebernahme des Lector-Amtes fand im Publikum laute Missbilligung. Da hieß es: „Nun wird er seine Praxis vernachlässigen und sein Lieblingsstechentöpfchen reiten.“ Auch der schlechte Witz suchte in Verauflasung dieses Umstandes einige Kinder in die Welt zu setzen; allein da Fähnmann auch wie vor ein unermüdeter Hölzer war und nirgend seine Pflichten vernachlässigte, so wurden die vorwitzigen Jungen bald wieder zum Schweigen gebracht. Leute mit „ledernem Gehirn und ledernem Herzen“, wie der Vollendete die beschränkte Einseitigkeit zu nennen pflegte, konnten freilich keinen Begriff davon haben, was ein Mann von Fähnmann's Talent, Fleiß und Beharrlichkeit zu leisten im Stande ist. „Ihm war Vieles gegeben und er hat mit seinem Punde reichlich gewuchert.“

Ausgesfordert von dem Konseil der Kaiserlichen Universität Dorpat fing Fähnmann im 2. Semester 1843. an stellvertretend Materia media und Receptiekunst für die zu jener Zeit erledigte Professorur dieses Faches zu lesen, und setzte diese Vorlesungen bis zu Ende des Jahres 1845. fort. Seine Praxis hatte sich dabei nicht verringert, wohl aber sein geschwächter Körper unter der geistigen Anstrengung sehr gelitten, während an der Frische des Geistes keine Veränderung bemerkbar wurde. — Zu Anfang des Jahres 1843. war er zum Präf.

deutent der gel. Estnischen Gesellschaft gewählt worden und behielt diese Stellung bis zu seinem Tode bei. Durch Professor Huet's Tod hatte die Gesellschaft abermals eine schwierige Einbuße erlitten, und dem neugewählten Präsidenten war durch diesen Sterbefall die weitläufige Regulierung des während Huet's Krankheit in große Unordnung gerathenen Estnischen Büchergeschäfts zugesunken. Es war nämlich bald nach der Begründung der gel. Estnischen Gesellschaft der Vorzog gesetzt und sofort ausgeführt worden, die wenigen Bildungsmittel dem Volke zugänglicher zu machen. Bis dahin waren außer Reval, Dorpat und Vernau nirgends Bücherläden zu finden. Huet und Jürgenson errichteten nun auch in den kleinen Städten Bücherläden, und die Estnische Gesellschaft ließ auf ihre Kosten einen Katalog drucken und unentgeltlich verteilen. Allein Huet hatte sich dabei in zu sehr verwinkelte Verbindungen eingelassen, welche die Gesellschaft ohne empfindliche Geldentbauten in dieser Art nicht fortführen konnte, daher Fählmann nach mühsamer Regelung des verworrenen Geschäfts das Ganze anders gestaltete.

Der Winter 1844. war für Fählmann ein beschwerlicher. Sein Brustleiden war kurz vor Weihnacht mit fiebhaften Erscheinungen aufgetreten und quälte ihn bis zum Frühling. Da äußerte er sich einmal: „Ich fürchte, es ist von diesem Winter etwas nachgeblieben, was mir noch lange wird zu schaffen machen.“ Das Jahr 1845. war für Fählmann ein mühseliges und trübes in mancher Beziehung.

Gemüthlich und körperlich ergriffen begann er das folgende Jahr mit trüben Aussichten für die Zukunft. Am 21. Februar 46. schreibt er: „Die kalten Frühlingstage vom Anfang des Februar bis Ende April haben immer einen so lähmenden Einfluss auf Geist und Körper, daß ich um diese Zeit fast, sogleich nur halb lebendig bin, und dieses eine Viertel muß um diese Zeit die Last und Arbeit von zwei ganzen und thätigen Menschen tragen. Lange ist die Abspannung nicht so groß wie in diesem Frühling gewesen, Gott helfe zum Sommer!“ In einem vom 30. Mai datirten Briefe heißt es: „Der Winter hat unheimlich auf mich eingewirkt, meine Gesundheit ist zerstört. Mit Roth be-

freite ich meine Praxis und leider in fast doppelt so langer Zeit, als in gesunden Tagen; komme ich nach Hause, so ist Ruhe nothwendig; aber auch der Schlaf hat seine stärkende Kraft für mich verloren. Das kommt von der eben nicht angenehmen Einrichtung her, daß wir alle Tage älter werden."

Die wilde Sonnentwitterung hatte kaum angefangen des Winters nachtheiligen Einfluß zu vertheidigen, als ein neuer Feind — die bekannte böse Ruhr-Epidemie vor Dorpat's Thoren erschien, wodurch die ganze ärztliche Welt, insbesondere unser Fählmann in vielfache und anstrengende Thätigkeit versetzt wurde. Da hieß es bald: „Fählmann ist der unglücklichste Arzt bei Behandlung der Ruhr; fast alle Kranken sterben ihm unter den Händen, doch sein Eigensinn erlaubt ihm nicht bessere Kurmethoden anzuwenden; er ist ein Anhänger des Alten; die großen Fortschritte, welche die Medizin in neuester Zeit gemacht, lassen ihn unberührt.“ Eine schwere Auslage, wenn sie wirklich eine begründete gewesen wäre. Hören wir was er selbst in einem vom 10. Septbr. 1846. datirten Briefe darüber sagt: „Die hier vielfach verbreiteten Gerüchte, welche auch bis zu Euch gedrungen sind, muß ich für böswillige und lügenhafte erklären. Ich bin nicht unglücklich in der Behandlung der Ruhr gewesen, nicht unglücklicher als alle andern Ärzte; meine Methode hat sich ganz nach den Modifikationen der Epidemie gerichtet. — Aber woher das Gerücht? Jetzt sehe ich erst den gewaltigen Umsang meiner Praxis, ich habe die Hälfte in Dorpat (die Kranken auf dem Lande gar nicht gerechnet), jeder Kranke, aber auch jeder Todte hat einen Namen, der über ganz Dorpat und wohl auch über die ganze Provinz schallt. Ich besuche täglich 110 — 125 Ruhrkränke in der Stadt, einige sind noch ein paar Werst aus der Stadt entfernt. Von Mergens 7 bis 1 und 2 Uhr Nachts bin ich unausgesetzt auf den Beeten, und später wird noch oft genug an meiner Thür gelingelt. Ich bin nicht unglücklicher als andere Ärzte, gewiß glücklicher in meiner Behandlung, aber Du siehst, daß es an Geschichten nicht fehlen kann, leider fehlt es nicht an Geschichtsmachern!“

Er beschrieb nochmals diese Ruhr-Epidemie in einer selbstständigen Broschüre, welche in Karow's Verlage in Dorpat 1848. erschien und in Leipzig gedruckt wurde. — Durch diese hübsche wissenschaftliche Abhandlung, worin des Verfassers praktischer Tast

und gebiegene Gelehrsamkeit befunden werden, hat er im fernen Auslande sowohl<sup>\*)</sup>, wie im Inlande einen ehrenwerten Namen sich erworben.

Das Jahr 1847. ging für Fähnmann ziemlich leidlich vorüber; die Angriffe seiner sprachlichen Gegner vermochten ihm die gute Laune nicht zu vertrüben, wie aus mehrfachen scherzenden Bemerkungen in seinen damaligen Briefen hervorgeht. Ueber diese wissenschaftlichen Streitigkeiten, von welchen eine den Verstorbenen nur deshalb verletzte, weil sie nicht mit der einer literarischen Schde geziemenden Ruhe und Würde geführt wurde, enthält das zweite Heft des zweiten Bandes der Behandlungen der gel. Estnischen Gesellschaft zu Dorpat S. 80. ff. hinlängliche Notizen.

Anfangs November wurde Fähnmann plötzlich in einer Nacht auf einem Krankenbesuch vom heftigsten Schüttelfrost ergriffen, worauf ein Fieber von ganz eigenhümlichem Charakter folgte, wodurch er gegen 3 Wochen auf's Bett gefesselt blieb und noch nachher das Zimmer hüten mußte. „Gott lob!“ heißt es in einem Briefe — „daß ich jetzt ruhig zu Hause bleiben kann; Sachsenwaldt hat die Geschäftigkeit meine Praxis zu besorgen. In fiebersfreien Augenblicken fühle ich noch recht viel geistige Thastraft in mir, allein der körperliche Mensch hindert die Ausführung derselben.“ Diesmal erholtet er sich ungewöhnlich langsam, so daß er Ende November noch nicht das Zimmer verlassen konnte. Am 27. November schreibt er: „Meine Krankheit

<sup>\*)</sup> Die Malaria-Epidemie in Dorpat von Dr. Dr. R. Fähnmann wurde höchst erkennt in Schmidt's Jahrbüchern 1849, Heft 1, in Gagor's medicinscher Wochenschrift Febr. 1850, in Oppenheim's medicinscher Zeitschrift 1849, Februar-Heft, und in noch anderen Sonnenalen. Der Mecenstet in Oppenheim's med. Zeitschrift sagt: Vorliegende Schrift haben wir von Anfang bis zu Ende mit steigender Begeisterung gelesen. Sie ist, was Herzlage nicht gar häufig, das Defizitat eigener Ansichtung, eigener Erfahrung, und wer in einer großen Wirkungsweise so genau beobachtet und unterschreitet, so gewissenhaft die Kranken untersucht und behandelt, und aus ungünstlichen Erfahrungen und Ausgängen durch Schicksal für die später Gekauften Nutzen zu ziehen strebt, der gewinnt nicht bloß das Vertrauen seiner Patienten, sondern auch das seiner Leser. Am Schluß wird dem Verfasser für seine Arbeit gedankt, indem er sich in dieser guten Schrift als tüchtiger Beobachter, als humaner Arzt, als einfacher und vorsichtiger Therapeut bewährt.“

erreicht allgemein ihr Ende, nachdem ich die Flügel schon sinken ließ. Gott Lob und Dank! „Ich bin fast so weit gekommen, wie weit ein Kameel selten kommt, durch ein Nadelöhr zu gehen. Haut und Knochen! Aber Krankheitszeit, Prüfungszeit und Erkenntniszeit. Sie soll auch für mich von Nutzen sein!“ — Im December versuchte er in dringenden Fällen wieder selbst einige Krankenbesuche zu machen, zog sich dazu von neuem eine pleuritische Affektion zu, und blieb bis Ende Februar des folgenden Jahres leidend.“

Im Sommer 1848, führte das Auftreten der Cholera abermals eine schwere Zeit für ihn herbei. Er war während vier Wochen fast nicht aus den Kleidern gekommen und ruhte die paar nächtlichen Erholungsstunden meist sitzend auf einem Sopha. Seine große Anstrengung ließerte ihm auch diesmal günstige Resultate. „Ich habe — schreibt er — „in der Behandlung der Cholera ungewöhnlich viel Glück gehabt, wofür ich Gott nicht genug danken kann. Aber ich schlug auch einen eigenen Weg ein, nachdem ich die Gingeweide von ein paar im Hospital verstorbenen Kranken durchwühlte und mir daraus einiges Licht für die Behandlung des Übelns verschafft hatte. Da bei dieser sehr rapide verlaufenden Krankheit die frühzeitige Hilfe eine Hauptfache ist, so machte ich allen meinen Pflegebesohlenen zur ersten Pflicht, sogleich und bei den ersten Zeichen der Krankheit zu mit zu schicken — ich nähme es nicht übel, wenn ich in einer Minnernacht zehnmal umjause gerufen würde, nähme es aber sehr übel, wenn ich am Morgen einen vernachlässigten Fall vorfinde. Den Furchtamen und Verzagten sprach ich Mut in, trumpfte die Allzufühnen ein wenig ab und rüttelte die Sorglosen aus dem Schlummer. Deshalb bin ich überall' zeitig gerufen worden und die angewandten Mittel versagten mir ihren Dienst nicht.“\*)

\*) Nach Fähnmann ist die Cholera eine durch belebte Stoffe verursachte Blutkrankheit, diese Stoffe mögen nun durch Haut- oder Atemungsorgane aufgenommen werden. Sie befestigen sich im Rückenmark (daher die starken Rückenschmerzen, Waben- und Schenkelkrämpfe und die Röhrschmerzen nach vor den Ausstülpungen) und zweitend, vielleicht sekundär, von der Affektion des Rückenmarks abhängig, in der Schleimhaut des Darmkanals.

Über die übermäßige geistige und körperliche Anstrengung während der Cholera-Epidemie hatte den letzten Rest seiner Kräfte aufgerieben. Von nun an war er fast immer leidend. Den 18. November schreibt er: „Ich bin nun drei ganze Wochen zu Hause und sehe noch kein Ende ab. Meine Krankheit ist Folge der großen Anstrengungen während der Cholera, besonders aus den letzten paar Wochen her, wo sie wieder stark austrat und das ranhafte Wetter zur Nachtheit herrschte. Ich schlepppe mich herum, so lange es ging und blieb endlich zu Hause, als ich dem Umsinken nahe war. Es ist ein kompliziertes Ding. Rheumatische Schmerzen, starker Lungenkatarrh und nun ein verzweifeltes Fieber: keine Minute Schlaf in der Nacht, Unfähigkeit zum Denken und Gedankenjagden, die an Phantasien gründen, dann Halbschlaf von Morgens 7 – 8 bis zum späten Abend. Es ist um rasend zu werden — Leidet aber sind auch nicht einmal die Kräfte dazu vorhanden; es geht stark auf die Reize. Alles ruht, ich kann keinen vernünftigen Gedanken mehr denken, viel weniger ein eingemauertes ernstes Buch lesen. Schreibe mir doch recht oft, wenigstens wöchentlich einmal — Du weißt ja wie lieb ich Dich habe und wie gern ich etwas von Dir lese. Mein uninteressantes Leben kann nur noch durch Gaben der Liebe erhellt werden.“

Mit dem Eintritt des nächsten Frühlings trat wieder eine etwas bessere Periode ein und belebte die Hoffnungen des Kranken; er meinte im April, wenn der Sommer günstiges Wetter bringe, hoffe er sich noch einmal „gründlich auszusticken.“ Ende Mai heißt es: „Mein jämmerlicher Katarrh will mich nicht verlassen, er quält mich bald mit, bald ohne Fieber — er reißt die Kräfte aus. Mein Haar aber hat keine Zeit grau zu werden, es fällt früher aus.“

Im folgenden Monat war er gezwungen die Pariser aufzugeben und auf's Land zu ziehen. In einem vom 21. Juli 1849. aus Nettuno im datirten Briefe heißt es: „Ich bin vollkommen Invalid und Landjunker auf einem alten verlassenen Schlosse geworden. Hier gebrauche ich das Emscher-Wasser, mache tägliche Promenaden im Freien und hoffe damit mich auf den Winter zu stärken; geht es nicht, so muss ich meinen Strom aufgeben. Leider ist das Wetter zu einer Sommerslut sehr unvortheilhaft; Regen und immer Regen und Sturm dazu. Sobald ich zu Kräften

kommie, möchte ich wieder einmal etwas für die Estnische Grammatik thun, und als ein wichtiges noch unbearbeitetes Kapitel steht mir da auf: der Gebrauch der Kasus, besonders der Dativ-Kasus. Es giebt da sonderbare Sprünge, die von der Sprachlogik jeder andern Sprache abweichen."

Die vom Sommeraufenthalt auf dem Lande gehofften heilsamen Früchte blieben aus. Fähnmann kehrte Ende August nach Dorpat zurück und versuchte Anfang September in seinen praktischen Wirkungskreis wieder einzutreten, aber die erschöpften Kräfte und der sehr belästigende Husten nöthigten ihn gar bald zum Aufgeben dieses Vorhabens. Freund Sachsenwald besorgte nach wie vor mit gewohnter Gefälligkeit nicht nur Fähnmann's auswärtige Geschäfte, sondern widmete auch seine freien Abendstudien dem Kranken, der selten vor 1 Uhr Morgens sein Bett einzahm. Ende September sah ihn der Biograph nach 3 Jahren wieder und fand von dem früheren Mann ein schwaches Schattenbild, das ohne Anstrengung keinen Gang über das Zimmer machen konnte. Geistig war er unverändert tüchtig und fragte nur, daß ihm seine Brust das Szen am Schreibtisch nicht erlaube. Es wurden großartige Pläne über eine im nächsten Frühling vorzunehmende Reise nach Süden besprochen, wo er den nächsten Sommer und vielleicht auch den darauf folgenden Winter zu bringen beabsichtigte. Sollte diese Reise durch unvorhergesehene Schwierigkeiten nicht zu Stande kommen, dann sollte Ost- und Ostrand auf einer Jagd durchstreift werden. Der Gedanke an eine viel näher liegende weitere Reise schien ihm da noch nicht vorzuschweben, wohl aber zwei Monat später, den 22. December, wo wir ihn das letztemal sprachen. Er hatte an diesem Abend einen kleinen Freundeckreis um sich versammelt, schien aber leidend und nahm wenig Theil an der Unterhaltung. Erst gegen 11 Uhr, wo alle Gäste, bis auf Sachsenwald und mich, sich entfernten, wurde er lebhaft, sprach mit Heuer von Estnischen Sagen, seinen Plänen, den Hauptplatz von Kalevi-Sohns Tharen zu besuchen, und ließ uns erst nach 2 Uhr Morgens aufbrechen. Beim Abschiede war er sehr bewegt und deutete auf ein jenseitiges Wiedersehen hin.

Von da an ging es mit raschen Schritten dem Grabe näher, obgleich zeitweilige scheinbare Besserungen eintreten, besonders in den ersten Tagen des März-Monats 1850, wo selbst seine ärzt-

sichen Freunde einen Augenblick der Hoffnung Raum gab, daß des Frühlings Wiederkehr vielleicht noch einmal das flackernde Licht zur Flamme ansächen werde. Doch am 17. März meldete sich ein bedrohliches Symptom, das seit 1831. nicht dagewesen war, nämlich ein kleiner Blutsturz, indem nach einem Hustenanfall circa 3 Unzen Blut entleert wurden. „Sehen Sie!“ sprach der Kranke mit seinem Finger auf das ausgeflossene Blut hinweisend zu Dr. Sachsendahl, der kurz darauf in's Zimmers getreten war. Von diesem Augenblick an schwanden die Kräfte noch rascher, der Appetit verschwand und es wurde eine gewisse Unruhlosigkeit an Fählmann sichtbar. Ende März veränderten sich Husten und Auswurf, allein die asthmatischen Beschwerden nahmen sichtlich zu; es schien als wolle eine Vomitsa wieder ausbrechen. Um diese Zeit langte sein Ullaub und Reisepass zur ausländischen Reise aus St. Petersburg an. Er aber äußerte nun mehr den Wunsch, auch für seine Gattin einen Pass behergen zu lassen, weil er sich zu schwach fühlte, die weite Reise allein zu unternehmen.

Die beiden letzten Tage, der 8. und 9. April, waren etwas leidlicher als die vorhergehenden gewesen, natürliche war am letzteren genannten Tage der Kranke schon am Vormittage aus dem Bett gekommen. Sachsendahl saud ihn liegend an seinem Tische und ungewöhnlich einsybig. Als er Abends wiederkehrte, unterhielt sich Fählmann mit dem Hrn. Oberpastor Bönemann. Nachdem dieser fortgegangen war, blieb Dr. Sachsendahl bis gegen Mitternacht bei ihm. Fählmann erkundigte sich nach den herrschenden Krankheiten und sprach mit Lebhaftigkeit von einigen neueren Arzneimitteln; dann begleitete er seinen scheidenden jungen Freund bis in's Vorzimmer, rauchte daselbst noch eine frische Cigare an und schloß die Haustür ab. Bald darauf war er zu Bett gegangen und ruhig eingeschlafen. Gegen 1 Uhr lag er an unsicher zu atmen und im Schlaf zu stöhnen und erwachte in demselben Augenblick mit den an seine Frau gerichteten Worten: „Rimm Feuer auf, es kommt schon.“ Eiligst wird ein Licht angezündet, ein Blutstrom quillt aus des Kranken Mundes; „Salz!“ ruft er mit watter Stimme und in demselben Augenblick sinkt auch sein Haupt in die Arme der Gattin zurück, — er hatte mit dem letzten Worte seinen letzten Atemzug getanzt. Der eine Viertelstunde später herzu kommende Sachsendahl findet den Freund als Leiche vor.

Wiewohl alle längst auf diesen Ausgang vorbereitet waren, wirkte doch am folgenden Morgen die Todesnachricht wie ein Blitzenstrahl bei heiterem Himmel. Die ganze Stadt war in Bewegung und es ward offenbar, wie viele Freunde und Vertheil der verstorbene unter allen Klassen gefehlt hatte und wie schmerzlich man seinen Verlust betrauerte.

Der Vollendete verdiente diese Theilnahme aber auch im vollen Maasse! Fählmann war als Arzt mit gründlicher Gelehrsamkeit, scharfer Beobachtungsgabe und vielfältiger Erfahrung ein eben so sicherer Diagnostiker, wie er mit glücklichem Takte jedesmal für den speciellen Fall auch das geeignetste Mittel gleich herausfand. Das *ratio curare* war bei ihm die Haupsache; er wollte Krankheiten beseitigen, ohne neue in den Körper zu bringen. Aus diesem Grunde war er mit den metallischen Mitteln sparsam und gab sie nur dort, wo die Erreichung des Ziels auf anderem Wege unmöglich war. Schon zu einer Zeit, wo durch den Schultheilian der Missbrauch von Mercurialien an der Tagesordnung war und bei manchen Praktikern die Apotheker-Büchsen mit Calomel und Saccharum lactis fast gleichbedeutend erschienen, indem man ihren Inhalt jedem Pülverchen beimischen konnte, wenn man ohne besondere Indikationen mehr expectativ verfahren wollte, sah man Fählmann eine rühmliche Ausnahme machen. Als bei einer einfachen rheumatischen Ruht im Sommer 1831, ein Arzt seinem seiner Kräften Opium ohne Calomel-Zusage verordnete, sagte Fählmann: „Der Mann habe eine eigene Art mit vier Pferden zu fahren, indem er zwei vor und zwei hinter den Wagen anspannt; — ich glaube man kommt da mit einem einfachen Vorspann von 2 Pferden rascher fort.“ — In chronischen Krankheiten wandte er am liebsten nur vegetabilische Arzneistoffe an, und zwar ließ er das für den speciellen Krankheitsfall gewählte Mittel oft Wochen und Monate hindurch mit eiserner Beharrlichkeit gebrauchen, bis er seinen Zweck erreichte. Seine durch unzählige glückliche Erfahrungen bewährten Heilmittel waren ihm als liebe Freunde an's Herz gewachsen, daher vertauschte er sie ungern mit Fremdlingen, am wenigsten mit solchen, die als Universalmittel ausposaunt werden. Sobald er jedoch in einem neuen Mittel kräftigere Eigenschaften entdeckte, als in den bisherigen, so ward ein solches fogleich in Dienst ge-

nommen und nicht wieder ausgegeben.<sup>1)</sup> Überachtet der großen Krankenzahl, welche er zu besorgen hatte, ward sein Verfahren niemals ein handwerksmäßiges, bei dem nur stehende Receptformeln vorkommen; er individualisierte streng die Fälle, und leitete darnach die Kurmethode. — An feiner praktischen Tüchtigkeit ließ sich kein Zweifel gestellt machen, da zu viele zedende Beweise am Tage lagen, welche selbst Steine zum Sprechen gezwungen hätten. Höhmann war aber auch in weit höherem Maasse ein gründlich theoretisch gebildeter Arzt und hatte die reichen Schäke der medizinischen Wissenschaft, welche Vergangenheit und Gegenwart vor Dem ausschreitet, welches in der Heilsynode sichere Schritte thun will, nicht bloß oberflächlich seiner Betrachtung gewürdiggt. Er war den wissenschaftlichen Fortschritten der Wissenschaft mit einem stillen Fleise und Eifer gefolgt, wie es wohl höchst selten bei einem praktischen Arzte der Fall ist. Er hatte neben der praktischen Medicin naturhistorische, physikalische und chemische Studien eifrigst betrieben, weil er ein Bedürfniss fühlte, mit den neuesten Entdeckungen im gleichen Niveau zu bleiben. Seine wissenschaftlichen Beschäftigungen erstreckten sich über alle Zweige der Alzneiwissenschaft, mit allen ihren Gestaltungen, Systemen, Entdeckungen, Vorzügen und Schwächen der älteren, wie der neuern Zeit, und gerade durch seine frühzeitig erworbene gründliche Kenntniß des Alten hatte er den scharfen kritischen Blick erlangt, mit welchem er die Tagesscheinungen schnell und sicher ihrem Werthe nach richtig auffasste. Er war kein den Modernen unterworfenes Roht, das fortwährend hin und her geschaufelt wird, sondern stand als ein Weise auf seinem Platze, den Kompaß nach der Wahrheit gerichtet. Die Natur hatte ihm schöne Gaben verliehen, und er bei ihrer Ausbildung keine Mühe gespart. Neben seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit besaß er die glücklichen Eigenarten eines Arztes: Liebe zum Fach, Lust zum Helfen und unermüdliche Ausdauer bei Ausübung der schweren

<sup>1)</sup> So z. B. war er anfänglich aus theoretischen Gründen sehr gegen das von Scharlati empfohlene Ammonium carbonicum eingetreten, bis er es endlich auf die mitgetheilten glücklichen Erfahrungen eines Freunden versuchte und die gute Wirkung bestätigt fand. „Ich halte es für meine Pflicht“, schreibt er, „Dir zur den mitgetheilten schönen Erfahrungen zu danken. Das Ammon-carbonic. hat sich auch bei mir glänzend bewöhrt, ich freue mich über diese Vereidigung.“

Berufspflicht. Der Fürst wie der Tagelöhner halten als Kranken ganz gleiche Berechtigung auf seine Hilfe, denn sie waren Menschen — seine Brüder. Der vornehme Wiedungsleiter, worin er sich täglich bewegte, entzog ihm den Hütten der Armut und Niedrigkeit nicht. Wie er zu Anfang seiner praktischen Laufbahn aufgetreten war, so beschloß er auch dieselbe; durch das Gewicht des Geldes hatte das des Herzens nicht um einen Gran verloren. — Daß er bei seiner ausgedehnten Beratpraxis, zumal in Zeiten herrschender Epidemien, viele Ansprüchen, Fahrtkosten über's Land zu machen, ablehnen mußte, war natürlich. Wer durfte ihn deshalb anklagen?! Verübeln läßt man die Menge der täglich zu bearbeitenden Geschäftsbriebe an entfernte Kranken, die neben der Paroß besorgt werden mußten, so begreift man es kaum, wie ein Einzelner Das alles ausführen konnte. Um Krankenheit saß er gewöhnlich einzulig da: er hörte und dachte mehr, als er sprach. Alles suchte er mit seinen Kenntnissen zu glänzen, mit glücklichen Kuren sich bereit zu machen, oder gar halbverdiente wissenschaftliche Lesestücke vor Patienten auszuforschen. Auch pflegte er solche Kranken, wo er Hoffnung zur Wiedergenbung hatte, nicht erst aufzugeben und dann durch eine Wunderkure oder mit Hilfe eines „Höheren“ durchzubringen; seine ausgegebenen Kranken müsten leider sterben. Höhlmann besaß zuviel inneren Honn, daher verschmähte er alles dem Handwerk anhängende Klappern.

Aber nicht nur als ausgezeichnetes Arzt, auch als Gelehrter nahm er eine ehrenvolle Stellung im Leben ein. Wie er schon in seinen Universitätsjahren sich nicht mit dem Studium der eigentlichen Fachwissenschaften begnügt, sondern auch anderweitige Vorlesungen frequentiert hatte, so blieben ihm auch während seines ärztlichen Berufslebens die Fortschritte der Zeitgenossen in den Sprachwissenschaften, so wie in der Geschichte und Philosophie nicht unbekannt, und was in diesen Büchern irgend Erhebliches erschien, zog seine Aufmerksamkeit auf sich und ward von ihm näher angesehen. Er war daher stets mit den wissenschaftlichen Bewegungen der Gegenwart vertraut und nahm den lebhaftesten Anteil an Allem, was die Menzit Interessantes brachte. Auch die politischen Tagesereignisse ließen ihn nicht unberührt, obzw. er für die Politik im engeren Sinne keine Neigung zu haben schien und sich niemals damit befaßt hatte.

Unter seinen sprachlichen Studien müssen wir hier die in Bezug auf das Estnische ganz besonders hervorheben, die schon in seiner Jugendzeit manche Freizeitstunde ausgefüllt hatten und zu denen er sich in seinem letzten Leben - Decennio mit einem Elpe hinwendete, den auch manche Anerkennung sprachlicher Gegner nicht zu lähmen vermochte. — Oft genug erklärte er, daß er sich die Verdienste eines Sprachforschers nie anmaßen könne, da er nur als Liebhaber aus diesem Felde arbeite; und doch haben gerade diese Arbeiten, so weit sie das östliche Gebiet berührten und die Veröffentlichung Estnischer Nationalpoesien veranlaßten, den Namen des Mannes weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt gemacht, während seine ärztliche Berufstätigkeit in dem engeren Umkreise seines Wohnortes sich abhöhlte. — Er war schon durch seinen Beruf als Lehrer der Estnischen Sprache an der Dorpatischen Universität dazu veranlaßt, sich nicht nur mit dem Sammeln Estnischer Sprachdenkmäler zu beschäftigen, sondern auch der Sprache selbst und ihrem grammatischen Bau seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. In letzter Beziehung ging sein Streben dahin, für künftige Bearbeiter der Grammatik Material zu sammeln. Die Herausgabe einer neuen vollständigen Estnischen Grammatik hielt er (wie auch schon der verstorbene Propst Matius) für ein noch zu frühzeitiges Unternehmen und meinte, daß es dazu noch vielfachere Vorarbeiten und gründlichere Untersuchungen bedürfe. wäre ein ruhigeres Vor, etwa das eines Landpredigers, unserm Höhlmann zu Theil geworden, so würde er gewiß, soweit nur eine treue und gewissenhafte Erfüllung seiner Berufspflichten ihm Muße gegönnt hätte, seine Vorarbeiten und Untersuchungen übernommen und uns eine Estnische Grammatik geliefert haben, die nicht, wie er bei einer solchen Arbeit eines Andern schetzend bemerkte, der Finnischen Sprache zwar die Kathinische Zwangsjacke ausgezogen, aber dafür eine Finnische wieder angezogen hätte.

Nicht minder bedeutend erscheint uns Höhlmann als Mensch in jeder Beziehung und in allen Verhältnissen des Lebens. Ein so lauteter Charakter, wie der seinige, gehört zu den Seltenheiten. Die philosophische Durchbildung des Verstandes war nicht auf Kosten des Herzens geschehen; sein Gemüth war ein sindliches geblieben, aber seine äußere Erscheinung war so originell und exzentrisch, verlor so wenig den inneren Kern, daß er von vielen

ganz unrichtig beurtheilt wurde. — Mit einem gewöhnlichen Maßstabe dürfen aber auch Charaktere, wie der seelige, nicht gemessen werden, wenn man nicht auf falsche Resultate herauskommen soll. Zu ihrer Beurtheilung gehört mehr, als die oberflächliche Bekanntheit im gewöhnlichen geschäftlichen oder geselligen Verkehr, gehört eine genaue Kenntniß aller Verhältnisse, die aus ihre Ausprägung gewirkt haben, ein Zurüdgehen in die früheste Kindheit, wo oft der Grund zu auffallenden Erscheinungen im Mannealter gelegt wird, die wir uns anders garnicht erklären können. Wie Fähnmann — nach des seligen von Liphart's Ausdruck — schon als Knabe ein reiner und großer Mensch war, so blieb er es auch als Mann, da es ein unverständliches Bedürfniß seine Natur war und er stets den guten Willen und die Kraft hatte, jede gute Anlage bis zur möglichsten Vollendung auszubilden. Im Umgange behielt er unter allen Umständen Ruhe und Besonnenheit, und wenn es in seltenen Fällen Augenblicke gab, in denen er von einer leidenschaftlichen Aufregung hingerissen über empfangene Schmälerungen böse werden konnte, so hat er doch in seinem Große nie Böses mit Bösem zu vergleichen gesucht. In seinen kräftigeren Jahren konnte er über die dumme Bosheit Anderer nur scherzen, allein als sein Körper leidend geworden, schen wir in demselben Verhältniß die Reipbarkeit größer werden, wie er selbst in seinen Briefen gestehl. Bei eingetretenen Mishelligkeiten mit Freunden behielt er große Mäßigung und vermeid Alles, wodurch des Andern Feuer lebhafter hätte angefacht werden könnten. In der Regel überließ er die Sache der Zeit, damit der Gegner sich abkühle, zum Theil auch sein Unrecht selbst einsehen lerne; dann erst versuchte er die Differenz auszugleichen. Der Schreiber dieser Zeilen könnte aus eigener Erfahrung eine Menge Belege liefern. Aber wie verschieden auch bisweilen unsere Ansichten und Meinungen sich gestalteten, nie wurde dadurch die Freundschaft getrübt, und Das war allemal sein Verdienst. Seine geistige Überlegenheit gegen einen Schwächeren geltend zu machen, war ihm eben so unmöglich, als einen erworbenen Freund wieder aufzugeben. Seine Freundschaft war ein gleichmäßiger Sonnenschein, der Nebel und Wolken durchbrechend stet unverändert bleibt. Wie eine Centrale Sonne die Planeten, so hielt sein großes Herz die Freunde stets an sich gesesselt, sie mit Licht und Wärme beglückend; seln letzter Pulsenschlag und Athem-

zug geriss erst diese Bande. Er war ein treuer und wahrer Freund. Gegen die Fehler und Schwächen Anderer war er nachsichtig, aber desto strenger gegen die eigenen. Aller falsche Schein war seinem Wesen fremd und Glanz ohne Solidität, glattes Neufert ohne innere Wahrheit, gewandte Bewegung in den konventionellen Ebenenformen ohne tüchtigen Gehalt des Charakters konnte ihn weder blenden noch gewinnen. Selbst schlicht und einfach, wollte er auch Den schlicht und einfach, wahr und treu, zu dem er sich nähert sollte hingezogen fühlen. — Aus diesem Grunde war er in größeren Gesellschaften mehr einsilbig und verschlossen als mittheilend und mit im engeren Freundskeife gesprächig und gemüthlich heiter.

Höhlmann's Edelmuth und Freigiebigkeit waren unerschöpflich. Der Nothleidende — ob bekannt oder fremd — fand bei ihm Hilfe, und obgleich seine Gutwirthigkeit öfters gemisbraucht und hinterzogen worden war, ward er nicht müde zu helfen, wo er nur konnte. Von der Art und Weise, wie er Unbekannten Geld auslief, wollen wir nur einen Zug erzählen. Eines Morgens erscheint ein ihm ganz fremder junger Mann, der 25 Rbl. S. anleihen will. „Hm! Fünfundzwanzig Rubel?“ spricht Höhlmann, „wollen gleich nachsehen, ob so viel in der Kasse vorräthig liegt.“ Ein paar Minuten später schitt er mit dem Gelde zurück. Der junge Mann verlangt Schreibzeug. „Wozu?“ Ich will Ihnen eine Schuldbeschreibung geben. „Barbare keine; wollen Sie das Geld wiederzahlen, werden Sie es ohne Beschreibung thun, — im entgegengesetzten Falle würde mir Ihre Schrift auch nichts nützen.“ Der Jungling empfiehlt sich, ohne daß der Geber nach seinem Namen fragte. Doch Das war ganz in der Regel. Wenn aber der Schuldner später wirklich das Geld brachte, so unterließ Höhlmann es nicht, nach seinem Namen zu fragen und lehnte wohl auch dem ehlichen Manu mit einem herzlichen Händedruck. — Selbst größere Summen, einmal sogar 200 Rbl. S., wurden auf das Ungewisse ohne Schwierigkeit hingegeben. Wie viele Menschen giebt es, die solche Summen auf's Spiel setzen? Und Höhlmann war kein reicher Mann, wie der für seine große Thätigkeit sehr bescheidene Nachlass ausweiset. Ein Anderer hätte in seiner Lage gewiß das Doppelte für die Familie hinterlassen können, aber er hatte der Brüder und Schwestern zu viele, mit denen er theilen mußte. Ward er zu einem dürfstigen Kranken gerufen, wo es am Noth-

dürftigsten gebracht, da mußte gleich Hilfe gesuchet werden, doch so, als käme sie nicht von ihm, sondern von einem Wohlthäter, der nicht genannt sein wollte. In den schweren Miswachsäbten, wo die Noth auf dem Lande groß war, sind manche Spenden von ihm hier und da verehrt worden, aber er blieb stets der unsichtbare Geber.

Hier könnten wir füglich schließen, wenn uns nicht noch eine heilige Pflicht gegen den Hingeriedenen ansforderte, den Zweifeln, welche man gegen Fähnmann's Stellung zum Christenthum erhoben hat, mit einigen Worten zu begegnen. — In einer Zeit herangewachsen und gebildet, in welcher die rationalistische Auffassung der christlichen Lehre die fast allein gültige war, konnte er sich mit den Anforderungen nicht einverstanden fühlen, welche die Theologen unsrer Tage rücksichtlich des Glaubens, als das bestimmt eingegrenzten Bekennniß eines scharf ausgeprägten Lehrsystems, an den Einzelnen stellten, und er sprach hierüber seine Meinung mit der ihm eigenhübschen ruhigen Freimüthigkeit aus. Wir wollen es nimmer verleugnen, wie wichtig Glaubens-Ueberzeugungen als Quellen einer gottwohlgefälligen Gewissnung sind, und wie stolz befähigt noch fühlen wir uns dazu berufen, die religiösen Ueberzeugungen zu zergliedern, aus denen unser Fähnmann seine Kraft zum Handeln und seine Ruhe im Leiden schöpfe, auch halten wir uns nicht für befugt darüber zu richten, wie viel oder wie wenig ihm zu Dem gefehlt haben mag, was dazu nötig ist, um ein gläubiger Christ heißen zu dürfen; aber Das wissen wir, daß Fähnmann seine Christenpflicht gegen seine Nebenmenschen gesissenschaftlich unerschöpft gelassen, sondern jeder Ansprücherung zu genügen gesucht hat, die man an einen Christen rücksichtlich seiner Pflichttreue und seiner Menschlichkeit zu stellen pflegt. — Der bekannte Samariter, dessen Christus in seinem Gleichniß erwähnt, war gewiß mit allen Leidenschaften der christlichen Kirche unbekannt und doch hat der Herr selbst sein Handeln Andern zum Beispiel aufgestellt, und so dürfen auch wir manchem Jünglinge, der etwa dieses thaldfüßen, ernst streben und edel handelnden Mannes Lebenskunze lesen sollte, zurufen, ohne ihn in seinem Glauben irre machen zu wollen: Zeige nur stets Deinen Glauben auch in Uebereinstimmung mit Deinen Werken, und freut dich des ihitägen, edlen Biedermanns Bild, so gehe hin und thue desgleichen.

# Ueber estnische Orthographie, von Dr. Fr. R. Fähsmann.

## Vorabinneungen.

Wie soll das Estnische geschrieben werden? Diese Frage ist oft aufgeworfen worden und es hat an Männern nicht gemangelt, welche sich ernstlich bemühten sie zu beantworten<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Die estn. Schrift, kommt von Deutschen her. Die Deutschen, welche zuletzt Estnisch schrieben, führten ihr ganzes Alphabet herüber; was nicht gut durch deutsche Schriftzeichen ausgedrückt werden konnte, suchte man durch die wunderlichsten Zusammensetzungen von Buchstaben, ähnlich zu machen, und Buchstaben, die in der estn. Spr. gar nicht vorkommen, brachte man in falsch ausgeprägten Wörtern an oder in selchen deutschen Abschriften, mit denen man reichlich die estn. Spr., zu beschaffen bemüht war.

Die estn. Orthogr. ist auch immer in einer gewissen Abhängigkeit von der deutschen geblieben. Die ersten estn. Druckschriften, die wir haben, erschienen zu Anfang des 17. Jh., zu einer Zeit, wo die deutsche Orthogr. noch selbst gar im Auge lag. Obgleich dieser der Hauptgrund ist, warum die Schreibart in den ersten Schriften so unbedeutend ist, so kann doch nicht minder die mangelhafte Kenntnis der Sprache in dieser Zeit mit in Ausschlag gebracht werden und eine gewisse Bezeichntheit, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat: man sagt, der Estl. spreche nicht genau genug, man müsse richtiger schreiben.

Gegen das Ende des 16. Jh. hin fragt man an die deutsche Orthogr. zu berichtigern und der Aussprache angemessener einzurichten, und diese Bemühungen wiesen mit auf die estn. Schrift ein. Dass man das Bedürfnis einer Verbesserung fühlte und Mancher schon die Sache ernstlich überdachte hatte, geht besonders daraus hervor, dass aus einer Versammlung von Geistlichen zu Leobs 1688, die sich über die Überzeugung der heil. Schrift besprechen sollten, die verschiedenen Ansichten über die Orthogr. einen Streit verursachten, der damit endigte, dass die ganze Versammlung unverrichteter Sache aus rananter ging. Hergelms' Bewerbungen, die estn. Orthogr. zu verbessern, wird röhentlich gesucht von Gustafsson in der Vorrede der Th. Helle'schen Gramm. p. 28—39; er suchte die Schrift der Aussprache des Esten genauer anzupassen und suchte mehrere unnötige Buchstaben aus. Was in Gustafson's Gramm. (1688) noch ganz dorstig erscheint, ist in Herant's Gramm. (1693) schon geglätteter, und Thor Helle lehrt in seiner Gramm. (1732) die Schreibart, welche wir in der Bibelübersetzung (an der er eifrig Theil nahm) wiederfinden. Dieser grunds. Sprachforscher zeigt an vielen Stellen, dass Mehreres durch die damalige Schreibart gar nicht wiedergegeben werde und schlägt auch Verbesserungen vor.

Aber es herrscht noch immer darin viel Willkür, Unbestimmtheit und Unklarheit; es bleibt die oben aufgeworfenen Frage noch immer von Wichtigkeit und sie wird noch in unjern Tagen oft wiederholt, eben weil ein dringendes Bedürfniß sich jetzt für eine gleichmäßige Schrift, weil die bestehende Orthographie den gerechten Ansprüchen nicht genügt und weil kaum zwei Schriftsteller dieselbe Orthographie beobachten, oft genug denselbe Schriftsteller auf jeder Seite seines Buches eine andere hat.

Wie die Schrift überhaupt die hörbare Sprache zu einer sichtbaren machen soll, so soll nun wiederum die Orthographie dafür sorgen, daß die Schrift durch genau unterschiedene Zeichen die hörbare Sprache treu wiedergebe. Die Sprachlehre muß der Schreibschule vorangehen und in Sprachen, wo jene eine fertige ist, kann die Orthographie fort abgemacht werden. In der estn. Sprache aber, wo weder die Elementarlehre, noch auch die Formenlehre genau durchforscht sind, muß das Eine und Andere dieser Doctrinen mit berücksichtigt werden, des besseren Verständnisses wegen.

Welche sind aber die allgemein leitenden Grundsätze für die Orthographie überhaupt und für die estnische insbesondere? Schon die Schriftzeichen selbst sind signa arbitria, und Regeln für die Orthographie lassen sich aus der Logik kaum abstrahieren; Gewöhnlichkeit, Autorität, Convenienz, Eigentum vertreten ihre Stelle, und daher werden auch Sätze von Einzelnen in Vorschlag gebracht, die selten allgemeine Gültung gewinnen. Im Allgemeinen werden wir diejenige Orthographie für die adäquateste halten, welche am genauesten aber auch zugleich am einfachsten die mündliche Sprache wiedergibt, und in dieser Rücksicht könnte unter den neuen Sprachen die deutsche die beste Orthographie haben. Rechts und links sind andere Sprachen von der Mutterstraße abgezogen. Man wolle nicht jede auch unbedeutende Abänderung der Aussprache in der Schrift bezeichnen, — es muß der Beschriftung auch etwas überlassen bleiben — oder man läme dahin, wo die Engländer schon sind: eine Hand voll Buchstaben unregelmäßig hinter einander hin zu schreiben und sie nun nach beliebiger Uebereinsunft anzusprechen! Aber eben so schlimm ist's, zu wenig auf die Eigenhünligkeit der Sprachweise zu achten, zu viel der Beschreibung auszubüden und die Orthographie der einen Sprache auch für die andere für hinlänglich erklärt zu wollen. Und so war's und ist's noch in der estn.

Schriften der Schrift vor; diese mögen aber besonders durch die Uniformität der Buchstaben wieder vermieden werden sein.

Die Bibelübersetzung (1737) hat eine Orthographie, die wir für die Zeit, in welcher sie entstand, eine sehr verbesserte nennen können. Diese Orthogr., an der in den neuen Ausgaben kaum etwas Wesentliches geändert werden ist, verblieb aber als Norm bis in die neuesten Zeiten, wo Rosing sie erschaffte.

Sprache. Einem gebildeteren Estu legte ich die Frage vor, ob die übliche Schreibweise wirklich genüge und den Sinn der Rede und die Aussprache auch wirklich treu wiedergebe — und bekam zur Antwort: es wäre nicht so; er und Andere hätten in ihrer Jugend viel Zeit gebraucht, um sich zu üben, aus dem Sinn, den sie in der Schrift veranlaßten, die richtige Aussprache zu treffen; man müsse ein Stück schon einmal durchgelesen haben, um es richtig und geläufig lesen zu können. Diese Anerkennung ist eine Anforderung zur Verbesserung der estn. Orthographie, und seitdem ich diese Anerkennung gehört habe, halte ich ernsthafte Verbesserungsversuche nicht für überflüssig. Man ist gewohnt, hircher gehörige Vorschläge mit demselben kurzen Urtheil abzufertigen, wie eine jede andere Arbeit in der estn. Sprache, nämlich: man kommt damit zu früh; man sieht and. Sondere zw. noch andere Dinge. Bedenkt man aber, daß die Bearbeitung der einen Poetria auch die anderen betrifft und daß jene anglistische Rückicht besondere Schuld gewesen ist, daß in den 800 Jahren, während welcher nun schon das Evangelium den Esten gepredigt wird, die Sprache der Esten noch so wenig gründlich bearbeitet worden ist; so halte ich's für Pflicht, sich auf das Vorhandene zu rüggen und von allen Seiten in die Sprache dieser einzubringen.

Eine wichtige Frage ist: können wir hoffen, daß die hier festgesetzten Regeln allgemeine Weltung erhalten werden? Diese Frage könnten wir wohl nicht in einem Wunsche umformen — er wird kaum in Erfüllung gehen. Der Fuß wächst in die Unebenheiten des drückenden Schuhes hinein, so daß nun der regelmäßige Schuh empfindlicher drückt. Von unserer Gesellschaft ist der Wunsch ausgesprochen worden, eine Norm zu haben, wonach die Orthographie der von ihr ausgehenden Schriften gleichmäßiger gehalten werden könnte. War in diesem Sinne habe ich den von mir gerichteten Aufruf zu erfüllen versucht, und bitte um Nachsicht, wenn ich hier und dort das Rechte nicht sollte getroffen haben. Die Sprachfunden unserer Gesellschaft fordere ich hiermit auf, ihre Bemerkungen hinzuzufügen, damit ich diesen und jenen Satz berichtigten oder manches vielleicht Übergehene hinzuzufügen könnte. Rauentlich fehlt hier, was der dörfliche Dialekt Abweichendes hat. Der gerechte Leser wunderte sich nicht, wenn dann und wann ein Vorschlag kommt, den er nicht annehmen kann; eben so wenig will sich der Verfasser wundern, wenn der eine oder andere seiner Lieblingssätze wenig Anklang findet oder auch ganz durchfällt.

#### Litteratur:

1. *Manuductio ad Linguam Oesthoniam*, Anführung zur Östlichen Sprache, von Henrico Gusekenio. Reval 1660. II. 8.

2. Grammatica Estonica etc. ed. a Johanne Hornung. Riga, (ohne Jahrestahl 1693.) fl. 8.
3. Kurzgefasste Anweisung zur Estnischen Sprache ic., von A. Thor Helle; herausgegeben v. G. Guisleff. 1732. 8.
4. Estnische Sprachlehre für die beiden Hauptdialekte ic., v. Hupel. Mitau 1818. 8.
5. Beiträge zur genaueren Kenntniß der estnischen Sprache, v. J. J. H. Stosseplänter, 20 Hefte in 5 Bänden.
6. Beitrag, zur Estnischen Orthographie, von D. W. Masing. 1824. 8.
7. Bemerkungen über D. W. Masing's Beitrag zur estnischen Orthographie, von einem Freunde der estnischen Sprache. 1826. 8.
8. Ausführliche Anzeige und Beurtheilung der Schrift: Beitrag zur Estnischen Orthographie von D. W. Masing. 1827, von J. J. A. Hirschhausen. 8.
9. Beleuchtung der über D. W. Masing's Beitrag zur estnischen Orthographie erschienenen Bemerkungen ic., v. D. W. Masing. 1827. 8.
10. Grammatik der Estnischen Sprache, Revalischen Dialektes, v. Dr. Ahrens. 1. Th. Formenlehre. Reval 1843. 8.
11. Vorschläge zur Verbesserung der Estnischen Schrift, von D. W. Masing. 1820. 8.

## I. Abschnitt.

### Allgemeine Regeln.

§. 1. Man schreibe wo möglich genau so, wie man spricht.

1. Dieser ist der Hauptatz. Der Est spricht viel genauer alle Buchstaben aus, als der Deutsche. Man vergleiche nur die gleichgeschriebenen Wörter: Leib und leib, Rand und rānd, Kind und riind, und u. und, sang und sāng, arg und aāg.

2. Hier muß der alte Streitpunkt wieder berührt werden: welche ist die Quelle, aus welcher wir die richtige Aussprache des Estnischen schöpfen sollen? Der Quellen für die Aussprache müssen vier. a) Schriften. Die estn. Schriften enthalten aber bis hiezu eine mangelhafte Sprache, die wenig volksähnlich ist, und ein Buch widerspricht dem andern. b) Prediger. Zehl freilich stadt die meisten Prediger deutsche Eingeborene. Aber auch jetzt noch wird in den Städten und sogar auf dem Lande von den Deutschen die estn. Sprache nur vollständig gelernt, und die jungen Theologen erlernen sie oft erst nach beendigtem Universitätsstudium und auch dann mehr nach Büchern als aus dem Munde des Volks. Ich habe in Lettien und Wierland selbst alte Prediger im usputzen

(sogenannten) klassischen Dialect — nämlich im steifen harrischen — predigen gehört. In früheren Zeiten, wo die meisten Prediger Ausländer waren, rüstete man sich nach den Schriften, von denen Kelch spricht. Pösa und Pössand haben ihre Entstehung gewiß den ungeschlungen thüringischen Sprachorganen zu verdanken und noch zu unserer Zeit hört man: *Hummal ollo sunno sittances und Isja meie, leib ja ollet teiväas.* e) Eingeborene Deutsche, die vielfach mit Esten in Beziehung gewesen. Sie können freilich in vielen Stücken leiten, weil der rohe Estle sehr schwer dahin zu bringen ist, über seine Sprache Rechenschaft zu geben; aber fast immer haben sie die Sprache nur oberflächlich erlernt. d) Endlich der Mund des Volkes selbst. Nachlässigkeit, beschränkter Vocaldialect, Verkünnigung der uncorrecteten Bücher- und Kirchensprache trüben freilich diese Quelle; aber Hören und Wiederschöten, und Vergleichen und Sichten leitet und dennoch führt. Nur darauf, wie die Sprache des Nationalstolzen beschaffen ist, kommt es an, auf das Glücklich Anderer wenig. Der Mund des Volkes ist und bleibt die einzige sichere Quelle wie der Sprache überhaupt, so auch der eichligen Aussprache. Freilich wäre die Sprache des gebildeten, in mehreren Sprachen bewanderten Esten am richtigsten; doch gibt es Männer, wie Wasung war, nur wenige. Aber auch in jedem Kirchspiel, fast in jedem Dorf findet man einen und den andern Baner, der eine Ehre darin sucht, geläufig und rein zu sprechen.

### §. 2. Man achtet auf Abstammung und Zusammensetzung.

Bei der genauen Aussprache der Esten ist Abstammung und Zusammensetzung fogleich klar; dennoch gibt es Fälle, wo ein Buchstabe neben andern undeutlich wird. So *raudsep*, *tingsep*, *umtshüm*; *andsume*, *leidsume*, *wölibüme* — *wödümme*, *eissüme*; *waenlane* und nicht *waendlane* oder *wainlane* (die Verwechslung des o und u in §. 7.).

### §. 3. Da nun schon eine Orthographie besteht, so nehme man auf sie einigermaßen Rücksicht, weil das Neue unbequem ist und sich doch erst Bahn brechen müßte.

Die Orthographie der Bibel ist lange nicht mehr festes usus, besonders seitdem Wasung die dringende Nothwendigkeit gezeigt hat von ihr abzugehen und seine Vorschläge, der eine mehr der andern weniger, nach und nach Eingang gefunden haben. Dennoch lasse man sich nicht beklagen, eine jede getringfügige Abweichung in der Aussprache in den Flexions- und Ableitungsförmen zugleich auch durch die Schrift kenntlich machen zu wollen; man muß hier, wie auch in andern Sprachen, auf die Leseführung sich verlassen. So z. B. ist ein kleiner Unterschied im Nominativ und Genitiv einiger Wörter des 2. Decl. auf a, e und o: *laana*, *one*, *ööd* u. c.

## II. Abschnitt.

### Besondere Regeln.

#### Cap. 1. Crisis der Schriftzeichen.

Die Buchstaben sind dem deutschen Alphabet entnommen. Die Estnisch schreibenden Deutschen nahmen so viel zu ihrem Gebrauch, als ihnen gut dünkte. Aber die Eigenthümlichkeiten der estn. Spr. machten es in der Folgezeit nothwendig, mehrere Buchstaben aufzustossen und auch wieder neue Zeichen zu erfinden.

#### §. 4. Vocale.

Der Esten hat 9 Vocale: a, e, i, o, u, ð, ã, ô, û. Die drei letzten sind reine Vocale und nicht, wie im Deutschen, nur Laute von a, o und u. Das ð ist ein eigenthümlicher estn. Vocal und Masing hatte vollkommen recht, ein eigenes Zeichen für ihn zu erfinden. Er kommt in einer Menge von Wörtern vor, nur hört man ihn nicht überall gleich häufig, am häufigsten am Beispusstande (so daß das o auf Kosten des ð im Tortaschen und Kobbaferschen ganz verschwindet; am seltesten in Ost-Harrien (wo er durch a, o und ð ersetzt wird), woher er in den Masingischen Schriften sehr oft, zu oft vorkommt (auch in Ford, ommeti, loht, ois, lohhe, ostma, etsimä u.), dagegen in dem sogenannten classischen Dialect gar nicht).

Jeder Vocal wird immer vollkommen gleich ausgesprochen — die Dehnung und prosodische Gestaltung abgerechnet (s. Verwechsel. von o und u §. 7.).

#### §. 5. Diphthongen

giebt es bei weitem mehr, als in anderen Sprachen, 14.

- 1) ae. fael, pael, nael, waen, laew, laew.
- 2) ai. paik, wait, waim, wain.
- 3) au. au, aut, laun, laun, laud, paun.
- 4) ãi. ãi, wãi, läit, fãit.
- 5) ea. ea, pea, seadma, seadma.
- 6) ei. leib, meie, reis, leine.
- 7) iu. siug, siug, liusama, niuded.
- 8) oe. poeg, loet, loc.
- 9) oi. pois, loit, loi, loivo, oinaš, olgoma.
- 10) ðe. mõef, mõet, rõem, föel, mõeduma.
- 11) ði. ðis, ðiskama, põid, föit, mõif, föim, föimama.
- 12) ðu. ðu, ðun, nðu, jõub, föuama, tõufama.
- 13) ði. ðis, föis, põid, föitma.
- 14) ui. lut, muid, puid, tuiss, tuiss, uimuma, tuifuma, tuifuma.

Anm. Masing hat 20 aufgestellt, von denen viele gestrichen werden müssen.

1—3. áe, ée, iú. Das e und i sollte als Dehnungszeichen für das á, ó und ú dienen und zugleich mit ihnen zu einem Doppellante zusammenschmelzen: páed, töed, súid.

4. ed fällt weg, weil es nur in der Schrift vorkommt, der nachlässigen Sprache oder dem döpischen Dial. nachgebildet (páel, seal, teál, séðus u.).

5. eu. Das griech. ευ hat der Ede nicht. Die schlechteste deutsche Aussprache, welche ói und eu verwechselt (Döitsch, öier, Heiter) hat diesen Irrthum veranlaßt. peud und reud sind pöld und töld; peng ill yeig (Beutigam), leug ist leig und jenb ist seit (das Kahn). S. Steingrüber's Bem. p. 8, worauf Wasing nichts weiter erwidert hat.

6. ou. Wos. führt nur kous au. Von leggo (die Sammlung) haben foood, -foott, follo adverbiale Bedeutung; will man kous schreiben, so ist das Wort zweifilig. Hier muß noch bemerkt werden, daß durch die schlechteste Aussprache der bessigen Deutschen das au wie ou klingt (auf wie auf, Lauf wie Louf); in einigen Wörtern, die der Ede aufgenommen hat, hört man daher wirklich ou: rou (Pfan), tou (Tau).

7. ua. Soll sua und suad von sua abstammen, so sind sie zweifilig. foog kann im Genitiv nur soa haben (nach roeg — roa).

Das òu hatte Moi. ausgelassen, obgleich er es in seinem ABC-Buch hat, das 1 Jahr früher erschien.

Anm. 2. Nicht immer bilden nebeneinander stehende Vocale Diphthongen. Wenn durch Stautusteriou und Contraction Vocale nebeneinander zu stehen kommen, so entsteht nur ein Diphthong, wenn i der zweite Vocal ist. So ist ein Unterschied zwischen saab und sa-ab, teed und te-ed, meest und me-est, saun und sa-un, raud und ra-ub, aub und a-ub, foed und fo-ed, föed und fö-ed.

So ist zweifilig: wean, sea; teer und wee; weo und tee; noa und leo; ee und jœs; föaz; mæ und fæ; náo und fão; ñden, ñoen, ñelða) u.

So ist in qui au der Diphth., während durch Contraction von saín, jáin, løin, jøin, losin, lösin, fösin das i Diphthonge bildet (jain, jáin, løin, jøin, losin, lösin, föin).

Anm. 3. Das im Götsken, Horning, Thor Helle und Hupel viele Unrichtigkeiten vorkommen müssten, ist leicht einzusehen, weil namentlich das ó ihnen mangelt. Wenn Hupel von Triphthongen und Tetraphthongen spricht, so liegt der Irrthum darin, daß á, ó und ú ihm für Diphthongen gelten und et das ee durch óa gab (nödl u.).

### §. 6. Gedehnte und kurze Vocale.

Die Währung der Diphthongen ist immer eine gleiche, d. h. eine gedehnte.

Die Währung der Vocale ist eine doppelte, nämlich eine gehaltene und eine kurze. Gutsd. d. A. und Masing nehmen noch eine mittlere an, die aber ganz überflüssig ist<sup>9)</sup>.

Für kurze und lange Vocale sind keine besondere Zeichen vorhanden, eben so in der neuen Zeit kein eigenes allgemeines Dehnungszeichen eingeschöpft oder vorgeschlagen worden. Es hat sich der usus festgesetzt, den langen Vocal in der offenen Silbe einfach zu schreiben, in der geschlossenen aber doppelt. Obgleich die Schrift dadurch etwas bunttheitig wird, weil ein und dasselbe Wort in den verschiedenen Brügefällen bald einen doppelten bald einen einfachen Vocal bekommt bei ganz gleicher Währung desselben (z. B. ool, ole, oolt; leel, lele, leest u.); so mößt dieser usus dennoch unangetastet bleiben, weil nichts Einschärfendes vorgeschlagen werden kann. Wollte man den langen Vocal constant mit einem Strich bezeichnen (ol, ole, ölt; los, lāne, lānt u., wie Kreuzwald dann und wann thut), so hätte man die Zahl der Schriftzeichen zu sehr vermehrt.

Ein Haupteinwand gegen diesen usus wäre, daß man nicht gehörig unterscheiden könnte, ob zwei gleiche Vocale nebeneinander in einer oder in zwei Silben ausgesprochen werden sollen; saab und sa-ab, mees und me-es, meest und me-est, und ob man nicht die Vocale in wee, weed, weest und te, tees, teest gleich auszusprechen veranlaßt werden könnte. Man sei hier aber nicht zu mikrologisch und gestalte es der Sprache des gewöhnlichen Gebrauchs und der poetischen Liede, zwei nebeneinander stehende gleiche eder verträgliche Vocale als gedehnten Vocal oder als Wilschlaut in einer Silbe auszusprechen (wie es auch wirklich geschieht und auch in den alten Sprachen vorkommt): wee, mde, sde, los (statt lous), loole (st. loule) u., und nur in Verwechslungsgefahr bringe man ein Trennungszeichen an, z. B. mees der Mann und me-es im Honig, meest einen Mann und me-est aus dem Honig u. .

<sup>9)</sup> In der sehr rhythmischen etruschen Sprache greift die Prose die fast in alle Sprachdeutzen ein, nur schreibt, daß nichts Gediegenes über her erschienen ist! Die bisher aufgestellten Sätze, welche in eigenen Abhandlungen des Meisters steht, und jetzt erst namentlich in den Schriften über Orthographie verkannten, haben die einfachten Sachen vertheidigt und vertheidigt. Wenn hier dann und wann der Prose die Erwähnung geschiehen will, so werde ich mich bemühen die Sätze kurz und klar zu geben, so möglich mit Hinweisung auf die deutsche Prose.

Die Währung des Vocals (d. h. lange und kurze) hat mit seiner rechten Wahrung (der Betonung über dem Accens) nichts zu schaffen, denn der kurze Vocal kann ausreichen sein, wie der lange; sellu und illa wir eben je gute Freunde wie fela und fili (über und über, wähnen und Wahren). Die Unterscheidung in lang und kurz ist übrigens nur für den betonten oder unbetonten Vocal von Belang, für den unabtonen oder stumpfen von keinem.

Anmerk. Wasing hat diese einfachen Regelntheils außser, theils offenbar unrichtig gegeben. Abgesehen von der unzüglichen mittleren Währung und der gezwungenen Anwendung der Prosodie auf diese Regeln, ist gar kein Grund vorhanden, in den Beugungsfällen einzelbiger Wörter, wo die Silbe offen bleibt, den Vocal doppelt zu schreiben (p. 6. nota 3. *fur*, *G. sun*, *ma G.* *nina* ic.) oder das *a* und *e* durch *e* und das *u* durch *i* zu dehnen (p. 7. nota 4 unten, *rā - ráed*, *wō - wōe*, *ſū - ſūd* ic.). Dennoch muß zugegeben werden, daß das lange *u* einen i-Klang hat, aber nicht immer.

### §. 7 Unterschied zwischen o und u.

Beide Vocale haben im Estnischen einen verwandten Klang, besonders in den Flexionsendungen der Nominiva und Verbo. Welcher Unterschied ist festzustellen?

Den Declinativocal *o* der Nominiva hört man nicht im Nominativ und Genitiv deutlich; in allen übrigen Kasus geht er in *u* über. Man vergleiche: *muna*, *onno*, *tiggo*, *toem*, *karv*, *tirki*, *annas*. In Fällen wird hierdurch auch der Gen. und der best. Acc. vom Ingress. und unkern. Acc. im Singul. unterschieden: *laexo* und *laenu*; *tirki* und *tirku*.

Der Endvocal *o* fehlt beim Verb ganz. Wenn aber vom Nominativ oder Genitiv des Nomens Verbo abgeleitet werden soll dann *o* oder *u* stehen (*lignunema* — *leotama*, *tiggu-nema* — *teotama* ic.)? Bei anderen Verben ist diese Ableitung unbestimmt, j. B. *tu warjuma* ist *u* der Endvocal, der *tu warjutama* mit hineingehört. — Hier müßte sich ein sester usque bilden.

In der Flexion stehen *o* und *u* nebeneinander einen Mischtont, der dem laugen *o* näher liegt: *toos* st. *tuos*, *toot*, *toole* statt *soul*, *loule*, *toot* und *woul* st. *wot* und *woul* (von *woog* und *worg*), *loen* st. *luou* (von *ludunia*) ic.

Anm. 1. Thor Helle p. 3. §. 2. spricht von der Verschiedenheit des *o* und *u* und p. 8. nota sagt er: „wenn das *o* am Ende wächst (in der Declin.), so wird *o* verwandelt in *u*; dagegen, wenn die Silbe *ga* und *ia* auss *o* folget, so bleibt *o*.“

2. Steiggrüber bedauert p. 9., daß das *u* in der estn. Sprache immer nicht um sich greife und daß edle und anständige *o* immer weiter verbreitungen wolle. Man lasse aber einem jeden sein Recht widerfahren. Lemma ehhitas *tirki*, läßt *tirko* ist eben so unrichtig, als *minn* ja *liriku* wäßt jeolste-wäd nicht.

3. Wasing räumte dem *u* sein volles Recht ein; doch ist's unrichtig, es im Nominativ zu gebrauchen: *tiggn*, *tiggu*, *onu* ic.

### §. 8. Consonanten.

Die Consonanten spricht der Este mit großer Genauigkeit

aus und man hat sich nur genau nach seiner Aussprache zu richten, um sie richtig zu schreiben.

Der Estne hat 14. Consonanten: b, d, g, h, j, k, l, m, n, p, r, s, t, v.

Zu merken ist, daß sein estn. Wort mit b, d oder g anfängt, obgleich diese Buchstaben sonst überall im Worte vorkommen können: alb, ieb, vog; kuba, kunda, eige re.

### §. 9. Die liquidae l, m, n, r, s

werden genau wie im Deutschen ausgesprochen. Das s hat nur eine Aussprache, und man ist zu mikrologisch, wenn man es zu Anfang der Wörter bald scharf bald leiser will gehört haben. Schließt es eine Silbe, so schreibe man es kurz (s); fängt es eine Silbe an oder ist es in der Mitte verkehrt, so schreibe man es lang (ſ).

### §. 10. Die mutae þþw, t̄gj, t̄d

werben von den Estnen genau ausgesprochen und unterschieden; doch macht man in der Schrift viele Fehler, weil man bisher darauf nicht geachtet hat, wie sie in der Flexion in einander übergehen. Man richte sich nach den Regeln der Stammflexion. (Verhandlungen. Heft 2.)

### §. 11. Das h

zu Anfang hört man nur in wenigen Kirchspielen des rev.-estn. Sprachdistrikts, in Herren und Land-Wierland gar nicht; in der Schrift kommt es zu oft vor. In der Mitte ist es scharf, das Deutsche ch (mahl, fühl, mußt, wahl).

### §. 12. Verdoppfung der Consonanten.

Alle estnischen Consonanten können doppelt vorkommen; man hört sie aber entweder scharf und getrennt oder sanft und zusammenliegend \*) aussprechen.

Da sich in der Unterscheidung dieser zwei verschiedenen Arten von Doppelconsonanten noch kein fester usus gebildet hat, aber ohne Unterscheidung in der Schrift die finnenstämmigen Verwechslungen nicht vermieden werden können, so thöre hier eine feste Orthographie besonders Noth.

Holzende wenige Beispiele mögen genügen: falla wende — des Fisches; walla des Gebietes — gieße; jälle wiederum — ekelhaft; falli des lieben — Dünabier; ella liebt — lebe; folle die gelbe Farbe — unheimlich; wolla an den Galgen —

\*) Obgleich die zusammenliegenden Doppelconsonanten der estn. Sprache eigenhümlich sind, so findet man doch etwas Analoges im Deutschen und in anderen Sprachen. Abbas, Ababi, Ebba, Ebde, Krabbe, Schulze; Adva, Gdda, Biber, Widder; Metto; Egge, Flügge.

der Schuld; sülle dir — der Feder; ammet das Amt — ein  
Herride; sunna Lichtschein — utrins; fanna das Hackens —  
die Henne; sunna der Stadt — Gladis; mitna geben — ish;  
sunna dorthin — du; warcas der Spieß — der Dieb; warres  
im Rohr — die Krähe; turred Pflugstangen — Kraniche; murre  
Dialect — Sorge; fassi der Käfe — wische, packe dich; pesja  
wäischen — Nest. u.

Scharf und getrennt werden 8 Doppelconsonanten gebraucht,  
das doppelte k, l, m, n, p, r, s, t. Zusammensließend werden  
11 Doppelconsonanzen ausgesprochen, das doppelte b, d, g, h,  
j, l, n, r, t, s und w.

Das doppelte k, p und t kommen also immer nur scharf,  
das doppelte b, d, g, h, j und w immer nur zusammenst  igend  
vor — bei diesen ist also ein Unterscheidungsmerkmal unn  tig.  
Es handelt sich nur noch um das doppelte l, m, n, r und s,  
die bald schors, bald zusammenst  igend vorkommen k  nnen, wie  
aus den so eben gegebenen Beispielen ersichtl. Nun hat die  
Schrift aber verschiedene Zeichen f  r m und n, n und nn,  
r und rr, s und ss, und man k  nnte die eine Reihe schreiben nur  
nn, rr, ss, die andere m, n, r, s. Obgleich man nun beliebig  
die eine Reihe f  r die eine Art, die andere f  r die zweite Art  
wählen k  nnte, so findet sich doch f  r die Wahl noch ein Krieger-  
zeug. Um Gejange und in gedachten Rede spricht der Ese die  
zusammens  henden Doppelc. einfach aus und trennt die Silben  
so, daß der Consonant der zweiten Silbe zuf  llt: mi-no-ke-na  
e-mo-ke-ne freilich mit einer gewissen (hier gleichg  ltigen) Eigen-  
th  mlichkeit. Aus dieser Grunde schreibe ich: sunna Lichtschein  
und sunna welches von beiden; fanna das Huhn und fanna  
trage; warcas Dieb und warcas Spieß; fassi fege und fassi  
der Käfe.

Das ll ist hier aber gar nicht ber  cksichtigt worden. Ich  
wei   hier auch keine Aushilfe, als ein neues Schriftzeichen zu  
erfinden, und zu schreiben: fallu h  sch und fallu gie  z; ella lebe  
und ella lieb; willu kahl und willu Wolle; felle grauenh  st  
und felle der gelbe Farbstoff; fulla der Sch  pfklopfel und fulla  
des Goldes; m  lta der Schuld und w  lta an den Oasgen; f  lle  
etelhaft und j  lle wiederum; m  lta Oestenn und m  lta w  lta  
dich; s  lle des Scho  s und j  lle in den Scho  s. n.<sup>\*)</sup>

Amen. I. Bis hierzu hat sich in der Rechtsschreibung der  
verschiedenen Doppelcons. kein festes usus gemacht; der Eine  
schreibt so, der Andere anders — eine wahre Konfusion! über-

<sup>\*)</sup> Im Manuscript hat Fählmann das zweite l hier in den zweiten  
Beispielen nach unten hafsernig verl  ngert, was hier im Druck nicht dar-  
gestellt werden kann.

all muß man aus dem Zusammenhang errathen, was das Wort zu sagen hat.

Thor Helle (p. 5.) hatte zur Bezeichnung des starten Doppel-l und -r einen Accent auf dem vorhergehenden Vocal vorgeschlagen und auch in seinem Lexicon angewandt; in der Bibel, die vorzugsweise von ihm übersetzt wurde, finden wir den Accent nicht (wohl durch Biest's Schuld). Maßing (Vorschläge p. 14. Beitrag p. 12 ff.), ohne Th. Helle's zu erwähnen, führt in seinen späteren Schriften zur Bezeichnung aller starten Doppelconsonanten diesen Accent ein. Aber die Eigenthümlichkeit liegt hier offenbar nicht im Vocal.

Zur Bezeichnung des scharfen nn schrieb Th. Helle nn, also dreisach, und so finden wir es auch in der Bibel und in den meisten neuen Schriften. Nach diesem Vorgange haben einige angefangen auch andere Consonanten zu verbreitlichen; sie hätten aber auch wohl Grund sie zu vereinheitlichen: npp, npppe, otis nuppe er suchte eine Scheide, pista müsste nuppppe, strotz das Schwert in die Scheide; sit, sitta, se ei matxa sittagi ist keinen Deut wert, wajub sitta wird sich nicht geltend machen *et cetera*.

Amm. 2. Das Doppel-Jod als zusammenliegender Doppelconsonant ist bis hiezu ganz übersehen worden. Wenn man aber vergleicht:

fotko — foggo — fojjo,

pafko — paggo — paifjo,

wakko — waggo — wajja und

wenn man zweien ihr Recht widerfahren läßt, so sehe ich nicht ein, wie man es dem dritten vorerthalten will. Wenn das Doppel-Jod deutlich im Wortstamme gehört wird, so schreibe man es auch dreist hin: majja, wajja, fuifjo, puifjo, uijuma *et cetera*. Kleine andere Schreibart giebt die Ausdrücke adäquater und bewahrt besser vor Zerthümern (wajja und waia; majja, majjas, majjast *et cetera* und malas, mainst, mala *et cetera*). Wenn ein unbekanntes Wort, wie das Maßingsche suja nach alter Schreibart vor kommt — wie soll ich lesen — etwa fuifja?

Ein anderes ist es mit dem jj als Aussüllter des Gialus. Alle diese Aushilfsmittel beim Gialus dürfen nicht geschrieben, sondern sollten dem Leser überlassen werden, wie denn auch in den beiden Dialekten sie nicht dieselben sind. In Järvem und Wierland sagt man füja (mit leisem jj), im Döepfischen siuvva (mit schwefen ww). Man schreibe getrost faa, faa, fja, mörub, oea, poea, und stelle es dem Harryc frei, rein fa-a, faa, fja *et cetera* zu sprechen und dem Järvem und Wierem sein Doppel-Jod sicher deutlich hören zu lassen. — Poeg, ned und aeg in ihren Genitivformen haben viele unmögliche und unschönen Diskussionen veranlaßt. Poeg verliert, wie vog, roog, aug, long *et cetera* sein g im Genit. (s. Verhandl. Heft 3, §. 3 e. p. 20) und nimmt

den Declinatioval *a* an; seine Genitivform ist also *poa*. Eben so ist es mit *oed* und *oeg*. Die Diphthongen *oe* und *ae* können nicht mehr Schwierigkeit machen, als die in diesen Wörtern entsprechenden doppelsch. *oi* und *ai* (*poia*, *ala*, von *polq*, *al* und *aig*). Mit *j* hat man den Stentl. von *pøaq* geschrieben (*poja*); aber dann ist er von *poja* (Hensler) wiederum mehr zu unterscheiden<sup>1)</sup>. Andere sahen das Uugehörige ein und fragten ein Weichheitszeichen hinzu: *pojaz*; allein wo kommt dieses her und was soll es hier thun (§. §. 13 nota 3)?

### §. 13. Das Trennungszeichen, der Accent und das Weichheitszeichen.

Die Einführung dieser Zeichen ist nothwendig geworden, um Eigentümlichkeiten in der Aussprache des Estnischen zu bezeichnen. Man hat aber dem einen und andern Zeichen Dinge zugemuthet, die es seiner Natur nach nicht leisten kann; ungefehrt haben Andere aus nichts sagenden Gründen sie ganz verworfen wollen.

#### 1. Das Trennungszeichen.

Es dient als Strich zwischen zwei Silben dazu, dieselben zu trennen. Man bedient sich seiner:

1) um zwei Vocale, die leicht in einer Silbe gelesen werden könnten, von einander zu halten. Doch geschehe dieses nur in Verwechslungsgefahr: *sa un i* verschwund. und *taun* Schote, *ra-ud* Kleister und *raid* Eisen, *ö-el* der Schwester und *öel* tüflich. S. schon Thor Helle (p. 3, §. 3). Masing (Weitr. p. 13, 2) bezeichnete den zu trennenden ersten Vocal mit einem Accent, der aber seiner Natur nach keine Trennung bewirken kann.

2) Um zusammengesetzte Wörter leichter verständlich zu machen: *umb-rohhoed* und *umbrohhe-ard*, zumal wenn durch die Zusammensetzung Vocale an einander getragen, die leicht zusammengezogen werden könnten: *ma-allukad*, *la-allamad*, *so-oblifad*, *ebbo-oblifad*, *pa-ulik*, *rae-issaud* u. c.

#### 2. Der Accent.

Der Accent zeigt an, daß der Vocal auf dem er steht betont ist.

Thor Helle (p. 4 und 5) thut seiner zuerst Gewährung. Seit Masing (Weitr. p. 12, Wortschl. p. 14) ist er allgemeiner geworden. Ahrens (Wörterlehre p. 22) erklärt ihn für unnig.

Elementarisch gleiche Silben werden verschieden acentuiert; in Verwechlungsgefahr bezeichnete man die betonte Silbe mit einem Accent, und zwar

<sup>1)</sup> Wie etwa das russische: *äbla*, *peja ja pilha mäina*.

a) um in Fällen die Genitivform vom Indefinitiv und Indefinitiv zu unterscheiden: teggi kotti machte einen Sack, teggi kotti arbeitete am Sack; pistis mīho förmē meinen Finger, mīne förmē in meinen Finger. Tema wiid linna mehhe kotti glebt sehr verschiedenen Sinn, je nachdem linna über kotti den Accent hat, je nachdem er ganz fehlt oder an beiden Octen zugleich steht. Tema läßt taewa tegguud leggema. Tema joosid mīsa ellastole järele.

b) Um mehrere elementarisch gleiche Kasus der 3. Declination von einander zu trennen: oinaš Hammel, oinaš im Hammel, oinaš den Hammel, oinaš aus dem Hammel; so rōngas, rōngas ic. Wo eine Stammlexion statt findet, ist dieses Unterscheidungszeichen nicht nöthig: sabas — sapas — sabast — sapost; lūngas — lūkas — lūngast — lūlast ic.

Th. Helle hatte (p. 5, §. 3) Utrecht, den Accent zu gebrauchen, um die zwei Arten Doppelkonsonanten von einander zu unterscheiden: mürrer Dialect, mürrer Sorge ic.; der Accent kann nur ein Schärfungszeichen des Vocals sein.

Wasing (Beitrag p. 10 ff.) hatte Utrecht, ihn ebenfalls zu diesem Bebuk zu verwenden, — ferner statt des Trennungszeichnend. Er hatte aber auch Utrecht, ihm (um den Genitiv vom Indefinitiv zu unterscheiden) auf die erste Silbe zu setzen. Die erste Silbe ist. Wörter ist ohnehin immer betont, und wenn, um die zweite Silbe auch zu betonen, die erste mehr von ihr gerichtet wird, so geschieht es im Deutschen auch nicht anders — (man sehe deutsche Hymnimeter an, in welchen die gewöhnlich trocknisch gebrauchten: Arbeit, Anfang, Reichthum u. s. w. als Spoudeen auftreten).

### 3. Das Weichheitszeichen.

Zum Estnischen werden viele Wörter weich ausgesprochen, und wenn die Schrift diese eigenhümliche Aussprache nicht durch ein besonderes Zeichen angibt, so kann Undeutlichkeit und Verwechslung geschehen.

Auf die eigenhümliche Aussprache dieser Wörter hat Horning (p. 5) zuerst aufmerksam gemacht und die späteren Grammatiker berührten die Sache ebenfalls, bis Wasing die dringende Nothwendigkeit zeigte, die Aussprache durch ein eigenes Zeichen zu bestimmen. Er lehrte (Vorschl. p. 8, Beitr. p. 10) einen Punkt unter dem Vocal und wir haben keinen Grund uns dagegen zu sträuben — das Zeichen ist bequem und bezeichnend — gleichsam für ein nachtönendes i — ein Iota subscriptum. —

Dieses Zeichen ist zu Zeiten zu oft angewandt worden, namentlich von Wasing selbst. Andere verwerfen es ganz. Ahrens (§. p. 22) erklärt es deshalb für unnöthig, weil es die Ausmehrlosigkeit zerstreue. Dennoch will er einige Wörter weich aussprochen wissen, die es nicht sind, und seine Regeln, wonach die

Weichheit sich von selbst verstehen soll, ist falsch, weil sie sich auf elementarische Verhältnisse bezieht und diese — wie wir sehen werden — darauf keinen Einfluss haben.

Da über dieses Zeichen und seine Anwendung so vielfältige Ansichten herrschen, so thut's Noth, die Sache genauer zu erörtern.

1. Dieses Zeichen ist nothwendig, weil elementarisch gleiche Wörter mit und ohne Weichheit ausgesprochen werden und also seine Regel vor Verwechelung warnen kann:

al gran —	al unter
faß Rahe —	faß ob (Fraßwort) :
faql Schnittkohl —	faal Waage, Gewicht, Schwere
wars Stiel —	wars Füllen
ulg Feder —	ulg Schnupfen
faſa Deckel (Ind. plur.) —	faſa mit sich -
faſta Kaslen (Indif. pl.) —	faſta Benehmen
forb braunes Pferd —	förb großer Wald
münd Hichte —	mänd Querl re. re.

2. Die Weichheit ist eine Eigenschaft, die dem Vocal und dem Consonanten zugleich zugesetzt, mehr aber dem Consonanten gehört. Der Vocal einer weichen Silbe kann kurz und lang sein; doch kenne ich keinen weich gebrauchten Diphthong.

3. Der Weichheit sind unterworfen: l, n, r, s, t<sup>2</sup>); die übrigen Consonanten nur <sup>1</sup>), wenn die genannten ihnen vorgehen:

a) fol, lol, tul, sogl; ën, ñn, ton, sagn, seen, ñoen; ngr, sagr, pöer; us, puš, vüs, faqš, paqš; tat, ret, fet, taqt, pagt, föet, wöet;

b) forb, ëlg, jálg, lyrg, sárg, jårg, solf, pölf, sárf, pork, qäff, tøff, wøff, kumf, ságf, lñnd, fñnd, fänd, fänd, mäldine, glp, fulp, tulp, uelp, forp, lólp, jarw, talw, fulw, jalw, fojw, fólon, qm, jerm, ñsm re.

c) Andere Combinationen sind: märs, wärs, pors, grës, wörs, förs, tørs, saut, lant, ynt, fult, förls, roetls.

4. Diese Eigentümlichkeit hört man in einigen Wörtern deutlicher (in den genannten Beispielex), in anderen dunkler: wähf, mähf, förg, förg, latrifas, lyttifas, laulfas, kultifas, mälfas, lallfa, jallima, lallicoma, pardi, lasti und in den Wörtern ari i in den Casus, die das i in j verwandeln; falli, walli, wälli, atti, ori, marci, affi, poddi, lubbi, asti, ahbi, ohbi re. re.

5. Die Weichheit geht durch Flexion nicht oder weniger verloren.

a) Ist der Declinivocal *i*, so hört man in den Genitivcasus die Weichheit nur schwach; sie tanzt aber vollkommen wieder auf im Indefin. sing. und plur.: *rötti* und *rötta*, so sagt, sagt ic.

b) Ist e der Decliv., so geht sie ganz verloren und tritt wieder im Indef. plur. auf: *läska*, *putta*, *sörm*, *törss* ic.

c) Sie verbleibt aber constant bei mehrsilbigen Wörtern in der ersten Silbe: *önnis*, *walmis*, *walmistama*, *syndima*, *törkina*, *wötti*, *walkjas*, *algjas*, *kümit* ic.

6. Obgleich die meisten bisher gebürgten Wörter den Decliv. i haben, so haben doch viele auch e (gegen Wöslinig, s. Beitr. p. 10.: *pägs*, *taqs*, *öu*, *putt*, *jarw*, *jälw*, *talw*, *pölw*, *sölm*, *sörm*, *ölg*, *selg*, *jälg*, *jälg*, *jälg*, *jälg*, *furg*, *löff*, *wäss*, *fest*, *wärß*, *pröss*, *örs*, *törß*, *körß*, *wörß* ic.; — zwei Wörter, *selg* und *nälg*, haben a.

7. Alle Fremdwörter, bei denen (nach nota 31 die Weichheit möglich ist, sind weich und haben den Declinivocal *i*, was gewissermaßen für ein Criterion gelten kann: *orst*, (*alp*), *kugl*, *kant*, *taqas*, *tanis*, *kast*, *kunst*, *kunstuk*, *kool*, *lebm*, *trägw*, *tragn*, *lärem*, *märt*, *nen*, *nar*, *päls*, *päss*, *pul*, *pöt*, *pant*, (*prunt*), *pilt*, *pelt*, *pögl*, *pögl*, *päar*, *ren*, *rent*, *sel*, (*selts*), *saal*, *salm*, *sült*, *täl*, *taß*, *tegs*, *tund*, *term*, *tern*, *toel*, *trägw*, *tanis*, *tanisjma*, *welt*, *wern*, *wärw*, *werb*, *wet*, *wörst*, *würst*, *yttswägt*. Selbst *laqd*, *raab*, *praqd*, *logd*, *pood* sind weich, obgleich im Elsu. kein weiches Wort auf d allein endigt (*pünd*, *ründ* ic. s. nota 4). Eben so *trägw* und *trägw*. *kamfoyl* ist ungewöhnlich in der zweiten Silbe weich und *yttswägt* sogar in beiden.

8. Aus obigen Sätzen lassen sich folgende Regeln für die Praxis ableiten.

1) Soll das Zeichen überall geschrieben werden, wo es deutlich oder minder deutlich gehört wird? Wer die Sprache hingänglich versteht, wird in vorkommenden Fällen richtig lesen, auch wenn das Zeichen nicht steht; nur in Verwechselfallfällen kann er irren. Man wende also in Volksschriften das Weichheitszeichen nur an, wo eine Verwechselfung möglich ist, und zu diesem Behuf wäre eine genaue Tabelle aller solcher Wörter und Wortformen notwendig. Wer aber die Sprache oder das Lesen erlernen soll, muss bei jeder Wortform, die weich ausgesprochen wird, darauf aufmerksam gemacht werden; in Lesebüchern, Grammatiken und Lexicis dürfte das Zeichen daher niemals fehlen. —

Freilich hat die Weichheit der Aussprache nicht in allen Districten dieselbe Geltung; aber eine gehörige Kritik würde bald zu festen Resultaten führen.

2) Das Wasing'sche Zeichen ist bezeichnend und bequem und verunstaltet die Schrift nicht. Weil aber die Weichheit vom Vocal auf den Consonanten hinübergreift und hier besonders sich bemerkbar macht, so müßte es in Wörtern mit doppeltem (d. h. gedehntem) Vocal immer unter dem zweiten Vocal stehen; z. B. fagă, toğă, kusăf — nicht faga, togo, kusuf. Die Consonanten statt der Vocale zu bezeichnen, würde die Sache nur weitläufiger machen.

### Cap. 2. Orthographie der Flexions- und Ableitungsendungen.

§. 14. Vor einigen Jahren noch, d. h. vor Wasing's Auftreten, galt in diesem Theil der Orthographie einiemlich fester usus, der der Bibelübersetzung. Man schrieb nämlich einen Theil der Flexionsendungen mit doppelten Consonanten, wo man sie doppelt hört: *Zumalotta*, *Zumalotte*, *Zumalosse* &c.; einen großen Theil schrieb man einfach, wo man sie auch doppelt hört: *Zumalale*, *Zumaloga*, und viele Verbalformen: *armastama*, *armastate*, *armastain*, *armastai*, *armastoja* &c.

Wasing trat auf und schlug vor, alle Flexionsendungen mit einfachen Consonanten zu schreiben (Vorschläge p. 9 ff. Beitr. p. 20 ff.). Sein Hauptargument ist, daß, die erste Silbe ausgenommen, alle übrigen Silben mehrsilbiger Wörter prosodisch gleich, und zwar tonlos seien und man daher in Flexionsendungen durchweg nur einen Consonanten höre.

Wasing fand Widerspruch, doch sind die Gründe, die man ihm entgegensestellte, weder immer richtig, noch auch allgemein genug (Hirschhausen, Anzeige p. 27 ff. Steingrüber, Beweisgrn. p. 25 ff.). Dennoch haben Viele die Wasing'sche Orthographie angenommen, mehr aus Achtung oder von einem dunklen Gefühl geleitet, als daß sie in die Wasing'schen Gründe eingegangen wären.

Die Sache ist von Wichtigkeit und müßte endlich zur Entscheidung gebracht werden.

Bei der Bildung sowohl, als auch bei der Aussprache der Flexionsendungen übt die Prosodie ein großes Recht aus. Leider ist aber die estn. Prosodie keiner genaueren Beprüfung unterworfen worden; Deutkämmer und schles. Ansichten haben sich gehäuft und gewichtige Männer — ich nenne nur Wasing und Frey — welche so eben theoretische Regeln entworen hatten, ignorirten sie sogar in praxi wieder. Zuerst finde ich in Höjken's Gr. (der dürftigsten, die mir überhaupt in die Hände gesallen) den Satz p. 12: „In denen Wörtern, die zwei oder mehr Syllaben haben, wird allzeit die Erste erhöht, Aber die andern alle, so viel

beter sind, nieder gelassen: õttulinene, ãrmastama.<sup>1)</sup> Dieser Satz findet sich wieder bei Horning (p. 5 de tons), bei dem sonst so selbstständigen Thor Helle (p. 4), und bei Huyel (p. 11, No. XIII.). Und fast ohne Ausnahme wird er von allen Neueren als Grundmautalssatz der estn. Prosodie auf- und angenommen, da doch schon die flüchtigste Vergleichung mit dem Deutschen und der flüchtigste Blick ins Gesangbuch ihn vollkommen widerlegen muß.

Um die Sache einigermaßen fest zu stellen, mögen hier folgende kurze Sätze wohl erwogen werden.

1. Die estn. Sprache hat einen genau ausgeprägten Rhythmus, der auch in der ungebundenen Rede sich geltend macht und in der Flexion von nicht geringer Bedeutung ist. Dieser Rhythmus ist der trochäische im weiten Sinne.

2. Wie in allen neuen Sprachen, ist auch in der estnischen für die prosodische Geltung nur der Ton oder Accent von Wichtigkeit; die Länge ist ganz gleichgültig.

3. Man unterscheide einen Haupt- und einen secundären Accent. Die erste Silbe eines jeden estn. Wortes hat den Hauptaccent und für gewöhnlich die 3. und 5. Silbe den secundären. Will man diesen secundären Accent ignorieren, so müßte er im Deutschen ebenfalls ignoriert werden: õhüne, u'ubemits'telt; õtme'stele, u'nbemits'telt.

4. Die einsilbigen Pronomina und Partikeln zählen meistens nur als Silben mit, d. h. nehmen sie in der Rede oder im Vers die Stelle der Tonsilbe ein, so haben sie den Ton; im Gegenthell sind sie unbetont: nul ei olle leiba, selba ei nul olle.

5. Obgleich die meisten mehrsilbigen Wörter trochäisch sind, d. h. den Accent auf der ungleichen Silbenzahl haben; so sind doch die meisten dreisilbigen Wörter, deren dritte Silbe eine Flexionsendung ist, gute Dactylen: aiguse, õeju, besonders wenn eine unbestimmte Betonung folgt: aiguse a'katus, mõõule ma'ju. So ist Jumala lops ein Choriambus, Jumala ja õimeste sind 4 Trochäen. Mõõne'ga lä'ks ta õ'una, mõõne'ga ta õ'una lä'ks.

6. Zusammensetzung<sup>a)</sup> und Ableitungsendungen<sup>b)</sup> mit einem schon bestimmten Accent bringen verschiedenes Versmaß in ein Wort, unbeschadet des Haupttons der ersten Silbe.

a) mä-älline, sötäggune, metslits.

b) áne, éue, íue, üne. Sáksláne, súgguláne; õiméne; súlue, sõ'rimílue; onumílue.

7. Der Hauptton der ersten Silbe verlangt die kräftige Härte muta, daher sein Wort im Estnischen mit einer weichen

muta (bbg) anfängt. Kommt aber in der gleichen Silbenzahl eine harte muta wieder vor (die Verdoppelung ausgenommen), so erhält diese Silbe den secundären Accent. Man vergleiche *sabas* mit *sapas*, *sapa*, *sapad*, *sapaid*; *cobas* mit *copas*, *pibas* mit *plibas*.

8. Eine eigenthümliche Position ist nachweisbar. Wenn die erste Silbe einen Aufenthalt in der Aussprache ertheilt (d. h. gleichsam die Währung zweier Silben auffüllt) durch Häufung von Consonanten, besonders mit einem Diphthong oder langen Vocal, so hat die zweite Silbe ebenfalls den sec. Accent. Auf die Flexionsendungen hat diese Position großen Einfluß (soformat, afnaiß, nödisillfu u. s.).

9. In der Flexionslehre lässt sich überall nachweisen, daß die betonte Silbe in der Flexionsendung sich verstärkt, die unbetonte nicht. Man vergleiche: *wacwa* und *wakfa* mit *wacemat* und *wakmat*; *toiti* und *totti* mit *wittatit* und *holdatit*; *atnu* und *zemu* mit *ittitatit* und *tieratit*.

10. Jeder Consonant in der Flexionsendung verdoppelt sich, wenn in derselben der Vocal der vorangehenden Silbe den Accent hat; im entgegengesetzten Fall bleibt er einfach — (nur eine Erweiterung der Verdoppelungsregel in der Stammflexionslehre).

rak —	ritrik —	āmarik.
taſſo —	ſittiko —	āmaritſto.
taſſule —	ſittifule —	āmaritſtule.
taſſuga —	ſittilunga —	āmaritſtuga.
taſſunta —	ſittituna —	āmaritſtuta.
taſſude —	ſittitute —	āmaritſtude.
taſſudelle —	ſittituttele —	āmaritſtudelle.
taſſudesſe —	ſittitutſſe —	āmaritſtudess.
taſſudeggä —	ſittitutegä —	āmaritſtudeggä.
taſſudetta —	ſittituteca —	āmaritſtudetta.
So: ihm —	Zumal —	luñatiaja.
tan —	aigus —	pitnedes.

Getnei: aitama —	armasloña.
aitamas - ſt —	armaslaſſiaſt - ſt.
aitata - teſ —	armaslaſſabba - bdes.
aitame —	armaslaſſe.
aitate —	armaslaſſtie.
aitarood —	armaslaſſiwab.
aitaku u. —	armaslaſſiu u.
aitonub —	armaslaſſiud.
aitotub —	armaslaſſittub.
aitatasſe —	armaslaſſatasſe.
aitati —	armaslaſſatti.
aitaja —	armaslaſſaja.

Nachdem diese Folge prosodischer Sätze vorangestellt worden, ergiebt sich als Resultat, daß die Flexionsendungen, streng nach

den Gesetzen der Prosodie, theils mit einfachen theils mit doppelten Consonanten geschrieben werden müßten.

Zwei Nebel sind da. Will man bald einfach bald doppelt schreiben (und doppelt müßte man viel öfter schreiben als geschehen, wenn man consequent sein will), so entstünde die ärgste Unschärfeigkeit und Verwirrung. Will man immer einfach schreiben, so ahnt die Schrift nicht immer die prosodischen Verschiedenheiten nach.

Zwischen zwei Nebeln wähle man das kleinere:

Man schreibe alle Flexionsendungen mit einfachen Consonanten.

Man versteht freilich einigermaßen gegen die Prosodie, aber dieser Fehler wird ausgeglichen durch den genauen Redefall, und auch der National-Este wird gehörigen Orts den einfach geschriebenen Endungsconsonanten doppelt lesen. Auch der Deutsche überläßt der Leserichtigkeit die Unterschiede in: ähnl-cher, wunderlich-cher, irdischen, fröhlich-schen &c.

#### §. 17. Orthographie der Ableitungsendungen.

Die Sätze des vorigen §. haben hier ebenfalls ihre volle Gestung. Die Ableitungsendungen -ne, -il, -us, -ane, -ene, -ine, -une kommen hier in Betracht.

Nicht ganz mit Stillschweigen darf der neueste Versuch übergangen werden, der estnischen Orthographie durch die finnische auf die Beine zu helfen. Die finnische Orthographie ist eine meines Erachtens wenig adäquate. Phonetische Auswüchse und wirkliche Spracheigentümlichkeiten hat man versucht durch das allgemeine europäische Alphabet wiederzugeben; man hat aber oft zu mancher sonderbaren Uebereinkunft gelangen müssen, so daß der buchstäbliche Bestand des Wortes und die Aussprache oft nicht mehr zusammen treffen.

Aus diesem Chaos von Schreibverwirrung hat Ahrens ein paar Sätze heraugegriffen, um sie zum Heil der estnischen Orthographie anzuwenden: 1) den langen Vocal immer und unter allen Umständen doppelt zu schreiben, den kurzen immer einfach; 2) nach einem kurzen Vocal die Doppelconsonanten einfach zu schreiben.

Hierdurch werden 4 Fragen veranlaßt: 1) bringt diese Schreibart räumlichen Vortheil? 2) ist sie der Aussprache adäquater? 3) läßt sie sich nach den grammatischen Grundsätzen vertheidigen? 4) läßt sie sich consequent durchführen?

Leider muß man auf alle 4 Fragen mit Nein antworten, denn ad 1) was man durch das Einfachschreiben der Doppelconsonanten gewinnt, büßt man durch das Doppelschreiben aller langen Vocale wieder ein. ad 2) die Doppelconsonanten hört man

in der Klugsprache deutlich doppelt. ad 4) die starren Doppel-liquidae müssen dennoch nach einem kurzen Vocal doppelt geschrieben werden, während die doppelten mitas einfach geschrieben werden: *olen*, *lepm̩o*, *lottifad̩* (unser *ollett*, *leppima*, *lottifad̩*); dagegen man *falli* (unser *falli*<sup>1)</sup>), *fumma*, *lina*, *murre* (unser *murze*), *fass̩* (unser *fad̩*) schreiben muß, um sie von *falli*, *fumo*, *lina*, *mure*, *fass̩* (unser *falli*, *fumma*, *lina*, *murre*, *fass̩*) zu unterscheiden. ad 3) Starre und zusammenliegende Doppelliquida entstehen in Fällen durch Stammflexion auf ganz analoge Weise: *wald* — *walla* und *fad̩* — *farra*, *ölg* — *ölle* und *arg-arrā* ic.

---

<sup>1)</sup> im Manuskript hat zweite I nach unten verlängert. D. Red.

---

## Die Sage von Wannemuine.

Wohl wenige Stellen der Erdoberfläche haben im Laufe der Zeiten so große Veränderungen erfahren, als das Stück Erdreich, worauf Dorpat steht, und seine nächsten Umgebungen. Der hundert und funfzigjährige Friede hat seine prosaische Alltäglichkeit und seine gerührte „Stille“ über Stadt und Flüsse verbreitet. Die Gewerbe gehen ihren trautigen eisernen Alltagsgang; träge aussendet der Embach seine trüben Wellen dem Peipus und seine schmucklosen Ufer entzünden den Wanderer nicht.

Ungläubig schüttelt der Freunde den Kopf, wenn man ihm erzählt, daß vor der Zeit dieses Friedens unsere Stadt eine stattliche Festung gewesen, die dem feindlichenandrang oft widerstanden, oft unterlegen, daß Drangsal und Janvier des Krieges mit Ueppigkeit und Uebermuth des Friedens oft und gress gewechselt, — daß zu Zeiten des Glanzes und der Macht die Häuserreihen weit über die Grenzen des heutigen Stadt hinausgerückt und die Bewohner an Zahl die jetzige Bevölkerung vielfach übertragt, daß zahlreiche eigene und fremde Heere sich innerhalb der Mauern und auf den Feldern herumgetummelt und stattliche Kriegs- und Handelsflotten den Embach besahren. Dem Zweifler weisen wir die unverdächtigen Zeugnisse der Geschichte vor, und wollte er dann noch zweifeln, so führen wir ihn zu den spärlichen Überresten früherer Schutzwehr und lassen ihn die ausgegrabenen Waffen aller Jahrhunderte sehen und die Todtengebeine, die jede Schaufel aufdeckt.

Aber auch der gläubigste Zuhörer würde und unglaublich anstaunen, wollten wir ihm erzählen, wie vor den Zeiten der Kriege und Drangale hier ein harmloses Geschlecht in idyllischem Glück sich erging, wie die Embachseen von Pracht und Herrlichkeit strahlten, wie hier der wonnigliche Ursprung der Menschen gewesen und Wannemuine die städtlichen Eichenhaine und beblümten Wiesen mit seinen heilren Gesängen und seinen unvergleichlichen Harmonien oft begrüßte. Als Beweise dieses Glanzes und dieser Herrlichkeit haben wir nur uralte Sagen und Lieder eines rohen Volkes. Dennoch sollten wir diese Gewährsmittel nicht ganz verwerfen, denn wohin die Geschichte mit ihren deutlich geschriebenen Buchstaben nicht reicht, tritt Lied und Sage in ihre Rechte.

Hat der alte Wannemuine diese Flüsse denn auf immer verlassen? Er war der Erstgeschaffene des alten Vaters, alt, mit grauem Haar und weißem Bart. Weisheit zeichnete ihn

verzugswise ans, und von dieser Weisheit geleitet erwählte er Saitenspiel und Gesang zu seiner Lieblingsbeschäftigung. Munderbar war seine Härte und erfreulich war sein Gesang. Wer hätte sich mit Wannemühne messen wollen? Mit Bedacht hatte er die verschiedensten Töne in seine Saiten eingewirbelt: des Donners weithallende Stimme, wie der Kerche fröhliches Trillern, — des Meeres Bransen und des Windes Pfeifen, wie das Gittern der frommen Taube, — das grausige Heulen des Wölches und das Stöhnen des verwundeten Gründes, wie der Nachtgall schmetzende Töne. Und grüßt er in die Saiten und erhob er seinen Gesang, so vergaß die Schwester den Schmerz über den Verlust des Bruders und der Wasserfall stand im Sturze still.

Ari agga aftsas algamale,  
Algamale, lanlamale,  
Lünstas èdde ellale  
Rauni wenna hurnia maeiou,  
Dea jai fultuded fulama.

Wörtlich:

Als er aber begann anzufangen,  
Anzufangen, zu singen,  
Bergauf das Schwesternlein zack  
Des schmucken Bruders Todeswehen,  
Blick der Wasserfall im Sturze lauschen. (D. R.)

Und als das Menschen Geschlecht geschaffen war, sagte Altervater zu seinen Kindern: vermischet euch mit den Töchtern der Erde, damit ein kräftiges Menschen Geschlecht erreache. Und nach langem Bedenken ging auch der alte Wannemühne auf die Freie. Lieblich ließ er sein Saitenspiel er tönen und sang sein herzergreifendes Lied vor einer stattlichen Wohnung und drei schöne Töchter traten hervor und freuten sich über die Klänge. Dem Alten fiel die Wahl schwer. Die älteste, dachte er, wird sich am wenigsten an deine grauen Füßen und deinen weißen Bart stoßen. Er sang ihr seine schönsten Lieder vor und sie lachte und weinte vor Wonne. Doch als er von Liebe zu sprechen begann, wandte sie ihm schimpfisch den Rücken. Er versuchte es bei der zweiten. Ihr gefiel das Spiel und Gesang, doch als der Alte mit ihr über die Wiese tanzte und ihr die Hand drückte, da sagte sie verweisend: deine Härte klingt schön und deine Lieder sind anmutig, aber die alten Beine sind nicht mehr für den Tanz und der graue Bart nicht für den Kuss. Da blieb ihm die dritte nur noch übrig. Sie war die sentimentalste von allen und Wannemühne sang ihr die schönsten Lieder von Liebeswonne und Liebesglück. Doch als er schmachtend in ihre thränenfeuchten Augen blickte, sprang sie hastig davon und rief ihm zu: Alter, versündige dich nicht an der Jugend, ich habe schon einen Sohnen, jung und schlauk, störe unsere Liebe nicht!

Gebugten Hauptes ging er von dannen und verborg sich im

einsamen Walde, allein mit seinem Kummer. Sein fröhlicher Bruder Kämmeküne suchte ihn auf, aber alle seine sonst unwiderrücklichen Scherze vermochten nicht den Kummer zu vertreiben, nicht einmal den Alten aus seinem Hinbrüten zu erwecken, — er weinte Thränen so groß wie Wachtelkörner und die Harse hing stamm am schlaffen Atem. Endlich nach vielen Tagen stand er auf und an den Ufern des Eudla : Sees machte er in den trautigsten Liedern seinen Kummer lust. O lästiges Alter, sang er, für die Vorzüge der Jugend ist die Weisheit kein Erbap! Und indem er hier singend umherwandelt, findet er im Grase ein neugeborenes Kindlein, das ihm schmeichelnd die Arme entgegenstreckt. Weit und breit sucht und ruft er nach der Mutter, aber als er keine findet, nimmt er das holde Mägdlein in den Arm und tritt vor Altvater und bittet ihn : o Vater, schenke mir dies Kind zum Eigenthum! Altvater gewährte seine Bitte und blickte gnädig die Kleine an, und von nun an erglänzten ihre Augen wie Sterne und ihr Haar strahlte wie blankes Gold. Sie wuchs herau zur stattlichen Jungfrau und Wannenruine unterwies sie in der Kunst der süßen Melde und der Dheim. Imlarina schenkte ihr den wunderbaren Schleier aus Silberdraht künstlich gearbeitet, durch welchen schauend man Ditta's Erzählungen lebendig werden sah, als erzählte es sich wirklich, wos sie erzählte. Sie wehnt noch jetzt am Eudla-See und wer sollte sie nicht hier gesehen und gehört haben, wenn sie die heraufkommenden und davongehenden Schwärme der Zugvögel mustert und jedem seinen Bestimmungsort anweist, oder wenn sie am Seeufers wandelnd den Tod des Geliebten beweint!

[In den Papieren des Verstorbenen befand sich noch folgende Beschreibung des Eudla-Sees, die wir hier mitzuteilen nicht unterlassen:]

Wer die kleine Poststraße nach Revel gefahren ist, hat, wenn er die Augen ausschlägt, sogleich hinter Karolis eines übertaschenden Anblickes sich erfreut. Man fährt auf einem steilen Berggrücken und links breitet sich ein rieses Thal aus, in weiter Herne von dunklen Nadelwäldern und sonstigen Bergeshöhen begrenzt. Das Thal ist morastig mit kleinen inselhörmigen Birkengruppen bedeckt. Gleich interessant ist der Anblick bei Sonnenschein und trübem Himmel; wer am Morgen in das Thal mit Entzücken hinabgeblickt hat, sieht es mit nicht minderem Entzücken am Mittag oder Abend an und in der schönen Juniusnacht braucht's nicht der Phantasie -- man sieht mit leiblichen Augen Frengestalten im Nebel auf dem magischen Wasserpiegel tanzen. Die Hauptzierde des Thales ist nämlich ein bedeutender Wandsee mit krystallarem Wasser, das in jeder Beleuchtung dem Wandter als blankes Silber entgegenlacht. Aber will man Thal und See näher anschauen, so gibt es der Mühen viel und der Früchte wenig. Ein undurchdringlicher Morast hemmt die

Schritte des Neugierigen und hohes Schill verdeckt an den unzugänglichen Ufern den Anblick des Silbersees. Auf dem Berggründen müssen die alten Ester oft mit Gatzüken ins Thal herabgeschaufelt haben und der Anblick mag damals noch kostlicher gewesen sein; denn das Deutsche, das nur auf Gewian ausgeht, hat die Wälder gelichtet und den Ester vor den Pflug gespannt, um aus goldenen Saaten goldenen Gewinn zu ziehen. An diesem See wohnte nach der Sage der Ester Wannemühle's holde Tochter Dutta mit dem goldenen Ringelhaar und dem magischen Schleier. Ihr war der See geweiht, und unter ihrem Schutze standen die Bewohner des Thales und des Sees, eine Menge von Vögeln und Fischen. Auf dem Berggründen louschten die Menschen auf die wunderbare Stimme im Thale, auf den Gesang Dutta's und ihre Liebesklagen. Sie war die Tochter des Gesangsdichten, sie war die persönlichste Poëne. Ihr Geliebter, Ulmarineus Sohn, Gudel, war gestorben -- sterblich waren alle die Herzen oder Wesen zwischen Gott und Menschen mitten inne, doch war ihr Leben von begrenzter Dauer, die nur Altvater bestimmte. Sie vergoss bittere Thränen um ihren Liebling, bis ihr Ulmarine den goldenen Schleier machte. Wenn sie den Schleier überwarf, so schwante sie in die beglückte Vergangenheit und durchlebte sie nochmals und nochmals im süßen Wahne. Den sterblichen Menschen ließ sie den Schleier zu Zeiten, und daher kommt's, daß bei dem Gesange und der Erzählung die Vergangenheit uns wieder vor die Augen der Seele tritt.

[Die Redakt.]

Zum Frühlingsfest, zum Fest des längsten Tages hatten Gäste sich aus allen Theilen des Landes versammelt am Entbachufer auf den monniglichen Gestrüppen Dorpat's. Und es waren Viele herangekommen, weil der heilige Kallenwide dieses Jahr an den Spielen und Kämpfen Theil nehmen sollte. Auch kam mit Jubel die Kleine vom Peipus her und wurde mit Jubel begrüßt und Mancher erreichte in sühnem Sprunge das rothe Ufer, doch Mancher verschloß sein Ziel und sauk zuerst in die feuchten Arme der Mutter (des Embachs), die ihn nach kurzer Umarmung dem Ufer zuwarf; es sprang wohl mancher stattliche Jüngling ans Land, doch der heilige Kallenwide nicht — er war durchs Länd gegangen vom nekenden Teufel verlost.

Das Fest hatte am frühen Morgen begonnen, dort hinter den Bergen, wo heilige Eichen einer weiten Plaz umgrenzten. Viele Sieger waren schon bestimmt worden und viele Überwundene hatten sich beschäm't im Schwarm der Zuschauer verloren. Der Herold hatte jetzt wieder Ruhe geboren und in die Schranken trat ein altes Mädchen, mit runzligen Wangen und wackelndem Kinn, das eine Bein mit der Krücke unterstützend. Mit heiserer Stimme begann sie ihren Gesang. Sie sang vom Liebsteiz ihrer Jugend, von den Mängeln der Gegenwart und den

Vorzügen der Vergangenheit, von der großen Schaar ihrer Freier und wie sie sich ihrer entledigt, und schloß:

Suilt tulli Sullenwi poega,  
Kangeelt Kallewi poega;  
Suud passus Sullenwi poega,  
Kät passus Kallewi poega —  
Suisa lönin Sullenwi poega,  
Kuusta lönin Kallewi poega,  
Isse Ulli neitiskene.

(wörtlich:

Aus den Moränen kam des Sullen's Sohn,  
Aus der Ferne des Kallen's Sohn;  
Die Wange bot des Sullen's Sohn,  
Die Hand bot des Kallen's Sohn —  
Ohne Rücksicht schlug ich los auf des Sullen's Sohn,  
Mit Ingrimm schlug ich los auf des Kallen's Sohn,  
Ich, das Dohlen - Jungfräulein. D. Red.)

Als sie geendigt, erhob sich ein unauslöschliches Gelächter, das losend hin und her über die ganze Ebene sich hinzog, sich an der Umgrenzung des Eichenhains brechend, gleich den brandenden Wellen in eingeschlossener Meeresbucht, — und höhnend wurden die letzten Verse des Liedes wiederholt. Der Lachjubel schien keine Ende zu nehmen und der Herold trat endlich Ruhe gebietend auf. Es wird stiller und von hohem Esy herab spielt ein ehrenwürdiger Greis auf der Harfe ein Beispiel, und die Nächstehegenden sind entzückt von der Anmut der Töne. Aber im Hintergrunde des Platzes ertönt eine Stimme, die letzten Verse der Here wiederholend und es erhebt sich wieder das unauslöschliche Gelächter, das unaufhaltsam durch die ganze Versammlung hin und her wogt. Ruhe gebot der Herold und Stille geboten Die, welche die herrlichen Töne gehört halten, und endlich ward es stiller. Und der Greis begann ein herzerreibendes Lied zur Harfe zu singen und wonneverauscht horchten die Nächstehegenden. Aber wieder erschallten die letzten Verse der Here aus dem dichten Volkshausen und wieder brach das Gelächter los und weigte wiederholt durch die ganze Versammlung. Da ergrinnat der Greis auf seinem Sitz, schaut zornig auf die Versammlung herüber, und die dem Zorn gehorchnenden Finger zerreißen die Saiten der Harfe in einem Ruck. Was erhebt sich da für ein Getöse und Gebrause und Giötten und Zischen und Trillern und Heulen — und in Kurzem ist Alles wieder vorüber! die ganze Versammlung stand vor Überraschung und Schreck lautlos still. Wer ist der greise Sänger; wahrscheinlich Wannemuiine ist es selber — wo ist er hingegangen? ertönt es wohl von allen Seiten — doch der Sänger war verschwunden; und Niemand hat ihn jemals wieder gesehen!

**D**er Nutzen der Einführung antiker Versarten in die Chinesische Sprache, die hinlänglich rhythmisches und biegsam ist, könnte so unbedeutend nicht sein. Wenn man auch jetzt noch keine ausmuntenden poetischen Kunstwerke in diesen Formen liefern wird, so kann die Sprache doch auf diesem Wege gebildet und vervollkommen werden, und namentlich würde hierdurch die Dianstil der Sylben, gegen welche noch so sehr gesündigt wird, genauer bestimmt werden können, ebenso auch die Wortstellung in den Sätzen. Ob das Volk diese Versuche willig annehmen und zu seinem Nutzen verwenden wird, wird theils vom Gehalt dieser Versuche selbst abhängen, theils aber auch von dem guten Willen der Volkslehrer, die dargebotenen Volksbildungsmittel zu benutzen. Leicht lässt sich das Sapphische Versmaß nachbilden. Aber am geeigneten könnten die chorambischen Versarten für die Chinesische Sprache sein. Hier zur Probe eine Ode in Asslepiaischen Strophen von weiland Dr. Böhlnmann.

Die Redaktion.

Suur on Jumal so valm, suuret so elve meel!  
 Pifje marrude tunt kariestab püttuseid,  
     Agga Jumala eldust  
     Kibab taewas ja mets ja mürm.

Mõem on põlganud mind. Üksi ma nuttafsin,  
 Kui ei mälesius veel, loodus ei töstafõ mind. —  
     Taewas naeratab lotust,  
     Agga müllestust mets ja mürm.

Terre, mõõigi paik, armas ja fallis mul,  
 Kus ma mõõigi kord õnnega vibisin,  
     Kulm õpiko laulu,  
     Kalla mängintist watafsin!

Tulle tagasi veel — tagasi tulle veel,  
 Õnnis õnnelik aeg, kõige so rõemuga!  
     Silm pilkude ette  
     Elo oea ma annaafsia!

Lotus, Jumala täht sinna, ja kutsud mind,  
 Kuhu mõni jo läks rõemuga õisates:  
     „Terre! näen ma sind jälle,  
     Terre, õnnistud issa-ma!“ —

---

Möglichst getreue Uebersetzung  
im  
Vermauthe des Originals  
von  
Hrn. Kollegienrat G. M. Santo.

---

Groß ist, Gott, Deine Macht, größter Dein güt'ger Sinn!  
Donners Schrecken und Graus ängstet die Sündigen,  
Aber Gottes Gebarmen  
Freist der Himmel und Wald und Fluß.

Frende hat mich geslohn'; weinen nur können ich noch,  
Tröst' Hoffnung mich nicht, süße Erinnerung nicht. —  
Hoffnung lächelt der Himmel,  
Und Erinnerung Wald und Fluß.

Sieh mir freundlich begrüßt, Orte so lieb und werth,  
Wo die Träume des Glücks oft ich so süß geträumt,  
Wald der Nachtigall Lieder,  
Wald belauschend der Fische Spiel! —

Kehre mir wieder zurück! Kehre noch einmal nur  
Wieder, glückliche Zeit! Selige Stunden, kommt!  
Geru, ach! gäbe ich Jahre  
Für Euch, flücht'ge Minuten, hin!

Hoffnung, Botin des Herrn, freundlicher wirst Du mir  
Dorthin, wo das Gestad' Mancher mit Zauchzen grüßt:  
„Sei gegrüßt mir, ich seh' Dich  
Wieder! Dich, o mein Vaterland!“ —

---

## Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft in den Jahren 1848 — 1851.

(Vortrag des Präsidenten G. Reinthal, gehalten am Jahrestage 1852.)

Meine Herren!

**W**ir treten mit dem heutigen Tage in das dreizehnte Jahr des Bestehens unserer Gesellschaft und haben uns hier versammelt, um diesen Tag als den Stiftungstag derselben feierlich zu begehen. Wir fühlen uns zu dieser Feier um so mehr aufgesucht und hingezogen, da wir für das Blühen und Gedeihen unseres Vereins die besten Wünsche im Herzen tragen, sein Wohl und Wehe uns persönlich weit berührt, seine Zwecke und Bestrebungen von uns als wichtig und einflussreich anerkannt werden. Es sind Interessen unseres heuren Vaterlandes, Interessen eines Volks, dessen historische und sociale Schicksale mit allen unseren Verhältnissen auf das innigste verbunden sind, die die gelehrte Chinesische Gesellschaft auf dem Wege der Wissenschaft in allen Beziehungen zu verfolgen sich zur Aufgabe gemacht und bis jetzt nie aus den Augen verloren hat.

Während die Geschichte der alten Kulturstölzer von den frühesten Zeiten her uns von Jugend auf beschäftigt hat und wir die Schicksale und den Bildungsgang derselben an unzähligen Lebendbeispielen mit Leichtigkeit verfolgen können, und tausend Mittel uns zu Gebote stehen unsere Vorstellungen über die Vergangenheit unserer westlichen Nachbarn bis zur völligen Klärheit vervollständigen und berichtigen zu können, ist die Geschichte des Landes und des Volkes, dem unsere Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit zugewandt hat, in Dunkel gehüllt und erst in neuester Zeit Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen geworden. Aber die Dunkelheit, die über diesem Küstenstriche schwebt, dem wir und unser Landvolk angehören, mit dem wir so innig verwachsen sind, daß alle unsere Beziehungen nach Innen und Außen darin wurzeln und aus ihm ihre Gestaltung gewinnen, — muß zuletzt vor der Fackel der Wissenschaft weichen. Unsere Nachkommen werden einst eine Geschichte unseres Vaterlandes und des Chinesischen Reiches vor sich ausgebreitet sehen, während wir noch mühsam

nach den fehlenden Stücken suchen, den schönen Gliederbau zu vervollständigen. Dafür bürgt uns eines Theils der Eifer, mit dem die alterthumssuchende Gesellschaft in Riga, die literarischen Gesellschaften in Reval und Mitau und einzelne Gelehrte auf eigene Hand seit einigen Jahrzehnten bemüht sind Licht über die Vergangenheit zu verbreiten und die Höden aufzusuchen, die die Bewohner der diesbezüglichen Provinzen mit den Völkern des Westens im grauen Alterthume verknüpft haben; dafür bürgt uns anderer Theils das Bewußthein, daß auch unser Verein nicht erhalten wird in dem Bestreben, nach besten Kräften sein Scherstein zur Förderung des guten Werkes beizutragen. Wir können es uns zwar nicht verhehlen, daß unsere Gesellschaft noch lange nicht so zahlreich ist, als es zu wünschen wäre, und daß die Mehrzahl unter uns nicht in der Lage ist, um dem speciellen Interesse des Vereins sich einzig und allein zuwenden, sondern sich damit begnügen muß, denselben nur wenige von schweren Berufssachen übrigbleibende Mußestunden zu widmen; wir dürfen uns auch nicht schwächen zu befürchten, daß unsere pecunialen Mittel lange nicht hinreichen, uns alle Hilfsmittel zu verschaffen, deren wir bedürfen, um große Erfolge zu bewirken; und dennoch haben wir alle Ursache dem guten Genius zu vertrauen, der bisher unter uns gewaltet hat, denn auch mit diesen geringen Mitteln haben wir auf der betriebenen Bahn fortgeschritten, unsere Sammlungen vermehrt und den Schatz wissenschaftlicher Resultate bereichert können. Lassen Sie uns daher nicht misstrauen, meine Herren, sondern unter den scheinbar ungünstigen Verhältnissen immer noch fortfahren der Estnischen Gesellschaft durch unsere Mitgliedschaft zu dienen, und wenn auch jeder Einzelne von uns nicht eben berechtigt zu sein glaubt, Großes von den Beiträgen zu halten, die er für seine Person zur Unterstützung und Förderung unseres Werkes geliefert, so ist Das allerdings sehr lobenswerth und macht seiner Bescheidenheit alle Ehre, nur darf diese nicht soweit gehen, daßemand aus purer Verzweiflung über seine unbekleideten Leistungen der ganzen Sache den Rücken lehnt und sie ihrem Schicksal überläßt. Hoffentlich wird in unserer Zeit, wo die Macht der Associationen so allgemein anerkannt ist und wo die englischlichsten Dinge zu Stande kommen, sobald sich für die Ausführung eine Menge Kräfte wenn auch der aller verschiedensten Art nach Maß und Qualität vereinigen, da es ja bekannt ist, daß in manchen Fällen Intelligenz und Erfahrung, Fleiß und Geld nicht halb so viel andeuten, als der Klang eines Namens, um diesen oder jenen Zweck zu erreichen, — ich sage hoffentlich wird sich Niemand von uns deshalb aus diesem Kreise zurückziehen, weil er nicht gerade Hand aulegt, um nach verborgnen Schätzen für unsere Sammlungen zu graben oder tiefsinnige Abhandlungen zu schreiben; da schon genug erreicht wird, wenn jeder Das giebt,

was Noth thut, nämlich eine freudliche, wohlwollende Gestaltung für die Sache selbst, die sich hauptsächlich darin betätigen möge, daß er sich an unseren monatlichen Sitzungen durch persönliches Erscheinen beteilige. Da wird sich schon von selbst herausstellen, wie und wodurch Jeder den Ganzen zu dienen befähigt sein dürfte, und mit der Kenntniß Dessen wird auch das Interesse eines jeden an den Bestrebungen und Zielen des Ganzen wachsen und wärmer werden.

Die Wiederlehr des Erstlingstages unserer Gesellschaft bringt es von selbst schon mit sich, daß wir Wünsche für die Fortdauer derselben nicht nur, sondern auch für immer zunehmende Regsamkeit der Mitglieder legen und aussprechen. Und da nichts so sehr geeignet ist, uns zu erneuter Anstrengung in begonnenen Werke zu ermuntern und uns mit Lust und Liebe für den Gegenstand zu erfüllen, der unsere Thätigkeit in Anspruch nimmt, als eine Uebersicht der Wegestrecke, die wir in einem gewissen Zeitraum zurückgelegt haben, so möchte es nicht ungemessen sein, wenn ich diese Gelegenheit benütze, um Ihnen, meine Herren, die Fortschritte zu vergegenwärtigen, die in den letzten vier Jahren durch die Thätigkeit der gelehrten Chlausischen Gesellschaft auf dem Felde der Chlausischen Sprachkunde gemacht worden sind.

Die Schwierigkeiten, die sich hier dem Sprachforscher entgegenstellen, faun ich bei Ihnen, meine Herren, als bekannt vorzubereiten und darf hier nur im Allgemeinen daran erinnern, daß die ersten Versuche, die Grammatik der Chlausischen Sprache in ein System zu bringen, gänzlich mißglückt sind, da man nicht von dem Grundsatz ausging, die Sprachgesetze aus dem vorhandenen Material organisch zu entwickeln, sondern sich abmühte Lebteres in eine bereits fertige Form, die Lateinische Grammatik nämlich, gewaltsam einzupressen. Hierzu kommt noch der Umstand, daß die reiche Römishe Literatur dem Forscher in ihrer ganzen Fülle aufgeschlossen war und sich einer gründlichen Betrachtung darbot, während die Chisten gar keine Literatur aufzuweisen hatten, sondern neben den lebenden, sich nach eigenhümlichen Gesetzen fortentwickelnden Sprache nur Bruchstücke von Volksschletern vorhanden waren, und auch diese nicht in der Schrift fanden, sondern nur dem Gedächtnisse des Volks übererlebt und als ein Schatz aufbewahrt, den man vor den Eintrüglingen geschäftsmäßig gehütete, und aus denen der Sprachforscher, wenn er ja gelegentlich etwas davon erhaschte, nichts zu machen wußte, da diese nicht einmal mit den lebenden Idiom übereinstimmte. Der Kunbige sieht auf den ersten Blick, daß die ersten Bearbeiter der Chlausischen Sprachlehre neben der Ungeschicklichkeit, mit der sie beim Schematisiren verfahren, auch noch eine gänzliche Unkenntnißhaft mit dem Umfange der Sprache verathen und für die eigenhümlichen Lauten derselben durchaus kein Ohr zu haben schien. Unsere ersten Deutschen Grammatiker kannten von der Chlausischen Sprache etwa

so viel, wie jetzt vielleicht unsere Chltnischen germanistreudn Domsäulen von der Deutschen Sprache und verpfuschten wie Diese jedes Wort, das sie in den Mund nahmen. Und diese gänzlich verschlissen, auf ganz falschen Grundsätzen und gänzlicher Unkenntniß basirten Anweisungen zur Kenntniß der Chltnischen Sprache wurden die Wegweiser für spätere Forscher und sind es mit ihren Nachtretern bis auf Hapel herab geblieben, dessen Chltnische Grammatik noch bis auf unsere Zeit mit allen ihren Mängeln als die vollständigste Anweisung zur Erlernung der Chltnischen Sprache dient hat und noch gegenwärtig als Leitfaden bei den akademischen Vorlesungen dient. Gest der verstorbne Pastor Masing wagte den Versuch, den Altbau zu zerreißen, der diesen angeblichen Inbegriff aller Chltnischen Sprachweltlichkeit umgab, und wies mit Nachdruck und überzeugender Entschiedenheit auf die lebendige Quelle selbst hin, indem er in seinen Zeitgenossen das Bewußtsein weckte, daß nicht die Sprache aus der Grammatik, sondern die Grammatik aus der Sprache gewonnen werden müsse. Masing's lebhaftestes Interesse für eine richtigere Auffassung des Chltnischen Idioms und die gleichzeitigen Anstötungen in der vergleichenden Sprachwissenschaft im Allgemeinen, so wie die geistvollen und glücklichen Konstrukturen künftiger Sprachforscher im Gebiete der begünstigteren Schwester sprache öffneten auch den Freunden der Chltnischen Sprache die Augen über den Kreuel der Verwüstung, den die Mißhandlung unsrer Volks sprache durch ungeschickte Hände angerichtet hatte, und unsre Gesellschaft geht rüdig auf dem Wege fort, den sie als den richtigen erkannt hat, um die schone und reiche Chltnische Sprache von ungehörigen fremden Hesseln zu befreien und zur allgemeinen Kenntniß und Anerkennung zu bringen.

Die erste Chltnische Grammatik ist bekanntlich von dem Magister Henricus Stahl verfaßt und kam im Jahre 1637 in Reval heraus, unter dem Titel Anführung zu der Chltnischen Sprache. Ich will das große Verdienst, die erste Bahn gebrochen zu haben, diesem braven Manne durchaus nicht nehmen, da er die beste Abicht dabei hatte, wie schon aus den Worten zu ersehen ist, die er in der Einleitung an sein Büchelchen selbst richtet, indem er sagt: „Gele hin, meine Anführung, in die Welt und unter die Leute und hilf Deinen, so zur Chltnischen Sprache Beliebung tragen, daß sie zu derselben Wissenschaft gelangen und ihrer gebrauchen Gott zu Ehren, ihnen selbst zu deßlichem und ewigem Verdiensten und vielen Menschen zu Nutz und Grotzen, wie Du denn umb solcher und keiner andern Ursache wissen den mit abgesetzter wirst“ -- da er auch ebendaselbst ganz aufrichtig belehrt, daß er sein Werk „mit vielfältiger Mühe und schwerer Arbeit häufig und überschüssig beladen in kurzer Zeit schnell nicht entworten“, daher man sich nicht wundern möge „daßfern etwas unverhofftlich untergeschlichen, daß allerdings nicht besteht und die Leute

besser verstehen, da man nichts hat, das einem fürtendie und daran man sich halte, obwohl ich dessen versichert bin, daß ich den Wahren genugzum Acht auf ihr Maul gegeben und nichts gescheret, was nicht von Ihnen gewiß gebraucht wird." Er war sich also der schweren Ausgabe vollkommen bewusst und stellte mit Kleingefücht und Weitsicht auf. Aber wenn er dem Ehren einen bestimmten Artikel glebt se (der, die, daß) und einen unbestimmten Artikel ür (ein, eine, ein), wenn er in der Elterton der Hauptwörter von der Inditation und Emobition der Stammkonsonanten nichts weiß, sondern behauptet, daß die Konsonanten bei der Elterton sich gleich bleibent und nur die Vokale variirten, wenn er einen Genitiv auf *st* kennt, z. B. Nom. *lunimenne*, Gen. *lunimesest*, leib, leibast, peh, pehlast (Der Kopf), naht, nahtlast, fuld, fuldash, den Casum *indefinitivum*, den Hupel als *Akkusativ* bezeichnet, oder den unbestimmten Kasus des Objekts beim Verbum *Altium* innimast, jümmalat, poiga u. s. w. ganz ignorirt, wenn er beim Verbum einen *modum conjunctivum* annimmt, den der Ehre garnicht kennt, dagegen keine Ahnung hat von den sogenannten passischen Formen *tago*, *tasse*, *ti*, *tamo*, *taw*, sondern ein vollständiges Passivum konstruiert aus dem Particípio Präteritii und mit dem verbis auxiliari *santa*, und also z. B. ich werde geliebt nicht konjugirt: mind armaestasie, sondern minna saan armaestub, Præteritum nicht mind armaestati, sondern minna saan armaestud, — so hatte Stahl wohl alle Ursache ängstlich mit seiner Ausführung aufzutreten, denn er führte die Leute allerdings an, die seine Sache als richtig annahmen, obwohl er freilich nicht täuschen wollte. Eine Syntax gibt er wohl aber ein Deutsch-Ehrensisches Wörterbuch als Anhang, das natürlich eben so brauchbar ist, als die Formenlehre.

Eils Jahre später erschienen zu Dorpat *Usseriones grammaticae circa linguam Esthoniam* von Johannes Gutslaß, Pastor zu Urtbs, der den Dörpischen Dialekt zum Grunde legt, quam, wie er sagt, ob lingue nostratis suavitatem pro lingua litorali (wie er den Revalischen Dialekt nennt), quas aspera est, potius excuslendam putarem, quam istam. Auch er behält nicht nur wie Stahl die dem Ehren fremden Konsonanten *c*, *f*, *x* bei, sondern schertet ihn noch um einen Konsonanten *v* und den Vokal *y*. Indessen glebt er, obwohl in sehr geringem Umfange, quantum Grammaticae partes, quae sunt: Orthographia, Prosodia, Etymologia et Syntaxis. In der Orthographie wird der gedehnte Vokal durch einen Eirkunstier bezeichnet, daß *h* vor dem Konsonanten durch *ch*; einen Unterschied zwischen den liquiden Doppelkonsonanten rücksichtlich der Aussprache scheint er nicht zu kennen, denn davon ist garnicht die Rede. Noch früher wird die Prose die abgefeiert, wo er außer dem oben bereits erwähnten Eirkunstier nur noch des Akutus erwähnt und seinen daran bezüglichen Spruch in den Pentameter kleidet:

## Quælibet accentum syllaba prima tenet.

Die Etymologie beginnt sofort mit den beiden Artikeln *ut* & *se*. Darauf kommen die nominis zu die Reihe, Substantiva und Adjektiva. In der Declination lässt er den Stahl'schen Postponens ganz weg, freilt aber zwischen dem Stahl'schen Nominativ und Genitiv, die er beide mit dem Stahl'schen Endungen beibehält, einen neuen Kasus, den *et Reflexus* nennt, und der gerade der Genitivus Hypel's ist; den Stahl *Akkusativus* und die neueste Grammatik *Reflexus* nennt. Er rechtfertigt die Wahl dieser Bezeichnung, indem er sagt: *estque is casus, quem unius Praepositiones regunt, unde merito Reflexus dicendum.* Um meistens beschäftigt sich Gutsloff mit diesem Metivus (denn Hypelschen Genius) und zwar mit Recht, weil von ihm die übrigen Kasus am leichtesten hergeleitet werden können; mit dem Akkusativus getäufht er indessen in großer Verlegenheit und schreibt zusehends hin und her. Bald fällt dieser Kasus mit dem Stahl'schen, bald mit dem Hypelschen Akkusativus zusammen, bald greift er nach einer dritten ganz falschen Endung. So macht er aus *Zummal* einmal den Akkusativ *Zummala*, wo, wie er sagt, das *t* paragogisch hinzugefügt wird, ein andermal *Zummalo*; richtig decliniert er *toh*, *Rektio*, *rohhū*, *Akk. rohtu*, und *londa*, *Rekt. larwua*, *Akk. lauda*, dann aber wieder schwankend *lehhūs*, *Rekt. sohtu*, *Akk. sohhūs vel sohhut*, ganz falsch endlich *hobbene*, *Rekt. hobbese*, *Akk. hobne*, und *poig*, *Rekt. poja*, *Akk. poja statt poiga*. Daß dieser Kasus ihm viel Recht gemacht hat, ist übrigens kein Wunder, da die neuesten Grammatiker erst diese etrus nach langem Hin- und Herreden haben sich erleichtern können.

An die Declination schließt sich die Komparation und sobann geht er auf die Derivation über, ein Kapitel, das er mit Vorliebe behauptet zu haben scheint, und das viel Interessantes enthält, obwohl auch hier Richtiges und Unrichtiges gemischt ist. Das selbe gilt von dem Pronomen. In der Behandlung des Verbums kommt Gutsloff mit Stahl fast überein, nur daß letzterer den Modus Optativus periphrastisch durch *wéima* bildet, während Stahl die richtige Formation kennt, wegegen Gutsloff neben dem Passivum periphrasticum eine Abhängigkeit von dem Dasein einer eigenständlichen Form für die passivische Redeweise durchblühen läßt. Abweichend von Stahl rechnet Gutsloff mit Schottland die Suffixe der Vokaliven zu den Präpositionen und unterscheidet sie von den selbständigen, die er *praepositiones dicitionales* nennt, durch die Benennung *praepositiones literales*. Mit den Konjunktionen und Interjektionen schließt die Etymologie. In den 11 Seiten umfassenden Syntax nehmen die Bemerkungen über den garnicht erläutrenden Artikel allein 3 Seiten weg, und was er über den bestreikten Gebrauch dieses Redethiefts sagt, läuft am Ende doch darauf hinaus, daß der Chste eigentlich keinen Artikel

habe, indem er sich also vernehmen läßt: Articulus Estonicus non usurpatur, ubi significatio ejus realis apte et commode non potest applicari, und Das döhrt erläutert: Peninde non est articulus ut & usurpandus, nisi quando enim commode pot unitatem possum explicare; nec articulus se, nisi quando commode unum quiddam per eum possum demonstrare. Es versteht sich von selbst, daß der schon von Stahl beliebte Genitivus und der neue Gutsclaffische Restivus in der Syntax eine große Rolle spielen, da die unglückliche Wahl dieses Genitivus ihm Funktionen zuweist, die dem Genitiv sonst fern bleibten, und der Restivus nur mühsam die angedrungenen Wünsche behauptet und zwischendurch immer wieder seine eigentliche Genitivnatur verrät. So nimmt sich die Regel sonderbar genug aus: Bei den Verbis tuisse und minnemta steht der locus a quo im Genitiv, wie: Minna tulle Tarkust, foddust, lingst. Den Schluß macht auch hier, wie im Stahl, ein Deutsch-Esthnisches Wörterbuch, das höchst mangelhaft und unvollständig ist.

Nach diesen Vorarbeiten erschien Heinr. Göfesen's *Manuductio ad linguam Oesthonicam*, Reval 1660, ein Volumen wohl viermal so stark, als jeder seiner Vorgänger, indem die angehängte *Færcægo Vocabularium Germanico-Oesthonicorum* allein 412 Seiten einnimmt. In der Vorrede gesteht der Verfasser, daß sein Buch dadurch entstanden ist, daß er den Stahl mit Papier durchschossen „und einen guten Vorrath an Vocabulen hinzugehah und nebst etlichen observationibus Grammaticis und Syntacticis vermehret, die et theils aus täglicher Erfahrung, theils auch aus des Herrn Gutzlaffi Grammatica nollet.“ Zuerst handelt er auf 11 Seiten von der Orthographie. Er giebt den ersten alle Konsonanten der Deutschen, mit Ausnahme von f und q. Nur in Wörtern, die aus dem Deutschen übergegangen sind, verstatlet er in der Mitte das f, wie in Saffron, Offer, Tussel. G kommt bei ihm nicht allein nicht im Anfang, sondern auch nicht am Ende der Wörter vor, und er schreibt daher nicht polg, perg, roog sondern polk, pergl, roogl. Die Dehnung der Vokale durch h findet er unstatthaft und schlägt für diesen Fall die Verdoppelung derselben vor, schreibt aber doch infolgeconter Weise jooh für joot und poohdi mees für podl mees. Das r am Ende der Wörter ist ihm ein Buchstab von großem Nutzen und heißtet: zu, als jahbur, zu Mehl, pörmux, zu Staub. In der Prosodie weiß Göfesen nur von der Betonung der ersten Sylbe in mehrsybigen Wörtern, von einem Nebenton der dritten und fünften Sylbe hat er keine Ahnung. In der Etymologie spülen immer noch die Ketten. Den Restivus Gutsclaff's ignorirt er, den Genitiv auf st aber nimmt er mit beiden Vorgängern gläubig an und läßt den Akkusativ aus dem Genitiv bilden durch Weglassung des st, ohne von dem Akkusativ Hupel's, dem gegenwärtigen Indefinitum (Zum, mal) auch nur Notiz zu nehmen. Der Akkusativ Pluralis ist

dem Nominativ Pluralis gleich „und endet sich auf ein t welches zusammengezogen wird, wo der letzte consonans in Genitivo sana eingezogen werden, also mehet, nojet, lapset, englifset machen wächst, naist, los, englifest.“ Also im Gesangbuch pag. 334, 336, wainlast für wainlast.“ Unter den Pronominibus fehlt er ein Pronomen possessivum, welches im Nom. hend oder hendes oder henues heißt, vom Verbnu passivum nur das Particípium praeteriti, verauad mit Hilfe von sana und ollema die Konjugation des Passivums formt wird. Außerdem führt er als Impersonalia activae vocis die Formen schre, man ist es, allestare, man saget u. s. w. und als Impersonalia passivae vocis die Formen schri, es ward gesessen, jehsi, es ward gestrunken u. s. w. auf. Unter den unzähligen Adverbien, die er nach ihrer Bedeutung klassifiziert, kommen manche ganz unbekannte vor, z. B. unter den adverbii temporis: meswarste, möh, möhwärste, de tempore praesenti; unter den adverbii quantitatis: hitwe, sehr viel, tipotauatta, ganz und gar; dubitandi: enniat, intimat, vielleicht u. s. w. Das Kapitel von der Syntax beginnt mit nachfolgenden Sätzen: die meisten Regulen kommen mit den Lateinischen und Deutschen überein. Doch nimmt der Bauer allemal den Standard nicht in acht; saget: für Ossandat tulseb, für tulsewat, es kommen zwey Herren; los ou teggiat, sehr ou neggiat, für emmat, wo Arbeiter sind, da sind auch Zuseher; lemmu Ingges rahmat, für rahmato, er ließt; wind is olli koddö mitte, i. e. minna es ollin, ich war nicht zu Hause; sind sahb minna, i. e. sinna saht minna, du mußt gehn. Was man nach diesem Eingange in der Syntax zu finden fürchten muß, Das findet man auch wirklich: ein Aggregat von Regeln, von denen auch nicht Eine den Nagel auf den Kopf trifft, sehr viele aber geradezu unrichtig sind. Auf die Syntax, welche 20 Seiten einnimmt, folgt ein Appendix auf 8 Seiten, in welchem Beispiele von gewöhnlichen Kontraktionen und Abstraktionen aufgeführt werden, auf den Unterschied der Aussprache in den beiden Dialekten hingewiesen und endlich über die Monatsnamen und Festtage gehandelt wird. Hierauf folgt das bereits erwähnte Dentsch-Estnische Wörterbuch, dessen geringster Fehler der der Unvollständigkeit ist.

Auf Gösefen's diskreiblege Manuductio folgte 33 Jahre später Grammatica Estonica brevi perspicua itaue methodo ad dialectum Revalensem ed. a Johanne Hornung. Riga (1693). Das Büchlein enthält mit 114 S. fl. 8. und einem Wörterbuch, gewährt aber nach dem mühsamen, unerquicklichen Durcharbeiten durch seine Vorgänger den Eindruck, den ein Wandrer empfinden mag, der sich durch unvorstellbare Wüstenneien, endlose Sandsteppen und unfeuchtables Gestrüpp, vom Gehul und Gestädz wilder Bestien begleitet, angstvoll bis zur gänzlichen Ermattung abgetrieben und alle Hoff-

nung ausgegeben hat, einen Ausweg aus diesen trostlosen Einsöden zu finden, und unterwartet eine grüne Lase vor sich ausgebreitet sieht, geschmückt mit wollenden Saatfeldern, blühenden Gärten und üppigen Wiesen, wo ihm auf geblühten Pfaden überall freundliche Gesichter begegnen, die zum Eintritt in die gesäuberte Wohnung einladen. Auch hier bilbet die Orthographie den Eingang zur Ethymologie, aber das richtige Ohr und die Flote, unbefangene Anschauung des Verfs. scheidet bereits die fremdartigen Konsonanten *c*, *f*, *r*, *z* aus dem Alphabete aus und weist den übrigen die Stelle an, die ihnen nach dem richtig begriffenen Genius der Sprache gebührt; die Sylben werden schon naturgemäß von einander geschieden und die Dehnung der Vokale durch Verdoppelung derselben angedeutet, ohne Anwendung des dazu hier ganz unabbaubaren *h*. Er erkennt bereits den richtigen Unterschied der Betonung in mehrsylbigen einfachen und zusammengesetzten Wörtern und macht schon auf die *voces auxiliariam*, quae silens proferenda sunt, wie *hal*, *wast*, *lot* u. s. w. In der Ethymologie widmet auch er, wie Göseken, der Ableitung der Wörter einen längeren Abschnitt, aber er versöhnt dabei mit richtigerem Takt und schärferer Unterscheidung. Die Wörter *als* und *je*, welche bei seinen Vorgängern dazu gezwungen worden waren, ganz sprachwidrig die Funktionen von Artikeln oder Geschlechtswörtern zu verrichten, werden von ihren etablierten Vornamen abgesetzt und an die ihnen gebührenden Stellen zurückgewiesen. In der Deklination hat er bereits den Genitiv Singulairis herausgefunden und diejenigen Kasus entdeckt, die ohne Ausnahme aus demselben gebildet werden. Der Akkusativus Singulairis und Pluralis, die Indefiniti der neuesten Grammatiker, werden von ihm gleichfalls bereits richtig gewürdigt und die Schwierigkeiten anerkannt, die die Bildung und der Gebrauch dieser Kasus für den Nächsten haben. Neben der Flexion in den Kasusendungen macht sich bei ihm schon die Stammlerion, die seine Vorgänger ganz überschien, geltend und wird fast überall richtig angegeben, wenn er auch nicht die Gesetze gefunden zu haben scheint, nach denen Lepidus vorschreibt. Eben so wie er bei der Behandlung des Verbi alles Fremdartige zu entfernen und das Recht-Gesetzliche in's gehörige Licht zu stellen. Einige dem Fremden gewöhnlich entgangende Eigenthümlichkeiten, wie *Die*, dass der Chste kein *Futurum* hat und so reich an Infinitiven ist, hebt er gebührend hervor und bringt er an gelegener Stelle zur Sprache. Wo er nicht ganz sicher ist, treffen seine ausgeschriebenen Vermuthungen immer den Nagel auf den Kopf und verathen einen seltenen Scharsinn. Hier, wie anderwärts wird man lebhaft an einen Sprachforscher unserer Zeit erinnert, der ebenso wie Hornung die ausgetretene Bahn verließ und auf ungebauten Wegen Entdeckungen mache, die die Zeitgenossen anfänglich für Utopische Träumereien hielten, bis ein tieferes Eindringen in

den Geist der Sprache sie eines besseren belehrte. Ich meine Propst Heller. Die ganze Szene wird auf viertschätz Seilen abgemacht, enthält aber übertausende Beweisungen in Beziehung auf die schwierige Formation des Objekts im Satz.

Die bisher aufgesuchten Hilfsmittel zur Erlernung der Chinesischen Sprache für die hier lebenden Deutschen reichen noch immer nicht zu, das Bedürfniß zu decken, und besonders fühlten die vielen Ausländer, die als Prediger an Chinesischen Gemeinden angestellt waren, den Mangel lebhaft genug, um den dringenden Wunsch zu hegen, daß eine vollständige Grammatik nebst Wörterbuch erscheinen möchte. Aber erst 1732, kam ein neuer Versuch heraus, diesem Mangel abzuholzen, nämlich die „Kurzgefaßte Anweisung zur Chinesischen Sprache, in welcher mitgetheilt werden: 1) eine Grammatica, 2) ein Vocabularium, 3) Proverbia, 4) Aenigmata, 5) Colloquia.“ des Pastors Anton Thor Helle zu St. Jürgen in der Nähe von Neval, herausgegeben durch den Diakonus bei der Chinesischen Stadtgemeinde in Neval, Eberhard Gutsleff, XL1 und 419 S. 8. In der Vorrede des Herausgebers heißt es von dieser Arbeit: „Vnuemehr tritt gegenwärtige Arbeit ans Licht, von welcher nach der Wahrheit einzugehen kann, daß es als eine gründliche Anweisung zu dieser Sprache alle vorhergehende Kürte Wercklein weit übertreffe. Man muß aber zuseherd bestimmen, daß den ersten Grundstein gleichsam zu diesem Bau gelegt habe der sel. Herr Bengt Joachim Hörselius, gewesener Candidatus theologie, dessen in einer Vorrede vor dem Chia. R. L. in 4. Anno 1715. p. 8 et 9 got rühmlichst geracht wird.“ Es werden nun die Verdienste des Kandidaten Hörselius nur die Chinesischen Schulen und seine Vermüthungen, eine bessere Orthographie einzuführen, gebüchend anerlaunt und dem Verfasser dieser Grammatik, Thor Helle, nachgerühmt, daß er sich diesen Fortschritt zunehm gemacht und seine ausgezeichneten Geistesgaben dazu angewandt habe, nach 20jährigen Fleißigen Vorarbeiten ein Werk zustande zu bringen, aus welchem die Chinesische Sprache gründlich erlernen werden könnte. Bei einer kurzen Ansage des Inhalts der Grammatik bemerkt der Herausgeber unter anderm, daß „zur Vermeidung vielfältiger Declinationum und Conjugationum nur eine einzige von beiderlei Art zu Grunde gelegt und zum Typo der irregularen Wörter einzige Paradigmata erwählt und in gewisse Klassen nach dem Alphabet eingetheilt werden, welche die Flexion aller übrigen nominum und verborum, die von dem Haupttypo abweichen, deutlich vor Augen legen. Das Vocabularium, wie auch die Proverbia und Aenigmata sind durch unermüdeten Fleiß eines drittllichen Freindes collegiert und vom autore revidirt worden. Es werden in dem vocabulario allein über siebentausend Wörter und phrases anzutreffen sein.“ Zum Schluß fügt der Herausgeber in der Vorrede hinzu: „die Ursach, warum dies Wercklein von mir edictet worden, ist, daß

deine Geduld, geneigter Leser, der du ein Verlangen darin nach getragen, nicht durch ferneten Aufschub im Hoffen und Warten möchte ausgehalten werden. Der Hochwohlwürdige Herr Pastor Thor Helle ist in vorigen Jahren nebst seinen übrigen Amtsverrichtungen sowohl bei dem Chthnischen Handbuch, als bei der Chthnischen Version des Neuen Testaments sehr offkirt gewesen. hat auch bei der Edirung dieser Bücher nicht geringen Bestand geleistet; nun aber ist er de nova von einem Venerabilis Consistorio Provinciali ernannt worden, nebst einigen Anderen an dem wichtigen Werk der Chthnischen Version des Alten Testaments mit einen Gehilfen abzugeben. Da nun dieses ihm eine nicht geringe Hinderung gewesen wäre zur Edirung dieser Arbeit zu gelangen, so lasz es dir, geliebter Leser, gefallen, daß ich mich willig habe finden lassen, ohne ferneten Verzug selbige durch den Druck zum gemeinen Nutzen zu bringen.“ Was er in der Vorstellung über die Buchstaben und deren Aussprache, so wie über den Akzent sagt, ist Alles richtig und gut; nur können wir uns damit nicht einverstanden erklären, daß er nur an geschriebenen Wörtern den Unterschied in der Aussprache der liquiden Doppelkonsonanten zu bezeichnen vorschlägt (mit einem Akzent auf dem vorhergehenden Vokal für die schwächeren Aussprachen), statt diese Bezeichnung überall anzuwenden, wo diese Doppelkonsonanten vorkommen. In der Deklination der Nomina behält er die Lateinischen Klaßen bei und nimmt einen doppelten Dativ auf le und l und einen doppelten Ablativ auf st und lt an. Er studiert nur eine Deklination, in welcher Nom., Gen. und Adj. unbestimmt bleiben, Dativ und Ablativ aber stets die angegebene Endung haben. Da er aber daran nicht ausreicht, ordnet er sämmtliche Nomina nebenher noch, je nach dem Buchstaben, auf welchen der Nom. ausgeht, in 17, also fast eben so viel Klassen, als der Chste mit Ausnahme von h und j Buchstaben überhaupt hat. Auf einen ungünstigeren Eintheilungsgrund möchte wohl kaumemand verfallen, da Nomina mit einem und demselben Endbuchstaben ganz verschiedene Weise flektirt werden. Daher müssen denn auch in jeder Klasse abweichende Paradigmata aufgestellt und außerdem noch Noten beigegeben werden, welche die unzähligen Ausnahmen anführen und die Abweichungen erläutern. Wer sein Kapitel von den Deklinationen durchgenommen hat, um daraus über das Wesen derselben unterrichtet zu werden, gelangt bei allem Fleisse nicht zu einem klaren Abschluß, sondern nur zu dem unbefriedigenden Gesühle, sein Wissen nicht auf ein einfaches Princip zurückführen zu können. Dasselbe gilt von dem Kapitel über die Konjugation, womit er an dem einfachen Verbum walnisiasta die Personal- und Temporalflexion ganz richtig zeigt, aber die Abweichungen anderer Verben von der einfachen Form wiederum als Ausnahmen behandelt, statt das Gesetz nachzuweisen, nach welchem sowohl beim Nomen als beim Verbum Stamm

und Endung abgewandelt werden. Was auf 7 Seiten über die Adverbien, Präpositionen, Konjugationen und Interjektionen beigebracht ist, enthält Richtiges und Falsches genauso, liefert aber den Beweis, daß der Verfasser wenigstens darnach gesungen hat, die Grammatik aus der Sprache zu entwickeln, statt, wie manche seiner Vorgänger, die Sprache in eine fertige Grammatik einzuzwängen. Die ganze Syntax wird auf 17 Seiten abgesetzt. Im ersten Kapitel handelt der Verfasser von einigen allgemeinen Grundsätzen in Beziehung auf die Stellung, die die Wörter im Sache einzunehmen. Das zweite Kapitel begreift sechs Hauptregeln von der Ordnung und Zusammensetzung der Wörter, und zwar handelt die erste Hauptregel vom Nominalis, die zweite vom Genitiv, die dritte vom Dativ, die vierte vom Ablativ, die fünfte vom Akkusativ und die sechste vom Verbum. Das dritte und letzte Kapitel enthält einen Anhang zur Syntax, in welchem gehandelt wird: 1) von den Idiotismis und 2) von den Dialektis. Die ganze Syntax ist ein Aggregat von planlos an einander gereihten Regeln, deren organische Vollendigkeit in keiner Art nachgewiesen oder aus dem Geiste der Sprache erklärt wird. Das Einzelne für sich ist aber in den meisten Fällen ganz richtig. Was der Verfasser im letzten Kapitel der Syntax von den Dialekten sagt, hat nur Beziehung auf einzelne kleine Abweichungen innerhalb des Nevalischen Dialektis und berührt den Dörpischen Dialekt garnicht. Auf die Syntax folgt 1) ein Chinesisch-Deutsches Wörterbuch, welches 130 Seiten einnimmt; 2) ein „Deutsches Register“, d. h. ein Deutsches alphabetisches Wörterbuch, in welchem die Chinesische Bedeutung nicht hinzugefügt ist, sondern wo neben den Deutschen Wörtern Zahlenstehen, welche auf die Stelle im Chinesisch-Deutschen Wörterbuch hinweisen, wo das betreffende Wort zu finden ist; 3) ein Anhang, enthaltend a. die Namen einiger Kräuter und Blumen, b. einiger Wurzeln, c. einiger Bäume, d. der Monate und Wochentage, e. die Festtage durchs ganze Jahr, f. die Eintheilung des Tages und der Nacht, g. einige von den Chinesen besonders benannte Tage im Jahr, h. Größe und Wünsche der Chinesen, i. männliche und weibliche Vornamen, k. die Benennung eines Bauernwagens nach allen seinen Theilen, l. die Benennung eines Spinnrades nach allen seinen Theilen, m. die Namen der Winde, n. die Stadt Noyau mit ihren Gassen, Pfosten u. w., o. die Namen aller Distrikte, Kirchspiele und Edelgüter Chinalands, p. Verzeichniß von Chinesischen Wörtern, die aus dem Deutschen und Russischen recipiert sind, q. einen kurzen Nachtrag zum Wörterbuch; 4) eine Sammlung von Chinesischen Sprichwörtern, nach dem Alphabet geordnet; 5) eine Sammlung Chinesischer Rätsel mit deren Auflösung; 6) einige Chinesische Gespräche mit nebeneinander Deutscher Uebersetzung.

Zu habe bei dieser von Gutsleff herausgegebenen Thor

Hessischen Anweisung länger verweilt, weil das Buch jetzt eine Seltenheit geworden ist, aber mehrere Menschenalter hindurch den Liebhabern der Chinesischen Sprache als nützlicher Begleiter gedient hat, da auch die 50 Jahre später erschienene Chinesische Sprachlehre von Aug. Wih. Hupel, Leipzig 1780 (zweite Aufl. Mitau 1818), mit einer wenig veränderten Bearbeitung dieses Werkes ist und durchaus keinen höheren wissenschaftlichen Standpunkt einnimmt. Das Bedürfniß nach tiefer gehenden Forschungen dieser Sprache, deren Reichthum sich durch D. W. Masing's populäre Schriften auf eine so glänzende Weise entfaltete, daß die bisherigen grammatischen Anweisungen als durchaus unbefriedigend erschienen, rief das Sammelwerk von Joh. Heinr. Rosenplänter „Beiträge zur genaueren Kenntniß der Chinesischen Sprache“, Bernau 1813 — 1832, hervor. Es ist dieses Werk ein Sprechsaal, in welchem unzählige Stimmen über Angelegenheiten der Chinesischen Sprache in allen möglichen Beziehungen sich vernehmen lassen, und hat zu seiner Zeit sehr viel dazu beigetragen, daß manche gute Köpfe sich mit Lust und Erfolg auf das Studium der Chinesischen Sprache legten. Dr. Fr. Rob. Fählmann's Versuch, die Chinesischen Verba in Konjugationen zu ordnen, Dorpat 1842, und Pastor Eduard Ahrens' Grammatik der Chinesischen Sprache, Erster Theil, Grammatik, Neval 1843, verdanken ihre Entstehung gewiß zum Theil der Anregung, die Rosenplänter's Beiträge hervorgerufen hatten.

Alle diese Werke sind mehr oder minder glückliche Versuche, in den Geist der Sprache einzudringen und den Bau und Reichthum derselben offen darzulegen; aber noch immer ist das Gebiet nicht vollkommen durchforscht worden und es gibt Regionen darin, die der Entdeckung und Auseklärung harren und werth sind.

Zu den vier letzten Jahren hat unsere Gesellschaft auch das Theile dazu beigetragen. So hat namentlich der verdienstvolle Prof. Heller in einem Vortrage, der hier vorlesen worden und in unsrer „Verhandlungen“ bereits abgedruckt ist, über das Vocabulum *passivum* ein Licht verbreitet, das die Freunde und Kenner der Sprache wenigstens anlockt, die Sache etwas näher anzusehen. Der Widerspruch, den er bei der Aufführung seiner Ansicht, daß der Chines. kein Passivum habe, sondern sich mit Formen eines unpersönlichen Aktivs behelfe, gleich im Beginne der Diskussion in unsrer Mitte fand, lag weniger in der Schwäche seiner Beweisführung, als in der Überraschung der Konservativen, sich im Besitz eines überkonventionellen Gutes gefährdet zu sehen, das noch Niemand in allem Ernst angefasst hatte. Die neue Ansicht wird sich vielleicht mit der Zeit geltend machen, da sie auch von Chinischen Sprachforschern schon aufgestellt worden ist. Indessen sind die Alten noch nicht geschlossen. In demselben Aussage vertheidigt Heller auch die schon früher von ihm aufgestellte Behauptung, daß die Chinesischen f. g. Kasen Rom.,

Gen. und Akkus. nicht Rosen, d. h. nicht Formen für die Verhältnisse der Beziehungen der Personen und Sachen gegen einander in einem Sache sind, sondern daß diese Formen in eigenthümlicher Weise die Stelle der Artikels oder Bestimmtheitswörter anderer Sprachen vertreten, und thut Dies namentlich in Veranschaulichung der von Fählmann dagegen erhobenen Zweifel. Ich fühle mich nicht berufen, zwischen diesen beiden schriftsinnigen Denkern zu entscheiden, darf aber diese Arbeit Heller's nicht mit Stillschweigen übergehen, da sie ungemein viel dazu beigetragen hat, die Sache, die für den Grammatiker von so großer Wichtigkeit ist, einer fortgesetzten Revision zu unterwerfen.

Ein anderes Mitglied, der verstorbene Pastor Aug. Hollmann zu Goseck, brachte auch in Folge des Heller-Fählmannschen Streites eine Arbeit ein, die gleichfalls in den „Verhandlungen“ abgedruckt ist und worin er die Unsicherheit und Willkür im Gebrauch der fraglichen Rosen, des Hypotheschen Nom., Gen. und Akkusativ, durch eine lichtvolle, durch Beispiele veranschaulichte Darstellung der Funktionen dieser drei Rosen in bestimmtter und unbestimmtter Art, und durch feste Regeln, die aus dem Geist der Sprache ganz natürgemäß resultieren und die der Christ, dem der Genius seiner Sprache durch die ihm aufgedeckten Schriften noch nicht entzogen ist, stets beobachtet, Gräzien zu sezen bemüht ist. Ich bin davon überzeugt, daß jeder Freund der Christlichen Sprache, der die Schwierigkeiten empfunden hat hier immer die rechte Form zu treffen, durch diesen Aufsatz einen Führer gewonnen hat, der ihn dieselbe mit Bewußtheit finden und gebrauchen lehrt. Die Anmerkungen, welche Heller zu diesem Aufsage geschrieben hat, sind zwar von ihm in einer Signirung unserer Gesellschaft vorgelesen worden, finden sich aber in unseren Sammlungen nicht, und ich sehe mich daher nicht im Stande, jetzt noch genau anzugeben, in welchen Punkten er von Hollmann abweicht, obwohl ich mich Dessen zu erinnern glaube, daß Heller damit polemischend gegen Hollmann auftrat. Vielleicht gewinnen wir diese Arbeit noch aus dem Nachlaß des Verewigten, um auch dieses Werkstück zur weiteren Auffklärung der Eigenthümlichkeiten des Christlichen Idrionis unsfern „Verhandlungen“ einzufleischen zu können.

Eine unvollendete Arbeit des verewigten Pastor Hollmann ist noch übrig und in unserem Besitz; sie ist aber nicht weit gegangen fertiggeschrieben, um sie zu Förderung unserer Zwecke benutzen zu können. Es hatte es mit derselben darauf abgesehen, den Altkenschen Testimonialschreibe den Krieg anzukündigen und der Auslauf, den er nimmt, verrät die Zufriedenheit, mit der er in den Kampf geht. Zum Nachtheil für die Wissenschaft und zu innigem Bedauern seiner zahlreichen Freunde und unserer Gesellschaft ward ihm der Tod die Feder aus der Hand, ehe das angefangene Werk eine Gestalt gewonnen hatte. Ein unvollendeter Brief

Hollmann's an Höhmann, datirt vom Februar 1849, läßt einen Blick in die geheime Werkstatt seines Gedanken in Beziehung auf diesen Gegenstand thun und ich kann mich nicht enthalten eine Stelle daraus mitzuteilen, die uns zugleich die harmlose Gemüthslichkeit unseres verstorbenen Freundes vergegenwärtigt.

„Ich studire, heißt es darin, die Chltnische Dellenationslehre von Ahrens nun schon seit mehreren Tagen und kann mich gar nicht von diesem Studium losmachen. Je mehr ich aber Dies thue, desto mehr entdecke ich leider Fehler und Mängel an seiner Dellenationslehre. Früher nahm ich noch Vieles von ihm so bona fide an; aber jetzt muß ich mit dem Wandsbecker Boten (Baud 1. S. 62.) sagen: „Herr Ahrens, Herr Ahrens, da hat Ee mir was weiß gemacht!“ Ich armer Aufänger und Stümper in der Chltnischen Grammatik muß nun in Folge meiner Passson für das Studium dieses Buches und wider meinen Willen sein grammatischer Herr und Meister werden, denn er am Ende noch wird huldigen müssen!“ — In der Einleitung zu dem hinterlassenen Bruchstück macht er auf einzelne Widersprüche der Ahrenschien Dellenationslehre aufmerksam, in die der Verfasser sich versickelt habe, daß nicht abzusehen sei, wie er sich in der von ihm versprochenen Syntax werde helfen könnten, ohne die früheren Behauptungen zurückzunehmen, und weissagt dagegens, daß die Syntax wohl nie erscheinen werde; — selbstamt genug ist das Buch bis heizu wirklich noch nicht erschienen!

Als eine Bereicherung des Materials zum Chltnischen Sprachstudium haben wir auch ein Manuskript Heller's anzuschauen, welches einige Zusätze zu Höhmann's „Bemerkungen über die Wurzellehre in der Chltnischen Sprache“ im 1. Heft des 2. Bd. unserer Verhandlungen enthält, wozin er hauptsächlich auf einige Wortformen im Dörpitschen Dialekt aufmerksam macht, die im Revalschen Dialekt obsolet geworden, aber leicht als die Wurzeln zu erkennen sind, aus denen durch Beimischung fremder Elemente eigentlich chltnisch Revalsch gebildete Wörter entsprungen sind, und wodurch die Behauptung, daß der Dörpitsche Dialekt in grauer Vorzeit die allgemeine Sprache aller Chlten gewesen, einige Stützpunkte mehr bekommt.

Zu gleicher Zeit rief der Aufsatz des verstorbenen Dr. Hansen im 1. Heft des 2. Bandes der Verhandlungen über die Finnischen Wörter für 8 und 9 eine kurze Mittheilung Heller's von einer andern Ansicht über die Bildung der Wörter *satteja* und *satessa* hervor, welche bis jetzt noch nicht gedruckt ist. Wenn man Heller's Konjectur auch nicht unberingig adoptiren kann, so hat er doch auch hier wieder den Beweis geleistet, mit welchem Schärfeum die Spuren unbekannter Wortbildung zu verfolgen verstand.

Eins unserer regelmässigen Mitglieder, Herr Dr. Kreuzwald in Werro, hat sich mit der historisch-phisiologischen Kl. der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften in Rapport gesetzt und

steht mit dem Finnischen Sprachforscher, Akademiker Sjögren, in lebhaftem Briefwechsel. Die Bulletins der Akademie erwähnen seines Namens und seiner schönen wissenschaftlichen Beiträge mit glänzender Anerkennung, was uns nicht nur im Interesse der Sache, sondern auch der Person erfreut, infosser wir ihn mit Stolz als den Unstritten anheben dürfen.

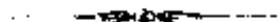
Noch muß ich der mühsamen, weitschichtigen Arbeit eines Mitgliedes erwähnen, das im ersten Entwurf mit dem letzten Monat des eben vergangenen Jahres beendigt ist, und nur noch der Revision und Vorbereitung für den Druck unterworfen werden soll. Es ist dies ein Chinesisch-Deutsches Wörterbuch, dem das Hypothetische zu Grunde gelegt ist, und wobei ein reichhaltiges Material von Wörteranammlungen verschiedener Sprachfreunde und von eigeas zu diesem Zweck aus Chinesischen Schriften gesammelten Wörtern mit benutzt worden ist. Der Verfasser ist Herr Paul Albert man zu Edd, der aus reiner Liebe für die Sache sich dieser riesenarbeit unterzogen und sein Manuskript der Chinesischen Gesellschaft zur Disposition gestellt hat.

In Sachen der Chinesischen Orthographie ist in dem bezeichneten Zeitraum von Seiten unserer Gesellschaft auch manche beachtenswerte Notiz ausgesprochen und zu den Alten gelegt worden. Darunter zeichnet sich durch ihre Ausführlichkeit besonders ein Manuskript von Heller aus: Neben die Verdopplung und Vereinfachung der Konsonanten zwischen Vokalen in der Chinesischen Schrift. Die Behauptung Heller's, daß die Verdopplung sich auf die hohe Aussprache des vorhergehenden Vokals, so wie die Vereinfachung auf die tiefe Aussprache desselben gründe, veranlaßte den Verf., den Unterschied zwischen den hohen und tiefen Aussprache eines jeden Vokals bemerkbar zu machen; er spätn seine Untersuchung aber in so keine Fäden aus, daß die Zuhörer in manchen von ihm gewählten Beispielen gar keinen Unterschied mehr wahrnehmen konnten, den sein scharfes Ohr angeblich noch kenntlich fühlte. In dem Worte *altat* z. B. fanden alle einen Unterschied zwischen dem Lauten des ersten und zweiten a und ließen es gelten, daß das erste a hoch, das zweite tief lauten sollte; denselben Unterschied konnten wir in dem *ü* der beiden Wörter *wigga* und *wäga* finden; aber als Heller denselben Unterschied in den Wörtern *sääl* und *pääl* zu hören behauptete, hörte unser Wahnehmungsvermögen zu wiesen auf, und wir konnten ihm in seinen Untersuchungen nicht weiter folgen.

Damit soll durchaus nicht gezeigt werden, daß seine Theorie falsch sei, denn die Geschichte der Entdeckungen im Gebiete des Wissens ist eben so reichhaltig an gefundenen Schäben, als an Verfehlungen der ersten Entdecker, die von ihren Zeitgenossen Träumer genannt wurden, und denen die Nachwelt, und zwar mit größerem Rechte, nachher Monumeute gesetzt hat. In der Orthographie scheinen alle Versuche, sich für eine auf richtigem Prinzipien bas-

sirte Praxis zu vereinigen, bis jetzt vergebens gewesen zu sein, denn gerade in neuester Zeit haben sich zwei schroff einander gegenüberstehende Schreibweisen geltend gemacht, deren Vertreter sich auf keine Unterhandlungen mit einander mehr einzulassen; die einen nämlich haben die sogenannte *Giunnische Orthographie* adoptirt, die anderen auf der Basis der Masingschen die alte Chinesische mit einigen nothwendigen Aenderungen beibehalten; die liefsamigen Geübteleien und hostigen Kämpfe, die vorhergingen, haben indessen wenigstens die Frucht zu Tage gefördert, daß beide Parteien von seiner Willkür mehr wissen wollen und Theorie und Praxis durch genaue Befolgung der als richtig erkannten Regeln in Uebereinstimmung zu erhalten bestissen sind. Ich glaube, daß Deutsche Blätter ist auch hier daran schuld, daß es zu keiner Einigkeit kommen will, denn das Chinesenwelt selbst scheint, da es wie alle andern Völker rücksichtlich der Orthographie eine allgemein übereinstimmende Praxis beobachtet, von den Neuerungen ihrer Deutschen Lehrer gar keine Notiz zu nehmen, und behauptet fortwährend das Justum milieu des alten Schlendrianus, ohne sich zur schwarzen oder rothen Partei hinzuziehen zu lassen.

Wir dürfen indessen diese Uneinigkeit in den Ausichten, so lange sie nicht mit den Meinungen auch die Herzen der Mitglieder spaltet, durchaus nicht belägen und wollen recht gesittlich Deutsche Kämpfer auf dem Felde der Wissenschaft bleiben. Denn der Kampf erhält die Geister wach und spornet zu immer neuen Versuchen an, das Richtige aufzufinden. Mege dieser Geist der Regsamkeit uns stets beseelen, dann wird sich als Wahrheit der herzliche Wunsch bewahren: *Es lebe die Chinesische Gesellschaft!*



**Verzeichniß**  
der gegenwärtigen Mitglieder der Gesellschaft  
bis zum 1. Oktober 1852.

---

**1. Ehrenmitglieder.**

1. Karl Gustav Masing, Pastor in Neuhausen.
2. O. Fr. von Boningh, Finnlandischer Agent und Consul in Neval.
3. Dr. A. F. Pott, Professor in Halle.
4. Dr. Wilhelm Schott, Professor in Berlin.
5. Dr. Paul Joseph Schafarik, R. K. Küstos der Bibliothek in Prag, Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaft. u. s. w.
6. Dr. Elias Lönntot, Kreisarzt in Rajana in Finnland.
7. Dr. C. E. Napierksky, Staatsrath und Ritter, Censor in Riga.
8. Dr. Fr. R. Kreuzwald, Stadtarzt in Werro.

**2. Korrespondirende Mitglieder.**

9. Dr. H. von der Gabelenz, Regierungsrath in Altenburg.
10. Dr. Stubendorff, Staatsrath u. Ritter, in Jelatzk.
11. Dr. Alex. Schrenk, Privatdoc. u. Ritter, in Dorpat.
12. Dr. Ernst Hoffmann, Obrist und Ritter, in St. Petersburg.
13. Dr. Peter von Köppen, Wiss. Staatsrath, Akademiker in St. Petersburg.
14. Karl von Schmitz, Kollegienassessor.
15. Dr. Gabriel Rein, Prof., verz. Präsid. der Finnisch-Literarisch. Gesellsch. in Helsingfors.
16. Dr. Bernh. Kühne, Hofrath und Ritter, in St. Petersburg.
17. Habel, Archivar, Sekretär der Nassauischen Gesellschaft für Geschichte in Schierstein.

18. Dr. Gmele, erster Direktor des Vereins zur Erforschung der Rheinisch. Geschichte in Mainz.
19. Dr. Karl A. Ulleritsch, R. R. General-Prokurator für das Königreich Illyrien, zu Klagenfurt.
20. Dr. Adolph Brandt, freipractic. Arzt in Oppelska.
21. Aug. Neidemeister, Director, in Schipkow im Gouvernement Podolien.
22. P. Saweljew, Hofrat, in St. Petersburg.
23. Heinrich v. Kruse auf Groß-Lauth bei Königsberg in Preußen.
24. Hermann v. Kruse auf Karwinden bei Königsberg in Preußen.

### 3. Ordentliche Mitglieder.

25. Dr. Fried. G. von Bunge, Staatsrath und Ritter, rechtsgesetzter Bürgermeister in Reval.
26. R. H. Gehewe, Prediger der Chsln. Gemeinde in Dorpat.
27. Dr. E. A. Herrmann in Dresden.
28. Rudolph Hellman, Prediger zu Rauge.
29. G. M. Knüppfer, Prediger zu Klein-Marien in Chsland.
30. Dr. Fried. Kruse, Staatsrath und Ritter, Prof. in Dorpat.
31. F. F. Meyer, Prediger zu Jēwe in Chsland.
32. Karl G. Reinthal, dimitt. Prediger, derz. Präsident der Gesellschaft, in Dorpat.
33. Dr. Andreas Sjögren, Staatsrath, Akademiker in St. Petersburg.
34. Wilh. Thrämer, Rathsarchivar in Dorpat.
35. J. Nocke, Koll.-Ass., Kreislehrer in Wesenberg.
36. Ernst v. Reinthal, Kollegienrath u. Ritter, Bezirks-Inspr. in Dorpat.
37. C. G. Fick, Propst u. Prediger zu Regel in Chsland.
38. W. Eng. Grohmann, Pastor zu Lürgel in Chsland.
39. Alex. Graf Igelström zu Jēwe.
40. Hermann Graf Igelström in Reval.
41. Wilh. v. Hehn, dimitt. Garde-Kapitän, beständiger Sekretär der Gemeinnützigen und Definomischen Societät zu Dorpat.

42. Dr. Georg Schultz, Kollegienrath, Professor der Medizinischen Akademie in St. Petersburg.  
43. H. J. Holmberg in Helsingfors.  
44. Peter von Güldenstuhle, Staatsrath, in Dorpat.  
45. W. Hehn, Hofrath, in Tula.  
46. R. Gutglück, Prediger in Anzen.  
47. Wilh. v. Stryk, Landrath Ec., zu Brinzenhof.  
48. Anton von Reguly aus Ungarn.  
49. F. F. Gebhardt, Prediger zu St. Johannis in Ostland.  
50. Karl Mickwitz, Rektor der Chfln. Sprache bei der Univ. u. Stellv. Insp. am Gymnasium zu Dorpat.  
51. Dr. J. Johnson, Kollegien-Off., in St. Petersburg.  
52. Th. von Krüdener zu Gutelep.  
53. Emil Sachsendahl, Bezirksarzt, berz. Sekretär der Gesellsch., in Dorpat.  
54. Leonh. v. Stryk, dimitt. Kreisrichter, in Palla.  
55. Robert v. Stackelberg, dimitt. Kreisgerichts-Off., in Dorpat.  
56. Theodor Weise, Syndikus der Kaiserl. Universität Dorpat.  
57. Gotthard v. Liphart, Landrath Ec., auf Rathshof.  
58. Dr. J. G. v. Paucker, Kollegienrath, Govw.-Procureur in Reval.  
59. Dr. G. von Rummel, Kollegienrath, außerord. Prof. des Provinzialrechts in Dorpat.  
60. Alex. Jasonn, Cand., auf Kammerhof bei Dorpat.  
61. Th. Thümmer, Kollegienrath, in Dorpat.  
62. J. von Bartholomaei, Obrist und Ritter, zur Zeit am Kaukasus.  
63. M. G. Santo, Kollegienrath, Oberlehrer am Gymnasium in Dorpat.  
64. Moritz v. Kauzmann, Prediger zu Odenpä.  
65. Woldemar Rohland, Cand. jur., Sekretär der Bauerrentenbank in Dorpat.  
66. Woldemar Schwarz auf Warbus.  
68. Konrad von Braisch auf Aya.  
69. Gustav Ost. Dehrn, Prediger in Wendau.  
70. Hermann Clemenz, Rektor der Lettischen Sprache an der Univ. und Seminar-Lehrer in Dorpat.

71. Karl Hehn, Cand. phil., Bibliothekargehilfe bei der Univ.-Bibliothek in Dorpat.
72. Ernst von Braß zu Waimastfer.
73. Karl Baron Bruiningt zu Palloper und Stolzen.
74. Julius Schröder, Cand. jur., Titularrath, Stadtschreiber in Windau.
75. Hermann Hörschelmann, Director einer Privaterziehungsanstalt in Werro.
76. A. G. Walzer, Apotheker in Narwa.
77. Peter Tweritinow, Gouv.-Sekret., Beamte der Gouv.-Regierung in Mitau.
78. Konstantin Steinbach, Magist. jur., auf Moon-Großenhof.
79. Alex. Wulffius, Cand. jur., Archivar des Universitätsgerichts in Dorpat.
80. Karl Friedr. Möbst, Cand. philol., in Dorpat.
81. Franz v. Uferman, Prediger in Edd bei Dorpat.
82. Friedr. Masing, Prediger in Rappin.
83. Johann Lagus, Kronlandmeister, in Wall.
84. Hermann Hartmann, Zeichenlehrer in Dorpat.
85. Karl Staehr, Gouv.-Sekret., in Dorpat.
86. Nikolai v. Schweder, Feldingenieur - Lieutenant, in Warschau.
87. R. H. v. Busse, Staatsrath, in St. Petersburg.
88. Thomas Clausen, Kollegientath, Observator bei der Kaiserl. Sternwarte in Dorpat.
89. Oswald von Schmidt, Cand. jur., Übersetzer des Rechts der Kaiserl. Stadt Dorpat.
90. William Gent, Cand. phil., in Narwa.
91. Dr. Wold. Schulz, Kreisarzt in Dorpat.
92. Cornelius Laaland, Prediger der Chsfn. Gemeinde in St. Petersburg.
93. Theod. v. Schmidt, Cand. jur., Zoll-Sekretär in Pernau.
94. Dr. Alex. von Rennefampf in Dorpat.
95. Boris Baron Urzull, Majoratssherr auf Ficel in Chsiland.
96. Friedr. Väber auf Werrohof.